

Samenkörner

Neue Folge

Neunundzwanzigster Jahrgang

Verlag von K. Brockhaus
Wuppertal-Elberfeld
1935

Bedruckt bei J. u. W. Brockhaus, R. u. G., Wuppertal u. Elberfeld

Inhaltsverzeichnis

„Mir ist alle Gewalt gegeben“	1
Ein Blitzstrahl Gottes	11
„Heute, wenn ihr Seine Stimme höret . . .!“ . . .	16
Eine gesegnete Silvesternacht	21
Bethlehem (Gedicht)	27
Bethlehem — Golgatha	28
Der gefährliche Dolch	29
Babettes Fund	38
„Ich nehme heute den Himmel und die Erde zu Zeugen gegen euch . . .“	45
frei, wenn auch in Ketten	49
Aus der Heidenwelt	55
Nur Jesus (Gedicht)	56
Jakob Ebersteins Umkehr	57
Wie die Urgroßeltern zur Verleburger Bibel kamen	69
Eine sonderbare Leichenfeier	75
„So schäme dich nun nicht . . .“	81
Die Photographie	85
Tempel des Heiligen Geistes	93
Ruhe (Gedicht)	94
Ist es der Mühe wert, ein Christ zu sein?	95
Vom Sinai nach Golgatha 101.	127
Engeldienst?	111
„Geschieht ein Unglück, und der Herr hätte es nicht bewirkt?“	115
Um „Ihm“ zu leben	124
Vinzenz a Paulo	141
Spurgeons Entscheidungsstunde	154
Sehen	157
Zurechtgewiesen, verhärtet, plötzlich zerschmettert .	163
In Dir ist Rettung, Heil und Ruh'! (Gedicht)	168
„Gott sei Dank, ich habe Sie glücklich nach Hause gebracht!“	169
Umkehr	181
Gottes Stimme	186
Die forelle	190

„Der Wind weht, wo er will“	194
Ein Original	197
„Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes“	208
Gott in der Natur (Gedicht)	212
Einer Mutter Gebet	214
Hannes Weil	222
Was ist dir Jesus?	224
Peter Reinharts Befeuerung	225
„Das Bild Gottes“	236
Wie ein Niasser einen Missionar belehrte	241
Jeden Tag kam er früh neun Uhr dieselbe Straße	246
Eine Frage ohne Antwort	248
„Wo ist, o Tod, dein Stachel?“	249
Die beiden Buchdrucker	255
Das Wichtigste	264
Ein christlicher Held aus Abessinien	268
Unser täglich Brot!	275
Martin, der Grobschmied	278
Wähle	280
„Du hast mir meinen Glauben genommen“	281
Rudericus	289
Dickfellig	301
Der schimpfende Michel	305
Wenn ich Jhu nur habe (Gedicht)	308
Wie Hans seine Schuld bezahlte	309
„Komm, Jesus, in mein Herz!“	322
Fritschen	331

„Mir ist alle Gewalt gegeben“

Auf Erden herrschen alle möglichen Gewalthaber, gute und böse, solche, die ein Segen sind für die ihrer Gewalt Unterstellten, und andere, unter deren Willkür das Land zugrunde geht und seine Bewohner seufzen. Treffen Herrscher und Gewalthaber durch Den, der sich im Buch der Sprüche „die Weisheit“ nennt, ihre Entscheidungen, so können diese nicht anders als „gerecht“ sein (Spr. 8, 15); regieren sie in Weisheit, so werden ihre Erlasse einen starken Damm bilden gegen die alles zersetzende Gesetzlosigkeit und Gottlosigkeit; und fügen sie zur Weisheit die Güte, so wird ihre Herrschaft Bestand haben zum Nutzen für viele. Ist aber der, welchen die Schrift einen Lügner und Menschenmörder, d. h. einen Verderber der Seelen, nennt, nämlich Satan, derjenige, von welchem ein Volksführer sich, wenn auch unbewußt, leiten läßt — und Satan ist in Wahrheit der Gott dieser Welt (vergl. 2. Kor. 4, 4) —, so kann sein Führertum nur Zerstörung, Elend und Jammer zur Folge haben. Den besten Beweis für diese Behauptung bietet in unserer Zeit Rußland. Durch die Herrschaft seiner ganz sichtbarlich unter satanischer Führung stehenden Gewalthaber ist aus diesem so reichen Land, dessen Bodenschätze unendlich sind, und dessen Fruchtbarkeit es ehemals zu einer Kornkammer Europas gemacht hat, ein Hungerland geworden mit einer Bevölkerung, deren Geschrei zum Himmel steigt.

So ist es heute. So wird es aber nicht bleiben. „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“, hat Jesus Christus, unser Herr und Heiland, Seinen Jüngern gesagt, bevor Er sie verließ, um in den Himmel zurückzukehren. Dieses Wort wird einmal seine Erfüllung in einer Weise finden, daß jeder es sehen wird. Heute ist es insoweit noch nicht erfüllt. „Wir sehen Ihm noch nicht alles unterworfen“, sagt der Schreiber des Hebräerbriefes, fügt aber dann für die an Christum gläubig Gewordenen hinzu: „Wir sehen aber Jesum . . . mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt“. (Hebr. 2, 8. 9.) In den Himmel eingegangen, thront Er, der Mensch Jesus Christus, schon heute zur Rechten Gottes als Der, dem alle Gewalt gegeben ist; aber nach außen hin in Erscheinung getreten ist das letztere noch nicht. Das wird erst geschehen, wenn die Weissagung Daniels ihre Erfüllung finden wird, und diese Zeit rückt mit jedem Tage näher heran. In den Visionen Daniels erscheint Gott als „ein Altar an Tagen“, Dessen Gewand weiß wie Schnee, und Dessen Thron Feuerflammen sind, von Dem ein Feuerstrom ausgeht, Dem Millionen dienen, und vor Dessen Thron Hunderte von Millionen stehen. Zu diesem „Altar an Tagen“ sieht der Prophet einen kommen, wie eines Menschen Sohn, und nachdem Ihm „Herrschaft und Herrlichkeit und Königtum“ gegeben worden ist, werden alle Völker, Völkerschaften und Sprachen Ihm dienen, und Seine Herrschaft wird eine ewige sein, die nicht vergeht, und Sein Königtum ein solches, das nie zerstört werden wird. Alle irdischen Reiche, mochten sie noch so groß sein — man denke nur an die Reiche Nebukadnezars, Alexanders und Napoleons — sind vergangen, alle

bestehenden werden ebenfalls vergehen, aber das Reich des Sohnes des Menschen wird Bestand haben, so lange diese Erde besteht, und in den Jahrhunderten dieses Reiches werden die Menschen allenthalben in Wahrheit erfahren, was Herrlichkeit und Macht, Gerechtigkeit und Friede sind.

Was Seine vor aller Augen sichtbare Herrlichkeit angeht, sind also die Tage „aller Gewalt“ für unseren Herrn Christus noch zukünftig. In anderer Hinsicht aber ist diesem wunderbaren Menschensohn von Gott, dem Allmächtigen, heute schon „alle Gewalt“ übertragen. In welcher denn?

Die Antwort finden wir im vorletzten Verse des Matthäus-Evangeliums, und zwar in dem letzten Gebot, das der scheidende Herr Seinen elf Aposteln gab. In diesem Gebot befahl Er ihnen, hinzugehen und alle Nationen zu Jüngern zu machen. Hier will Er also die Ihm übertragene Gewalt dazu benutzen, um in der Macht der Sünde und der Gewalt Satans liegende Menschen ins Licht und in die Freiheit zu führen. Wir wollen jetzt nicht davon reden, ob die elf Jünger diesen Auftrag ihres Herrn wirklich ausgeführt haben — wir wissen, daß Paulus später in besonderer Weise damit beauftragt worden ist —, vielmehr möchte ich unser Augenmerk kurz auf den Auftrag selbst richten.

Dieser Auftrag bedeutete nicht mehr und nicht weniger als einen gewaltigen Kampf zwischen Licht und Finsternis. Die Nationen, also die Heiden, zu Jüngern machen, hieß, in nie dagewesener Weise in das Reich Satans eindringen und ihm seine Beute, d. h. die in Knechtschaft gehaltenen Seelen, rauben. Welch eine gewaltige Macht Satan und seine Heer-

scharen darstellen, sagt uns Paulus in seinem Brief an die Epheser, wenn er von „Fürstentümern, Gewalten, Weltbeherrschern dieser Finsternis und geistlichen Mächten der Bosheit in den himmlischen Örtern“ redet. (Kap. 6, 12.) Freilich hat Jesus diese furchtbare Macht am Kreuze besiegt. Er hat durch „Seinen Tod den zunichte gemacht, der die Macht des Todes hat, das ist den Teufel“. (Hebr. 12, 14.) Gerade auf Grund dieses Werkes konnte ja Gott Ihm, dem Menschensohn, alle Gewalt im Himmel und auf Erden übertragen. Aber von dieser Besiegung Satans bis zu seiner endgültigen Zerschmetterung ist doch noch ein weiter Schritt. Noch ist Satan die Macht nicht endgültig genommen. Gott läßt nach Seinen unerforschlichen Ratschlüssen der Entwicklung der Dinge ihren Lauf. Noch ist Satan am Ruder, und er nutzt fürwahr die ihm gelassene Zeit gut aus. Wir wissen aus der Apostelgeschichte von den Anstrengungen, die er von Anfang an gemacht hat, um der Ausbreitung des Evangeliums der Gnade in Christo Jesu entgegenzutreten. Wir können sie wahrnehmen all die Jahrhunderte hindurch, die zwischen jener Zeit und der heutigen liegen, und wir sehen sie noch heute. Aber — und jetzt kommt das große Aber — dem Stärkeren, der über ihn gekommen ist, ist Satan mit all seiner Macht und List nicht gewachsen. Wer der Botschaft des Evangeliums glaubt und Jesum annimmt, erfährt eine mächtige Befreiung von der Sklaverei Satans und der Knechtschaft der Sünde. Sein Herr ist fortan Jesus, der Freundliche und Gnädige, bei Dem ein Mensch Ruhe findet für seine Seele, da Sein Joch sanft und Seine Last leicht ist.

Dieser Jesus, der zur Rechten Gottes erhöhte

Menschensohn, lädt noch immer als der Heiland der Sünder Mühselige und Beladene ein, zu Ihm zu kommen. Seine Kraft ist auch heute noch da, um zu retten und zu befreien. Und wer auf Seine Stimme hört, der erfährt, daß Er stärker ist als Satan. Freilich, ohne Kampf geht's nicht ab. Satan läßt seine Beute nicht leicht fahren. Das erfährt mancher auf erschreckende Weise. Selbst für den Gläubigen hört der Kampf ja nie auf. Dennoch bleibt's dabei: „Ihm ist alle Gewalt gegeben“, und Er ist stark genug, selbst eiserne Ketten zu sprengen.

Jesu Liebe kann erretten,
Seine Hand ist stark und treu.
Er zerbricht der Sünde Ketten
Und macht alles, alles neu.

Die Wahrheit dieser Worte möchte auch ich bezeugen, so schreibt uns ein Freund, der durch Jesu Rettermacht von den Fesseln der Trunksucht befreit worden ist. Obwohl meine Eltern nicht tranken, unterlag ich, soweit mir erinnerlich, schon als fünfjähriger Knabe (!!) der Versuchung und Verführung und betrank mich derart, daß ich nicht wußte, wo ich mich befand. Wie mag da der alte, böse Feind, der, wie der Dieb in dem bekannten Gleichnis unseres Herrn Jesus, nur kommt, um „zu stehlen und zu schlachten und zu verderben“, triumphiert haben angesichts eines solchen Erfolgs bei einem so jungen Menschenkind!

Als ich etwa zwanzig Jahre alt war, fing ich an, regelmäßig zu trinken, und zwar in einer Weise, daß ich nach einiger Zeit meine Stelle verlor. Ich erschrak vor mir selbst. Furcht, Sorgen und Zweifel ängstigten mich, und dieser Zustand wurde mitunter so schlimm,

daß ich mich ernstlich mit dem Gedanken trug, diesem elenden Leben ein gewaltsames Ende zu bereiten. So macht's der Teufel. Nachdem er zuerst eine arme Seele sich dienstbar gemacht hat, überläßt er sie schließlich der Verzweiflung, ja, stößt sie am Ende mit einem einzigen Fußtritt — wie oft ist ihm dies schon gelungen! — in eine finstere Ewigkeit hinein, wo sie ihre ewige Strafe tragen muß an dem Ort, wo „ihr Wurm nicht stirbt, und das Feuer nicht erlischt“. (Mark. 9, 44. 46. 48.)

Durch Gottes Gnade blieb ich vor dem äußersten Schritt bewahrt. Er will ja nicht den Tod des Sünders, sondern daß er umkehre von seinen Wegen und lebe. Er sorgte auch dafür, daß ich eine andere Stelle bekam, und zwar als Wirtschafts-Beamter in Russisch-Polen. Leider aber gelang es Gottes Güte nicht, mich zur Buße zu leiten. (Röm. 2, 4.) Ich kam vom Trinken nicht los und diente Satan weiter wie bisher. Ich war in Wahrheit „der Sünde Knecht“, wie unser Herr Jesus einst den Juden gesagt hat. (Joh. 8, 34.) Sieben Jahre behielt ich meine schöne Stelle, trotzdem ich in dieser Zeit die Geduld und Nachsicht meiner Dienstherrn oft auf eine harte Probe stellte. Dann aber konnte ich, ruiniert an Leib und Seele, den Anforderungen meines Dienstes nicht mehr entsprechen und mußte entlassen werden. Es ging mehr und mehr mit mir bergab, dem Abgrund zu.

Ich kann es nur als eine weitere Gnade Gottes bezeichnen, daß Er mich trotz der alles andere als empfehlenswerten Verfassung, in der ich mich in jener Zeit befand, nochmals Arbeit finden ließ. Als Aufseher einer Anzahl polnischer Arbeiter, sogenannter

„Sachfengänger“, kam ich zur Sommerarbeit nach Deutschland. Man hätte denken sollen, daß die gemachten Erfahrungen mich zur Enthalttsamkeit gezwungen hätten. Es war aber nicht der Fall. Von meiner Mutter sowohl als auch von anderen wurde ich ernstlich ermahnt und gewarnt. Es half aber alles nichts. Vom Trinken kam ich nicht los. Meine Körperkräfte nahmen ab. Meine Sinne wurden abgestumpft und meine Geisteskräfte gelähmt. Ich empfand das wohl, stand aber allem halt- und kraftlos gegenüber, außerstande, den Niedergang aufzuhalten. Trotzdem ich fast unaufhörlich trank, gelang es mir — fast unglaublich, aber wahr — meinen elenden Zustand vor einem Mädchen, das ich zur Frau begehrte, zu verbergen, so daß sie mich, im Glauben, es mit einem unbescholtenen Manne zu tun zu haben, heiratete. Umso größer war ihr Schrecken, als sie bald nach unserer Hochzeit erkannte, wer ich war. Ach, wieviel hat meine liebe arme Frau um mich geweint! Wie hat sie mich mit Bitten bestürmt, doch von meiner verhängnisvollen Leidenschaft zu lassen! Zwar versprach ich ihr hoch und teuer, nicht mehr trinken zu wollen. Es mochte mir auch mit diesem Versprechen mitunter ernst sein. Aber im Grunde machten alle Bitten und Tränen keinen tieferen Eindruck auf mein durch das langjährige Trinken verhärtetes Gemüt. Die Branntweinflasche war mir in jener Zeit — ich muß es bekennen — lieber als Weib und Kinder. O, ich war ein schlechter Vater. Kein Wunder, daß meine Kinder, als sie heranwuchsen, mich verachteten und mir nicht mehr gehorchten. Wie konnten sie auch Achtung haben vor einem Vater, der die Branntweinflasche tagsüber in der Hosentasche und nachts unter dem Kopf-

kissen verwahrte, und der dazu in jeder Freistunde das Wirtshaus aufsuchte?!

So vergingen wieder elf lange Jahre. Immer wieder machte ich, besonders auf die Bitten und Tränen meiner Frau hin, Anläufe, mich zu bessern. Aber da ich alles aus eigener Kraft unternahm, mußte es fehlschlagen. Wie hätte ich armer, wankelmütiger Mensch aus mir selbst einen Sieg über den starken Feind der Seelen davontragen können? Insofern trat aber doch mit der Zeit eine Veränderung bei mir ein, daß es mir bei zunehmendem Alter immer klarer wurde: So kann und darf es nicht weitergehen; so gehst du nach Leib und Seele zugrunde. Ich rüttelte an meinen Ketten, aber es gelang mir nicht, sie zu zerreißen, trotzdem ich verschiedene in den Zeitungen angepriesene Mittel gegen die Trunksucht ausprobierte. Die Mittel kosteten mich ein schönes Stück Geld, halfen aber nichts. Wahrscheinlich standen sie, was ihren Wert anging, in gar keinem Verhältnis zu den dafür geforderten Preisen. Schließlich fiel mir — es war im Jahre 1905 — eine sächsische Zeitung in die Hand, in der ich etwa folgende Anzeige las:

Viele Trinker suchen nach Mitteln, um von der Trunksucht befreit zu werden. Das dafür ausgegebene Geld ist hinausgeworfen. Wer wirklich Befreiung sucht, wende sich an uns! Wir haben ein Mittel bereit, das sicher hilft.

Da ich zu denen gehörte, die einen nicht unerheblichen Betrag für genannten Zweck losgeworden waren, beschloß ich, noch einen letzten Versuch zu machen, und schrieb an die angegebene Anschrift. Ich bat, mir das Mittel unter Postnachnahme zuzusenden, es möge kosten, was es wolle.

Drei Tage später erhielt ich einen Brief mit einem — Neuen Testament. Dem Testament lag ein Schein bei, auf dem ich mich verpflichten sollte, für einen Tag nicht zu trinken. Der Schein selbst enthielt einen Vermerk, dahin lautend, daß nur der Herr Jesus, der Heiland der Sünder, die Gebundenen frei machen könne, aber man müsse auch frei werden wollen. Um diesen Willen zu bekunden, sollte der Schein unterschrieben werden. Jesus sei gekommen, Sünder zu retten, und Er sei in dem beiliegenden Buche zu finden.

Wie ein Ertrinkender nach dem ihm zugeworfenen Rettungsseil, so griff ich nach dem mir empfohlenen Mittel. Mir der eigenen Ohnmacht durchaus bewußt, unterschrieb ich am 25. Mai 1905 den ersten Verpflichtungsschein und gelobte, mich „mit Gottes Hilfe“ der alkoholischen Getränke zu enthalten. In der dann folgenden schweren Kampfzeit durfte ich manche Hilfe erfahren von seiten des Blaukreuz-Vereins, der mir das Neue Testament gesandt hatte. Ich erhielt manch guten Rat, und unter Gottes gnädigem Beistand gelang es mir, anstelle des Wirtshauses christliche Versammlungen und wahre Gläubige zu besuchen. Auf diese Weise kam ich unter Gottes Wort und lernte Den kennen, der den Starken besiegt hat. So wie ich war, in meinem gebundenen, sündigen Zustand, ging ich zum Heiland, und Er hat mich aus der Finsternis in Sein Licht gebracht. Nicht nur von der mich knechtenden satanischen Macht hat Er mich gelöst, sondern Er hat mich befreit von der Herrschaft der Sünde und mir alle meine Sünden vergeben auf Grund Seines Werkes von Golgatha. Heute brauche ich nicht mehr als ein von Satan gebundener Sklave

zu trinken, sondern darf Ihm leben und Ihm dienen mit glücklichem und dankbarem Herzen.

Noch eins möchte ich zum Schluß sagen: Wenn auch der Herr Jesus mir in meiner Schwachheit zu Hilfe gekommen ist mit jener Enthaltenskarte, so weiß ich doch, daß Er mächtig ist, solche, die in ähnlicher Weise gebunden sind, auch ohne Enthaltensschein auf den richtigen Weg zu bringen. Letzten Endes ist Er es ja allein, der solche Ketten zu zerreißen vermag, und der es auch tut. Wichtig aber ist, daß der Gebundene zu Ihm kommen will, denn es steht geschrieben: „Wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“ Seine Arme sind ausgebreitet. Er stößt niemand zurück, der, Seiner Einladung folgend, sich zu Ihm wendet. Noch steht die Gnadentür offen, offen für jedermann.

Und Er gibt umsonst. Die Welt bietet ihre Mittel für teures Geld an. Er aber gibt das größte Gut umsonst. Umsonst bietet Er ein volles, ewiges Heil.

Und Er ist stark. Schaut mich an! Aus was für Banden hat Er mich gelöst! Wie tief war ich gesunken! Ich war wahrlich ein ganz Verlorener. Aber Er hat mich ganz freigemacht. Alles ist anders geworden. Alle freuen sich über die wunderbare mit mir vorgegangene Änderung. Ja, wen der Sohn frei macht, der ist wirklich frei. Befreit von der Herrschaft der Sünde, erlöst aus der Sklaverei Satans, wandert ein solcher als ein freier Mensch der Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes entgegen, jener noch zukünftigen Zeit, wo selbst die Schöpfung frei gemacht werden wird von der Knechtschaft des Verderbnisses. (Römer 8, 21.)

Ein Blitzstrahl Gottes

Ein betagter Pfarrer erzählte folgendes Erlebnis aus seiner Jugend.

Als Knabe war ich bei einem Landpfarrer in Masuren in Pension. Im Pfarrhause lagen auf der rechten Seite vornheraus des Pfarrers Sprechzimmer und sein Schlafzimmer, das er mit mir teilte, hinter diesen sein Studierzimmer. Links befanden sich Wohn- und Schlafstuben der Frau und Tochter. Die Wohnung für das Gesinde schloß sich nach dem Hofe zu an.

Einst im Winter mußte der Pfarrer über Land fahren, und so schlief ich auf der rechten Seite des Hauses ganz allein. Es war eine eiskalte, klare Nacht. Plötzlich erwachte ich aus tiefem Schlaf. Ein heller Mondschein schien durch das in die geschlossenen Fensterläden eingeschnittene Herz und beleuchtete mit geisterhaftem Licht eine Gestalt, die mir gegenüber am Ofen stand, den Blick fest auf mich gerichtet. Es war ein Mann in großem Schafpelz, eine Pelzmütze tief über die Stirn gezogen, mit breitem, bartlosem Gesicht. So erschrocken ich war, behielt ich doch Geistesgegenwart genug, die Augen sofort wieder zu schließen und zu tun, als ob ich fest schlief. Ich hörte, vor Angst bebend, wie sich der Mann leise meinem Bett näherte, und fühlte seinen Atem, als er sich über mich beugte und mir lange ins Gesicht sah. Schließlich, da es mir unter Aufbietung aller Gewalt gelang, ganz ruhig zu bleiben, wandte er sich von mir ab, öffnete leise die Tür, die nach des Pfarrers Studierzimmer führte, und bald erkannte ich an einem Geräusch, daß der Mann die Kirchenkasse hervorholte, die in ei-



nem Blechkasten unter dem Schreibtisch stand. Noch immer lag ich unbeweglich und mit fest geschlossenen Augen, als er, den großen Kasten auf der Schulter, wieder durch meine Stube schlich. Kaum war er jedoch im Nebenzimmer, da sprang ich schnell aus dem Bett, um Hilfe zu holen. Ein Geräusch machte mich stutzig. Der Mann schien mit dem Kasten gegen die Wand geprallt zu sein, und noch ehe ich in mein Bett

zurückgelangen konnte, stand er wieder in meinem Zimmer. Mit dem Angstschweiß in der Seele: „Rette mich, o Gott!“ blieb ich, vor Entsetzen gelähmt, hinter der großen Standuhr stehen. Die Hände gefaltet, kalten Schweiß auf der Stirn, starrte ich unverwandt auf den Schrecklichen, der, als er mein Bett leer fand, mit gezogenem Messer unter demselben suchte. Die Pelzkappe verschob sich etwas, und grell fiel das Mondlicht auf eine Narbe am Ohr und ein Streifchen blondes Haare. Er suchte hinter dem Bett, dann hinter dem großen Schrank, und nun schritt er auf die Standuhr zu. „Rette mich, o Gott!“ flehte ich lautlos in Todesangst. Der Mann ging vorbei, suchte in des Pfarrers Studierstube, kam zurück, stand, sich noch einmal rings umsehend, dicht vor mir und — fand mich nicht. Noch heute ist mir dies ein Rätsel. Eiligst suchte der Verbrecher dann das Weite. Ich hörte noch, wie er draußen auf dem knirschenden Schnee sich entfernte, und lief mit Windeseile, das Gesinde zu wecken. Es war auch rasch zur Stelle, kam aber doch zu spät, um den Dieb zu fassen.

Anderen Tags war natürlich furchtbare Aufregung im ganzen Dorf, und sobald der Pfarrer zurückkam, wurden sofort Hausfuchungen und die genauesten Nachforschungen angestellt, aber ohne jeden Erfolg. Abends kam der Kirchendiener noch mit verschiedenen Meldungen zum Pfarrer. Zufällig trat ich ins Zimmer, aber ich fuhr erschrocken zurück. Ich sah das Gesicht der vorigen Nacht wieder — da war auch die Narbe am Ohr, und blondes Haar fiel halb darauf. Der Kirchendiener mußte der Täter sein. Ich teilte meine Entdeckung dem Pfarrer mit, und so wurde auch in der Wohnung des Kirchendieners

Hausfuchung gehalten. Als aber nichts gefunden wurde, glaubte man, ich habe mich in meinem Schrecken und dem ungewissen Mondlicht über das Gesicht getäuscht. Bei mir jedoch stand es fest: der Kirchendiener war der Dieb. Ich behielt ein heimliches Grauen vor ihm und ging ihm aus dem Wege, wo ich konnte.

Monat um Monat verging. Der Dieb und sein Raub waren nicht aufgefunden. So kam das Frühjahr heran, und es war ein schwüler Maitag, als mich die Frau Pfarrer mit einer Bestellung auf ein benachbartes Bauerngut schickte. Dort fand ich mehrere Bauern vor der Tür sitzen, unter ihnen den Kirchendiener, der auch hier eingekehrt war. Er schien mit den ihm gelieferten Lebensmitteln nicht zufrieden zu sein, sondern machte verdrießlich allerlei tadelnde Bemerkungen. Die Bäuerin blieb ihm die Antwort nicht schuldig, worauf der Kirchendiener erklärte, bei so geringen Gaben sei in dieser teuren Zeit überhaupt nicht mehr durchzukommen, und die Abgaben müßten erhöht werden.

„Ach, seid doch still!“ rief die Frau zornig, „in der verschwundenen Kirchenkasse war Geld genug, und das wird Euch schon in dieser teuren Zeit helfen, durchzukommen.“

„Freilich!“ ertönte es rings im Kreise der Bauern; und nun fielen Äußerungen von allen Seiten, die mir zu meinem Erstaunen zeigten, daß der Verdacht der Täterschaft trotz mangelnder Beweise doch auf dem Kirchendiener ruhte. Dieser, abwechselnd bleich und rot vor Zorn, sprang schließlich auf und rief:

„Wer es wagt, mich des Diebstahls zu beschuldigen, den verklage ich vor Gericht! Ich bin unschuldig, und mir ist nichts bewiesen worden. Möge der

Blitz mich treffen, wenn ich die Kasse auch nur angerührt habe!“

Die Bauern verstummten. Mir aber wurde unheimlich zumute, und nachdem ich der Bäuerin meinen Auftrag ausgerichtet hatte, entfernte ich mich schleunigst in nicht geringer Angst, der Kirchendiener könne mit mir gehen.

Auf dem Rückweg war die Luft noch schwüler als vorher. Die Hitze wurde fast erdrückend, und als sich gegen Abend schwere Wolken aufstürmten, begrüßte jeder das herannahende Gewitter mit Freuden. Immer schwärzer wurde der Himmel. Alles lief ins Haus. Auch den Kirchendiener sah ich, sein Söhnchen auf dem Arm, über den Kirchplatz seiner Wohnung zueilen. Ein furchtbarer Krach — Blitz und Schlag zugleich — trieb mich einen Augenblick vom Fenster zurück. Dann zog die schwere Wetterwolke in unheimlicher Stille über unser Dorf hinweg.

Auf dem Kirchplatz aber lag starr und kalt der Kirchendiener, von dem ersten und einzigen Blitzstrahl dieses Gewitters getroffen. Das Söhnchen, von der Gewalt des Schlages aus seinem Arm geschleudert, lag unverlezt und nur betäubt auf weichem Rasen daneben.



„Heute, wenn ihr Seine Stimme höret . . . !“

Maria war zur Zeit unserer Erzählung ungefähr neun Jahre alt. Sie hatte gläubige Eltern, die mit zärtlicher Liebe über ihr leibliches und geistliches Wohl wachten und ihr viel von dem Herrn Jesus erzählten. Sie hörte auch stets aufmerksam zu, wenn von göttlichen Dingen die Rede war. Besonders gern besah sie mit ihrer Mutter die große Bilderbibel, die vorn im Gastzimmer auf dem runden Tisch lag. Oft war ihr Herz gerührt, wenn sie von dem Herrn Jesus erzählen hörte, wie freundlich und liebevoll Er gegen alle gewesen ist, wie Er Kranke geheilt, Hungerige gespeist, Betrübte getröstet und verlorene Sünder gerettet hat. Aber sie schob es immer wieder auf, Ihm ihr Herz zu schenken. Zuweilen dachte sie mit Schrecken daran, daß der Herr plötzlich kommen könne, und sie dann allein zurückbleiben würde; denn ihre Eltern und viele ihrer Verwandten gehörten schon lange dem Herrn an und warteten auf Sein Kommen. Wenn sie des Abends im Bett lag, begann ihr Herz oft ängstlich zu klopfen, und doch zögerte sie immer wieder, zu Jesu zu gehen. „Morgen werde ich es tun“, dachte sie manchmal; aber wenn dann der Morgen kam und die Sonne wieder hell ins Zimmer schien, waren alle die ernstesten Gedanken verflogen, die guten Vorsätze vergessen, und es blieb beim alten.

So sucht der Teufel die Menschen, auch die Kinder, zu verhindern, zu Jesu zu gehen und im Glauben an Ihn Heil und Frieden zu finden. Es ist sein stetes

Bemühen, alle ernstesten Gedanken aus den Herzen der Menschen zu verschrecken. „Warum nicht morgen? Du kannst ja einmal über die Sache nachdenken; aber ängstige dich nur nicht! Zur Bekehrung ist's immer noch Zeit. Die Botschaft von Jesu Wiederkunft ist schon so alt! Viele Jahrhunderte sind dahingegangen, und Er hat Sein Wort noch immer nicht erfüllt. Warum sollte es nicht noch länger so weitergehen?“ Mit solchen und ähnlichen Einflüsterungen wiegt er das beunruhigte Herz wieder in Schlaf und bringt das erwachte Gewissen zum Schweigen. Horcht nicht auf ihn, ihr lieben jungen Freunde! Er ist ein Lügner und Betrüger, der wohl weiß, daß er auf diesem Wege Tausende und aber Tausende von unsterblichen Seelen der Hölle zuführt. Der Herr Jesus aber ist die Wahrheit und die Liebe. Darum hört auf Seine Stimme! Sobald ihr wirklich zu Ihm eilt, flieht der Teufel; denn er ist ein überwundener Feind, der die Gegenwart des Herrn der Herrlichkeit nicht ertragen kann.

Ofters wurde Maria mitten in der Nacht wach; und wenn sie dann die Augen aufschlug, und alles war so dunkel, überfiel sie die Furcht, der Herr möchte gekommen sein und die Seinigen zu sich genommen haben. Sie stieg dann gewöhnlich schnell aus ihrem Bett und lief zu der älteren Schwester, die bekehrt war und mit ihr in demselben Zimmer schlief. Wenn diese noch da war, so wußte sie, daß der Herr noch nicht gekommen und ihre Furcht unbegründet war. Zitternd fuhr sie mit der Hand über die Bettdecke, und wie froh war sie, wenn sie die Hand oder das Gesicht der Schwester fühlte! Leise schlich sie dann in ihr eigenes Bett zurück.

Nun geschah es einmal, daß Maria mit ihrer Mutter eine kleine Reise zu einem Oheim machte, der irgendwo auf dem Land ein schönes Haus bewohnte. Sie sollten dort mehrere Wochen bleiben. Maria war überglücklich. Sie war schon einmal bei dem Oheim gewesen und erinnerte sich stets mit großem Vergnügen an die dort verlebten Tage. Die Fahrt verlief sehr angenehm, und im Hause des Oheims wurden die beiden Gäste aufs herzlichste empfangen.

Als Maria des Abends zu Bett ging, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß sie allein in einem Zimmer schlafen mußte. Sie sagte jedoch nichts, aus Furcht, ausgelacht zu werden. Ihre Mutter brachte sie zu Bett, betete mit ihr und gab ihr einen Kuß. Dann zeigte sie ihr einen Schellenzug, der neben ihrem Bett hing, und an dem sie nur zu ziehen brauche, wenn sie etwas nötig hätte. Als die Mutter das Zimmer verlassen hatte, gab sich Maria alle Mühe, einzuschlafen. Doch je mehr sie sich anstrengte, desto weiter schien der Schlaf zu fliehen. Eine halbe Stunde nach der anderen verging, aber Maria war noch immer wach. Das fremde Zimmer, das fremde Bett, und dann ganz allein — o wie wünschte sie, daheim zu sein im eigenen Bett und neben ihr die gute Schwester! Sie lauschte angestrengt auf jedes Geräusch, das aus dem Hause an ihr Ohr drang. Türen wurden auf- und zugemacht. Schritte ertönten auf der Treppe. Dielen und Schränke krachten so eigentümlich — alles schien darauf berechnet zu sein, den Schlaf zu verscheuchen. Sie zog sich die Decke über die Ohren, um nichts mehr zu hören; aber auch das half nicht. Jetzt schlug es zehn Uhr. Nach und nach wurde es still im Hause. Die Bewohner gingen einer nach dem anderen zu Bett.

Maria hörte noch, wie sie sich „Gute Nacht!“ sagten, und dann vernahm sie nichts mehr.

Jetzt, dachte sie, werde ich einschlafen können. Sie legte sich auf die Seite und atmete tief und regelmäßig — ein Mittel, das sie früher schon mit Erfolg erprobt hatte. Aber heute wollte auch das nicht helfen. Die Todesstille, die sie umgab, wurde je länger je unerträglicher. Solange sie Geräusche im Hause gehört hatte, war es noch zum Aushalten gewesen, aber jetzt fühlte sie sich ganz verlassen, und dann stieg plötzlich der Gedanke an das Kommen des Herrn wieder mit aller Macht in ihr auf. Während des ganzen Tages hatte sie nicht daran gedacht, aber nun überfiel sie's mit Gewalt. „Wenn der Herr Jesus nur nicht gekommen ist und sie alle zu Sich genommen hat!“ murmelte sie vor sich hin. Je mehr sie über diese Möglichkeit nachsann, desto größer wurde ihre Angst. Was sollte aus ihr werden, wenn sie allein zurückgeblieben wäre! Wie schrecklich, wie entsetzlich würde das sein! Sie begann am ganzen Körper zu zittern, und der Angstschweiß trat ihr in großen Tropfen auf die Stirn. Endlich wußte sie sich nicht mehr zu helfen, fuhr mit einem gellenden Schrei in die Höhe und zog mit aller Kraft an der Schelle.

Ihre Mutter, die glücklicherweise noch nicht zu Bett gegangen war, eilte bestürzt herbei. Sie fand ihr Kind im Bett sitzend, mit einem Gesicht, auf dem die Angst seiner Seele deutlich zu lesen war; und es dauerte eine geraume Weile, bis sich die Kleine, die laut schluchzend ihr Angesicht an der Mutter Brust verbarg, ein wenig beruhigt hatte. Endlich begann sie zu erzählen. In abgebrochenen Sätzen teilte sie der Mutter mit, weshalb sie so voll Furcht sei, wie sie ge-

glaubt habe, der Herr Jesus sei gekommen usw. Die Mutter benutzte natürlich die Gelegenheit, um sie aufs neue auf die Liebe des Heilandes und Freundes der Kinder hinzuweisen, der auf alle Weise die Kinder, die Er so liebe, zu Sich zu ziehen suche. „Schiebe doch nicht wieder auf, mein Kind!“ mahnte sie; „der Herr hat schon so oft bei dir angeklopft. Öffne Ihm doch endlich dein Herz! Er hat dich so unendlich lieb. Er will nicht, daß du verloren gehst. Darum hat Er diese Unruhe in deinem Innern geweckt.“

Was die Mutter noch sonst mit ihrem Kinde gesprochen hat, weiß ich nicht, ist auch nicht nötig, zu wissen. Soviel aber kann ich sagen, daß das Gewissen des kleinen Mädchens endlich aufzuleben begann. Zögernd gestand sie der Mutter dies und das aus ihrem Leben und bat sie deswegen um Verzeihung. Es waren natürlich keine großen Dinge; aber sie genügten, um der Kleinen ein Empfinden dafür zu geben, daß sie so, wie sie war, vor dem heiligen Gott, der selbst Gedankensünden richten muß, nicht erscheinen könne. So kam sie zu einem Bekenntnis vor Gott und Menschen, und als dann die Mutter aufs neue ihren Blick auf den Heiland der Sünder richtete, da konnte sie Ihn mit einemmal mit ganz neuen Empfindungen betrachten. In aller kindlichen Einfalt vertraute sie sich Ihm an. Ihre Angst schwand, und über dieselbe Sache, die ihr vorher so viel Angst und Schrecken verursacht hatte, konnte sie sich jetzt freuen. Wenn jetzt der Herr Jesus kam, ging sie mit Ihm ein ins Vaterhaus. Das wußte sie.

Mitternacht war längst vorüber, als die Mutter ihr glückliches Töchterchen verließ. Maria konnte noch immer nicht einschlafen, aber jetzt nicht mehr aus

Furcht, sondern vor Freude. Erst gegen Morgen senkte sich ein wohlthätiger Schlummer auf ihre müden Augenlider, und als sie wieder aufwachte, da stand die Sonne schon hoch am Himmel.

Viele Jahre sind seit jener Nacht verflossen. Maria ist eine Frau geworden, die selbst Kinder hat. Doch sie hat jene denkwürdige Nacht nie vergessen. Noch oft erinnert sie sich der Angst, die sie damals ausgestanden hat, aber auch der Freude, die der Herr ihr schenkte, als sie Ihm ihr junges Herz öffnete. Gern und oft redet sie mit ihren Kindern darüber. Auch mir hat sie die Geschichte erzählt, und ich erzähle sie euch wieder, damit auch ihr es macht wie sie und heute noch, hört ihr? **heute** eure Zuflucht zu dem Heiland nehmet, der mit offenen Armen auf euch wartet.

Eine gesegnete Silvesternacht

Leise flackerte das kleine Kerzenlicht in der fast völlig im Dunkeln liegenden Krankenstube in einem der zahlreichen Hinterhäuser einer Vorstadt Roms. Am Krankenbett saß ein blonder Jüngling. Lang wallten die Locken bis zum Nacken herab. Schon das Äußere verriet, daß er ein Künstler sei.

Ludwig Richter war's, der Sohn des Kupferstechers Richter aus Dresden. Die große Freundlichkeit eines Dresdener Buchhändlers hatte ihm einen Aufenthalt in der Kunststadt Rom ermöglicht. Die freundlich und doch so ernst dreinschauenden Blauaugen wanderten in dem kleinen Raum umher. Sie schauten minutenlang zum Krankenbett, wo ruhig und

tief Freund Dehme, den das Fieber in den letzten Tagen gepackt hatte, schlief. Schon einige Nächte wachten die Freunde am Bett des Kranken. Heute war eine wesentliche Besserung eingetreten, so daß man es wohl wagen durfte, ihn allein zu lassen. Ludwig Richter stand mehr als einmal im Begriff, aufzustehen und hinauszugehen. Aber immer wieder hielt ihn etwas ans Krankenzimmer gefesselt. War's die Sorge um den Freund, oder waren es die schwer lastenden Gedanken, die in seinem Innern wühlten?

Neben ihm auf dem kleinen Tischchen lag ein Buch, in dem er vor dem Eintritt der Dunkelheit gelesen hatte. „Jung-Stillings Lehr- und Wanderjahre“ stand auf dem Titelblatt. Eine Seite war etwas eingeknickt. Unwillkürlich griff die Hand des Malers nach der Lektüre. Er schlug die Seite auf und versuchte beim Schein der Kerze zu lesen. Aber er konnte dann doch nicht. Er legte das Buch wieder fort. Was sollte es ihm auch? Er wußte ja, was darin stand. Er kannte die Worte auswendig, die ihn immer wieder anzogen. Sie gingen ihm nun schon Tage nach. Sie verfolgten ihn nachts im Traum. Sie kamen in jeder stillen Stunde zu ihm. Er rang mit ihnen, aber er wurde nicht mit ihnen fertig. „All unser Moralisieren“, hieß es da, „ist nicht einen Pfifferling wert. Ich will euch eine größere Wahrheit sagen. Wenn der Mensch nicht dahin gelangt, daß er Gott mit einer starken Leidenschaft liebt, so hilft ihm alles Moralisieren nichts, und er kommt nicht weiter.“

Was wollten die Worte von ihm? Wollten sie ihm die Unsinnigkeit seiner inneren Kämpfe ins Bewußtsein rufen? Wahrlich, sein Leben war nicht leicht gewesen bis zu dieser Stunde. Er hatte mit sich selbst

gerungen, er hatte ein recht idealer Mensch werden wollen. Aber gelungen war es ihm eigentlich nicht. Lag's daran, daß ihm die „leidenschaftliche Liebe“ zu Gott fehlte, wie Jung-Stilling schrieb?

Aber wer war das schließlich, Gott? War es die hohe und erhabene Kraft, die jenseit der Sterne wohnt? Was hatte sie mit dem Menschen zu tun? Was kümmerte sie sich um die kleinen, vergänglichen Wesen?

Der Maler sprang auf. Er erschrak selbst vor der Hektigkeit seiner Bewegung. Er lauschte zum Kranken hinüber, ob er ihn in seiner Ruhe gestört. Doch der schlief seinen tiefen Genesungsschlaf. Ludwig Richter schüttelte sich. Es war, als wolle er die Gedanken aus seinem Herzen hinausstoßen. Endlich Ruhe haben wollte er. Das war sein Sehnen.

Da fiel ihm die Einladung ein, die er von seinem Freund Ludwig von Maydell erhalten hatte. Sie war ihm schon entfallen. Er kannte ja die Menschen kaum näher, die sich bei Maydell versammelten. Sollte er sich mit fremden Menschen zusammensetzen? Würden nicht die Kämpfe seines Innern ihn zu einem schlechten Gesellschafter machen?

Eine Weile stand er schweigend. Das Bild Ludwig von Maydells wurde in ihm lebendig. Er liebte diesen etwas eigentümlichen, aber tüchtigen Künstler. Er hatte etwas Anziehendes. Er verstand es auch, Stunden reich und lebendig zu machen.

Richter entschloß sich, der Einladung Folge zu leisten. Leise stieg er die knarrende Stiege vom Krankenstüblein hinab in den dunklen Hausflur. Er suchte den Ausgang. Dann stand er auf der Straße. Von einer der Kirchen schlug es zehn Uhr. Noch zwei Stun-

den, dann war Mitternacht, dann begann das neue Jahr. Was würde es bringen? Ruhig kreisten am Himmel die ewigen Sterne. Der Maler schaute hinauf. Die Erhabenheit der stillen Nachtstunde kam wie eine große Ruhe in sein Herz.

Er schritt durch die stillen Straßen, bis er das Gäßchen fand, in dem von Maydell wohnte.

Bald saß er mit drei anderen Malern bei traulichem Gespräch um den Tisch. Maydell hatte einen Tee bereitet, und dazu rauchte man einen starken, römischen Tabak. Man disputierte, und die Herzen fanden sich. Es war ein feiner Zusammenklang zwischen den Menschen. So wohl war's Ludwig Richter lange nicht ums Herz gewesen. Im Fluge verrannen die Minuten. Es rückte auf Mitternacht. Da legte Maydell die Entwürfe eines neuen Bildes, die er eben vorgelegt hatte, still zusammen. Von seinem Bücherbrett nahm er ein einfaches, schlichtes Bändchen: „Meyers Blätter für höhere Wahrheiten“.

„Laßt uns einen Abschnitt daraus lesen“, sagte er, und schon klang seine feine, volle Stimme durch den Raum:

„Wenn ich schaue den Himmel, Deiner Hände Werk,
Den Mond, die Sterne, die Du bereitet,
Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkst,
Und das Menschenkind, daß Du Dich sein annimmst?“

Es war der 8. Psalm.

„Vielleicht hat David ihn gesungen, als er noch ein Hirtenknabe war und draußen auf weitem Feld in der Nacht seine Herde gegen die Überfälle durch wilde Tiere bewachte. Über ihm wölbte sich wohl der blaue Himmel des Morgenlandes mit seiner strahlenden Sternenpracht“, so meinte Maydell. Dann las

er die Betrachtung, die irgend ein frommer Mann zu dem Psalm geschrieben hatte.

Ludwig Richter saß still mit gesenkten Augen da. Er hörte kaum, was der Freund las, aber es war ein Gefühl in ihm und eine Stimmung um ihn, der er sich nicht entziehen konnte. „Diese Freunde haben an ihrem Glauben, an Gott im Himmel und an Seinem Heiland, Jesus Christus, einen Mittelpunkt für ihr Leben, den ich nicht habe“, zuckte es durch sein Inneres; „bei ihnen ist alles Erleben von diesem Zentrum her erfaßt, wird alles von dorthier bestimmt.“ Das wurde ihm noch eindringlicher, als die Freunde begannen, sich über das Gelesene zu unterhalten. Er konnte sich nicht beteiligen. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Aber das war ihm ganz gewiß und ganz klar: die anderen hatten einen festen Grund unter den Füßen, während sein Glaube nichts anderes war als ein Meinen und ein Fürwahrhalten, ein In-der-Luftschweben mit wechselnden Gefühlen und Stimmungen.

Von dem Turm der Stadt klangen die Glocken. Sie läuteten das neue Jahr ein. Da reichten sich die Freunde die Hände, und gemeinsam sangen sie:

Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut an uns und allen Enden.

Ludwig Richter sang mit. Er mußte mitsingen. Es quoll aus seinem Innern heraus, und über dem Singen zog eine große Freude in sein Herz ein.

Aus seiner Schulzeit klang ihm ein Psalmwort entgegen:

„Wann der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.“

Ihm war's zu Mut, als träume er. Die Last, die

Tage und Wochen auf seiner Seele gelegen, löste sich von ihm. Er fühlte, wie Tränen in seinen Augen standen. Aber es waren Tränen der Freude.

Er sprach auch hernach kaum etwas. Aber als er sich verabschiedete, da drückte er seinen Freunden die Hand, wie er seit langem niemand mehr die Hand gedrückt hatte. Dann wanderte er durch die Nacht heimwärts. Er wußte selbst noch nicht, was mit ihm geschehen. Er wußte nur, daß etwas ganz Großes ihm begegnet war. Er schlief ruhig, aber als er am anderen Morgen erwachte, da gingen ihm mit einemmal die Augen auf. Da ward ihm klar, was er erlebt: Er hatte Gott geschaut, und seine Seele war genesen.

Hell klang das Glöckchen von St. Isidoro herüber, und mit dem Klang der Glocken zitterte durch des Künstlers Herz die Gewißheit:

„Ich habe Gott, ich habe meinen Heiland gefunden. Nun ist alles, alles gut.“

Fünzig Jahre später, in der Silvesternacht des Jahres 1874, schrieb der damals schon weltberühmte Maler, der aber um seines Augenleidens willen bereits seit Jahren seinen Zeichenstift hatte beiseite legen müssen, in sein Tagebuch:

„Heut abend um die Mitternacht wird es fünfzig Jahre, ein halbes Jahrhundert, daß ich in Rom mit Mandell, Hoff und Thomas beisammen war und mir in der Finsternis, die mich mit Bangen erfüllte, ein helles Licht aufging und meinem Leben ein fester Grund und ein höchstes Ziel gegeben wurde. In jener Nacht fand ich den Weg zu Gott und zu unserem Herrn Jesus Christus. Ich war wie ein aus wilder See Erretteter. O wie glücklich, wie neugeboren fühlte

ich mich da! Es hat mich diese Lebenserfahrung auch nie mehr verlassen, aber wie reicher würden die inneren Resultate meines Glaubens gewesen sein, wäre ich treuer gewesen! Die letzten Jahre haben mich zu tieferer Einkehr und Prüfung geführt. Ich danke Gott von Herzen dafür und fühle in mir eine Freude und ein Glück, wie es die Welt nicht geben kann. Der Herr sei ewig dafür gelobt!“

So ist Ludwig Richter nicht in die Tür des neuen Jahres, sondern in die Tür eines neuen Lebens eingetreten, das Früchte für Zeit und Ewigkeit brachte.

A. B.

Bethlehem

Hirten waren auf dem Felde,
sternenhell schwieg rings die Nacht;
unter ihrem Zauberzelte
ruhet still der Schöpfung Pracht.“

Wachen über ihre Herde,
träumen wohl von goldner Zeit,
da des Volkes Sehnsucht stillet
des Messias Herrlichkeit.

Da, welch wunderbar' Erleben!
Himmlich Licht umstrahlt sie ganz,
und der Hirten Herzen beben
vor dem überirdischen Glanz.

Denn ein Engel steigt hernieder,
Herrlichkeit ihn rings umhüllt;
und die Hirten fallen nieder,
zitternd und von Furcht erfüllt.

Doch der Himmelsbote mahnet:
„Fürchtet nichts! Ich tu' euch kund:
Was kein Menschenherz geahnet,
ist geschehn in dieser Stund.

„Hört, in Davids Stadt geboren
ist euch der Erretter hent',
von der Jungfrau, auserkoren,
allem Volk zu großer Freud'.“

Und die Lichtgestalt umgeben
Engelscharen weit und breit,
loben Gott und jubilieren:
Sehet Gottes Freundlichkeit!

Herrlichkeit Gott in der Höhe,
und den Menschen Fried' und Freud'!
Gottes höchstes Wohlgefallen
kam zu euch in dieser Zeit!

Und die Hirten nah'n dem Stalle
eilend in der Freude Lauf,
seh'n das Kindlein in der Krippe,
tun die Herzen weit Ihm auf.

Und des Engels Rede künden
allem Volk sie, fern und nah,
preisen Gottes Macht und Stärke
ob des Wunders, das geschah.

W. K.

Bethlehem = Golgatha

Uber Bethlehems Fluren, als Jesus, Gottes Sohn, in einem Stalle geboren war, öffneten sich die Himmel in Herrlichkeit, und himmlische Heerscharen lobten Gott und sprachen:

„Herrlichkeit Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen!“

Über Golgatha, als Jesus, Gottes Sohn, am Kreuze hing, schloß sich der Himmel, eine Finsternis ward über dem ganzen Lande, und über Jesu Lippen kam der laute Schrei:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“

Der gefährliche Dolch

August Dachmann war auf und davon. Der Vater hatte die Polizei benachrichtigt, aber alle Nachforschungen waren vergebens.

Die Mutter weinte oft stille Tränen, aber das machte den alten Dachmann unruhig und ärgerlich, und er rief dann: „Marie, du mußt dich losmachen von dem schlechten Jungen, das geht nun einmal nicht anders. Für mich ist er einfach nicht mehr da, und sollte er je wieder kommen, meine Tür ist ihm für immer verschlossen! Keiner hat mich so getäuscht und betrogen wie dieser Laugenichts. Ich schäme mich, daß er meinen Namen trägt.“

Und Mutter Marie war still, hütete sich auch fern, in Gegenwart ihres Mannes den verlorenen August zu erwähnen, aber Tag und Nacht dachte sie an ihr Kind. Konnte sie sich denn losmachen von ihm? Hatte sie ihn nicht mit Schmerzen geboren und erzogen? Gewiß, es war leider wahr: Viel Mühe hatte sie mit August gehabt. Seine Unaufrichtigkeit hatte ihr Kummer genug bereitet. In seiner Schulzeit, wo er zu den schlechtesten Schülern gehörte, hatte er nichts wie dumme Streiche im Kopf gehabt. Ja, wenn sie sich recht besann, er war wirklich ein räudiges Schaf in der großen Familie. Nur ein Bruder ihres Mannes hatte ähnlich angefangen wie August, hatte ein liederliches Trinkerleben geführt und war schließlich elend

zugrunde gegangen. Alle übrigen Verwandten waren ehrenwerte Leute, und sie war stolz darauf. Ach, was mochte sie nur verschuldet haben, daß Gott sie so schwer an ihrem Jungen strafte? Konnte man ihr irgend etwas vorwerfen? War sie nicht eine fromme Christin, die regelmäßig die Messe besuchte? Hatte sie nicht stets darauf gehalten, daß wenigstens einer aus der Familie alljährlich zu einem Wallfahrtsort pilgerte? Und wie manche Kerze hatte sie um Augusts willen den Heiligen geweiht! wie manche Buße sich auferlegt! Was konnte sie noch tun? Die arme Mutter war ratlos. Wo sollte sie Hilfe finden? Eine lebendige Verbindung mit Gott hatte sie nicht, deshalb konnte sie auch nicht zu Ihm gehen mit ihrer großen Not. — — —

Nachdem August seiner Zeit zur Erleichterung seiner Lehrer dem Schulleben endgültig Lebewohl gesagt hatte, war er in die Lehre gekommen. Der Reiz der Neuheit sowie die Freude darüber, dem lästigen Schulzwang enthoben zu sein, hatten ihn zunächst die Strenge und Eintönigkeit seiner Arbeit übersehen lassen. Ja, eine Zeitlang hatte es geschienen, als ob er wirklich ein anderer werden wollte. Aber gar bald war der böse Hang zu allerlei Streichen und vor allem seine Unaufrichtigkeit wieder durchgebrochen, und alle Bemühungen seines Lehrmeisters, den Lehrling zu bessern, waren vergebens gewesen.

Mit Mühe hatte er seine Gesellenprüfung bestanden. Das erste war dann gewesen, daß er sich eine andere Arbeitsstätte gesucht hatte. Hier hatte er nähere Bekanntschaft mit einem kommunistischen Agenten gemacht. Bei einer Begegnung meinte der einmal: „Beschäftigung ist gut, aber sie darf nicht in Arbeit

ausarten. Wer Arbeit hat, ist selbst schuld daran.“ August kannte die abgedroschene Redensart noch nicht, und da er nicht gewohnt war, eine Bemerkung ernsthaft auf ihren Wert zu untersuchen, täuschte ihn die scheinbar wichtige Form über den oberflächlichen Inhalt hinweg. Der Fremde imponierte ihm, und die sich an die erste Begegnung anschließenden Unterhaltungen über Sozialismus, Freiheit und Eigenrecht der Persönlichkeit, Herrschaft des Proletariats, und wie die sattsam bekannten Schlagworte sonst noch lauten mögen, übten einen besonders schlechten Einfluß auf ihn aus. Begierig las er die verschiedenen Heftblätter, die Klassenhaß und Auflehnung predigten. Daß es empörend war, Tag für Tag arbeiten und kaum eine freie Stunde für sich haben zu sollen, war ihm bald klar. War es nicht so, daß aus seiner Arbeit andere, die nichts taten, ungerechten Vorteil zogen? So reifte der Entschluß in ihm, das Schuften um der „paar elenden Pfennige“ willen aufzugeben und sich nach einer Beschäftigung umzusehen, die mehr einbrachte. Als eines Tages der Werkmeister verschiedene seiner Arbeiten tadelte, warf er mit ein paar unverschämten Worten die Werkzeuge hin und verließ die Fabrik, um nie wieder dorthin zurückzukehren. Allerdings, jetzt war er erwerbslos und ohne jede Hilfe. Sein Verführer ließ ihn achselzuckend im Stich. Nach Hause wollte er auf keinen Fall gehen. So machte er sich sang- und klanglos aus dem Staube und wandte sich nach Berlin, um dort sein Glück zu suchen.

Nun begann eine Zeit wirklichen Elends für den armen jungen Menschen. Arbeit fand er nicht in der großen Stadt, von der er so viel erhofft hatte, und seine wenigen Groschen waren bald aufgezehrt. So

blieb ihm nichts übrig, als zu betteln, und das war für den Sohn einer zwar einfachen, aber anständigen Familie doch recht bitter. Schließlich war er froh, bei einer kleinen Schauspielertruppe, die durch die Dörfer zog, unterzukommen. Zunächst hatte er für die Verpflegung der Tiere zu sorgen, dann wurde ihm das Aufschlagen der Zelte übertragen, und später durfte er sogar in den Vorstellungen die eine oder andere einfache Rolle übernehmen. Zu der Truppe gehörte auch ein geschickter Taschenspieler, der Augusts stille Bewunderung erregte. Das war etwas für ihn! Hier konnte man Ruhm ernten und Geld verdienen, ohne sich abzuplacken wie ein Karrengaul. Ein brennendes Streichholz zwischen den Zähnen halten, war sein erster Versuch. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihm, wie eindrucksvoll das wirken konnte. Mit glühendem Eifer war er bei der Sache und wurde von Tag zu Tag geschickter. Wenn er das Staunen mancher einfältigen Leute sah, die ihn als Künstler bewunderten, war er geradezu glücklich. Ohne viel Anstrengung den Menschen zu imponieren, im Mittelpunkt des Interesses zu stehen, das war ja stets sein Wunsch gewesen. Nach einiger Zeit brachte er es fertig, Uhren zu verschlucken und sie nach einer Weile wieder hervorzuzaubern. Das Publikum staunte. Leider machte ihn das aber nicht satt. Vorderhand war sein Verdienst geradezu kläglich. Sein Bett verdiente kaum diesen Namen, und die Verpflegung, die er erhielt, war mehr als bescheiden. So kam es auch hier, wie es kommen mußte. Eines Tages, als er vom Führer der Truppe höheren Lohn verlangte, entstand ein Wortwechsel, der mit seiner sofortigen Entlassung endigte. Wieder stand er auf der Straße, ärmer denn je. Auf

neue war er herrenlos, brotlos, heimatlos. Einen Augenblick dachte er daran, nach Hause zurückzukehren und den strengen Vater um Verzeihung zu bitten. Aber Furcht und Stolz hielten ihn zurück. Nein, lieber weiter im Elend bleiben, weiter als Wanderbursche sich sein Brot zusammenfechten, als sich so tief erniedrigen!

Eines Tages gesellte sich ein Wanderer zu ihm. Die beiden lernten sich näher kennen und beschloffen, von nun an gemeinsam ihr Glück zu versuchen. Das aber ließ sie schmählich im Stich, und als sie den Ort Sponheim erreichten, waren sie soweit, das Versorgungsamt aufsuchen zu müssen. August verstand es, durch geschicktes Lügen einen weit höheren Betrag zu ergattern, als ihnen zustand. Mit hundert Mark in der Tasche verließen die beiden das Haus. Aber wie gewonnen, so zerronnen. Das durch Lug und Trug erschwindelte Geld war bald in einigen Wirtshäusern verjubelt. Was nun? Ein Wirt, der einige der von August zum Besten gegebenen Kunststücke gesehen hatte, bot ihm fünf Mark und ein Abendessen, wenn er sich verpflichtete, den Gästen seine Künste zu zeigen. August, der jetzt für jede, auch die kleinste Hilfe dankbar war, griff mit beiden Händen zu. Seine leichte Natur zeigte ihm die Zukunft wieder im rosigsten Licht. Von dieser Wendung hoffte er einen neuen Aufschwung. Er ahnte nicht, was seiner wartete.

An einem Abend unterhielt er wieder die Gäste mit seinen Taschenspielerkünsten. Die Hauptnummer war bisher das Verschlucken der Uhr gewesen. Das ging folgendermaßen zu: Die Uhr wurde mit einem feinen Kettchen, das für die Zuschauer nicht sichtbar war, an einem Zahn befestigt, und mit dem üblichen

Hokus-Pokus glitt die Uhr hinunter. Dann einige geschickte Griffe, und der erstaunte Zuschauer hielt sein Eigentum wieder in Händen. Diesmal aber sollte etwas Neues, noch nie Geschehenes vor sich gehen. August ließ einen scharf geschliffenen Dolch umhergehen: „Den werde ich jetzt verschlucken, und jeder kann sich von der Echtheit des Vorgangs selbst überzeugen“.

Das gefährliche Kunststück lockte manchen herbei. Als eine Anzahl beisammen war, befestigte August, ohne daß jemand es merkte, den Dolch an dem verborgenen Kettchen. Dann ein Würgen, und langsam gleitet der scharfe Gegenstand hinunter, tiefer und tiefer. . . Da, ein Schrei, der Arme fällt zu Boden. Ein Blutstrom entquillt seinem Munde. Die Menschen erstarren vor Schreck. Bald aber greifen ein paar beherzte Männer zu und schaffen den Wimmernenden ins Krankenhaus. Die sofort vorgenommene Operation ergibt, daß der Dolch sich von dem Kettchen gelöst hat, weiter geglitten ist und Speiseröhre und Magen durchschnitten hat. Ein fünfundzwanzig Zentimeter langer Schnitt muß dem leichtsinnigen Zauber-künstler beigebracht werden, um den Dolch zu entfernen.

Da liegt der junge Mann, fast ohne Hoffnung, mit dem Leben davonzukommen. Jetzt klopft das Gewissen. Nicht leise mahnend, sondern wie ein gewappneter Ritter steht es auf und läßt ihn seine Sünden als gewaltige Last empfinden. „Mea culpa, mea maxima culpa“ — meine Schuld, meine sehr große Schuld — so hat er als Kind oft in der Messe mitgebetet. Jetzt steht diese große Schuld in Wirklichkeit vor ihm. Kann der heilige Gott, den er so oft erzürnt, anders als ihn verdammen? Alle sind seine

Ankläger, die Eltern, Lehrmeister und Meister, die so manchmal von ihm betrogen worden sind, das Versorgungsamte, — und hinter alledem steht der heilige Gott selbst. Bis dahin hat er sich nicht um Ihn gekümmert, hat kaum an Sein Dasein geglaubt. Jetzt braucht er nicht zu glauben. Er fühlt, daß Gott eine Wirklichkeit ist. Sein Flammenauge durchschaut ihn und sein ganzes Leben. O, könnte er doch beichten, die große Schuld sich vom Herzen herunterreden! In seiner Not will er den Eltern Nachricht senden. Aber er kennt den harten Sinn des Vaters. Wer weiß, ob er überhaupt bereit ist, ihn zu hören? Schließlich kann er es nicht mehr aushalten und schickt zu einem katholischen Geistlichen. Aber das Warten wird ihm zu lange, die Angst seiner Seele steigert sich. Vielleicht ist er tot, bevor der Priester kommt. Stöhnend liegt er da. Tränen rollen über die fiebergliühenden Wangen. Da tritt eine Schwester ins Zimmer, legt ihm die Hand auf die heiße Stirn und flüstert:

„Hier, lieber Herr Dachmann, eine Botschaft des Friedens für Sie! Können Sie das Blatt lesen?“

„Schwester“, ruft er, ohne auf die Frage einzugehen, „meine Eltern wollen nichts mehr von mir wissen. Der Priester kommt nicht. Aber ich muß beichten, denn meine Sünden schreien zum Himmel. Bringen Sie mir jemand, dem ich beichten kann.“

Schwester Anna besinnt sich nicht lange. Wenn sie eilt, gelingt es ihr vielleicht, die beiden Männer zu treffen, die vor einer halben Stunde gekommen sind, um einer ihr bekannten gläubigen Kranken einen Besuch abzustatten. Diese Männer sind nach ihrer Überzeugung die Leute, die diesem armen verzweifeltsten Menschen das richtige Wort in seiner Seelennot zu

sagen vermögen. Sie läuft und findet zu ihrer Freude die beiden Herren noch bei der Kranken.

„Bitte, kommen Sie sofort mit“, ruft sie ihnen zu. „Da liegt ein armer, junger Mensch am Rande des Todes. Er möchte beichten, da er so nicht sterben kann.“

Einer der beiden Männer steht sofort auf und geht mit. Zwei große, ängstliche Augen schauen zu ihm auf.

„Nun, mein junger Freund, was haben Sie denn auf dem Herzen?“ fragt er freundlich.

„Helfen Sie mir! Ich bin verloren. O, ich bin ein schlechter Mensch, ein Lügner und ein Dieb.“

Und dann kommt es über seine Lippen in ehrlichem Bekenntnis. Wir kennen ja die traurige Geschichte, die mit Unaufrichtigkeit und Unehrllichkeit in Haus und Schule begann, mit bösen Streichen ihren Fortgang nahm und mit Niederlichkeit und offenem Betrug endigte.

„Und jetzt bin ich hier — eine Folge meines Betrugs. O, lieber Herr, können Sie mir nicht helfen, die Absolution zu erlangen?“

Der andere schüttelt den Kopf.

„Vergebung Ihrer Sünden, mein Lieber, kann Ihnen kein Mensch geben, auch der geweihte Priester nicht. Das kann nur Gott allein.“

„Aber was soll ich denn tun? Wie kann ich denn Vergebung meiner Sünden bei Gott finden?“

„Machen Sie es, wie einst jener Gefängnisaufseher in der Stadt Philippi, von dem uns die Bibel berichtet! Der war in ebensolcher Not wie Sie und fragte gerade so wie Sie: „Was muß ich tun, auf daß ich errettet werde?“ Und ihm antwortete der Apo-

stel Paulus: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden, du und dein Haus!“

„Aber ich weiß doch so wenig von Gott und dem Herrn Jesus, von dem Sie reden. Muß ich denn nicht den Priester haben, um Gott nahen zu können?“

Da nahm der Fremde ein Neues Testament aus der Tasche, schlug ApstgSch. 16 auf und zeigte dem Kranken die Worte, die er ihm gesagt hatte.

„Sehen Sie, hier steht's in Gottes Wort geschrieben: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden“. Dieser Gefängnisaufseher hatte bis zu jener Stunde ganz gewiß nie ein Wort von Jesu gehört. Trotzdem aber sagte der große Apostel nicht zu ihm: „Glaube an mich! Dann will ich als dein Fürsprecher zu dem Herrn Jesus gehen“, oder gar: „Kraft meines apostolischen Amtes spreche ich dich los von aller Sünde“. Nein, er wies ihn einfach auf Jesum, Gottes Sohn, hin, der selbst gesagt hat: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“ (Matth. 11, 28), und an einer anderen Stelle: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. (Joh. 6, 37.) Er redete zu ihm von dem Herrn, dem Heiland der Sünder. Auf diesen großen Retter lenkte er den Blick des verzweifelnden Mannes, so wie einst Moses, der berühmte Prophet und Führer des Volkes Israel, den Blick der von der giftigen Schlange Gebissenen auf die eberne Schlange lenkte und sagte: Jeder, der gebissen ist und sie ansieht, wird am Leben bleiben. (Vergl. 4. Mose 21, 6—9.) In dem Blick lag die heilende Kraft. Und als dann der Gefängnisaufseher den Worten des Apostels gehorchte, da wurde er ein glücklicher Mann. Sehen Sie, wie dieser Mann müs-

fen Sie es auch machen. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, aber es ist auch genug.“

Der arme junge Mann nahm das angebotene Testament und betrachtete es so dankbar, als ob es sich für ihn um das Finden eines Schatzes gehandelt hätte. Und unter Tränen sagte er:

„Dann will ich auch zu Jesus gehen. Das soll mir Mut machen, was Er selbst gesagt hat: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.““

Seine Hände falteten sich zu einem ernstem Gebet. Seine Lippen bewegten sich. Und das ist gewiß, im Himmel freute man sich über einen Sünder, der Buße tat.

Ja, es ist so und es bleibt so, was einst Petrus vor dem Hohen Rat gesagt hat: „Es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen“. (Apostelgesch. 4, 12.)

Babettes Fund

Der Kanton Wallis ist einer der malerischsten der Schweiz. Von dem breiten Rhonetal, das ihn durchzieht, gehen eine Menge wunderschöner Seitentäler aus. Das Viègetal, in welchem Zermatt liegt, ist eins der bekanntesten. Eine Bergbahn bringt jährlich Tausende und aber Tausende von Bergsteigern nach diesem weltberühmten Platz. Aber von all den Reisenden, die den üblichen Wegen folgen, ahnen bestimmt nur sehr wenige, daß mehrere schöne Dörfer in verträumter Verborgenheit hoch oben an den Berg-

hängen liegen. Sie sind nur auf schmalen, steinigen und sehr steilen Wegen zu erreichen.

Handel und Verkehr sind bis heute noch nicht in die Einsamkeit dieser abgelegenen Dörfer gedrungen, und daher findet man dort auch heute noch die Sitten und Gebräuche von alters. Wirtshaus und Zeitung sucht man vergebens. Die Bewohner leben von den Früchten, die der karge Boden hergibt. Ihre Nahrung besteht aus Kartoffeln, getrocknetem Fleisch, Milchspeisen und Roggenbrot, das so hart ist, daß man es oft mit der Art durchschlagen muß. Die Frauen spinnen die Wolle der Schafe, die den ganzen Sommer auf den hochgelegenen Weiden grasen.

Eins dieser Dörfer, wundervoll am Berghang gelegen, heißt Törbel. Seine Häuschen aus Lärchenholz sind vor Alter fast schwarz. Sie drängen sich eng aneinander, als ob sie so Schutz vor Sturm und Lawinen suchen wollten. In der Mitte liegt die große, weiße Kirche. Rote Geranien und Fuchsen an den Fenstern heben sich hell von den geschwärzten Hauswänden ab. Es ist, als ob die kleinen, steinigen Roggenfelder sich ängstlich an die rauhen Berge klammerten, die das Dorf fast zu erdrücken scheinen. Ein paar Wiesen, ein paar kleine Acker, noch höher hinauf die Weide, und dann nichts als kahle Felsen. So erschien mir Törbel an einem klaren Sommernachmittag. Damals, als ich zum ersten Mal durch die Dorfstraße ging, wußte ich noch nichts von der Geschichte, die sich dort ereignet hat, und die ich im folgenden erzählen will. Erst bei einem späteren Aufenthalt wurde sie mir von einer guten Freundin mitgeteilt. — —

In einem der von der Zeit gebräunten Holzhäuschen, aus dessen Fenster man einen weiten Blick auf

die Gletscher hat, lebte vor etwa dreißig Jahren ein junges Mädchen, die Babette. Wie alle Bäuerinnen im Ort mußte sie, wenn Erntezeit war, noch vor der Sonne auf sein und mit der Sichel in der Hand gehen, um den Roggen zu schneiden. Aber auch zu anderen Zeiten gab es keine Ruhe für sie. Das Vieh mußte besorgt und auf die Weide getrieben werden. Dann gab es im Hühnerstall, im Garten, in der Küche und mit den kleinen Brüdern und Schwestern zu tun. Im Winter mußte die schwere Schafwolle gekämmt und gesponnen werden. Kleider wurden ausgebessert und Strümpfe gestrickt. „Früh aufstehen, spät zu Bett gehen!“ galt das ganze Jahr hindurch.

Eines Tages sollte Babette den Speicher in Ordnung bringen. Das war nötig genug, denn das Durcheinander da oben war heillos. Es schien, als ob man versucht hätte, in dem engen Raum unter dem Dach alles, was sich nur denken läßt, zusammenzupferchen. Alte Möbel, Getreidekästen, Spinnräder, Eisenkram, unbenußtes Handwerkszeug, Kleider und Leinensachen, alles stand und lag funterbunt durcheinander. Aber mutig machte sich Babette an die Arbeit. Sie suchte heraus, was noch gebraucht werden konnte. Das übrige legte sie beiseite. So kam sie beim Aufräumen auch an eine verstaubte Truhe, die sicher seit Jahr und Tag nicht mehr geöffnet worden war. Das Mädchen hob mit Mühe den schweren Deckel auf. Unter allerlei Plunder entdeckte sie einen alten Ledereinband, der noch zwei oder drei vergilbte Blätter enthielt.

Neugierig nahm Babette die Blätter heraus und trat damit ans Dachfenster, um zu sehen, was wohl darauf stehen mochte. Die Sprache war veraltet und der Druck schwer leserlich. Da es überdies mit ihrer



Lesekunst nicht zum Besten bestellt war, machte es ihr rechte Mühe, das geheimnisvolle Papier zu entziffern. Nur mühsam fand sie den Sinn der verblichener Buchstaben heraus. Aber was sie las, machte ihr keine Freude. Ihr Blick veränderte sich. Sie fing an zu zittern. Von furchtbaren Dingen stand da zu lesen: Ein weißer Thron, und jemand sitzt darauf. Himmel und Erde fliehen vor ihm. Dann erscheinen die Toten, groß und klein, vor dem Thron. Bücher werden geöffnet, und die Toten werden nach ihren Werken gerichtet. Und wenn — das ist das Schrecklichste — je-

mand nicht im Buche des Lebens verzeichnet ist, so wird er in den Feuersee geworfen.

Diese Szene ist den meisten meiner Leser sicherlich gut bekannt, und viele von ihnen können durch Gottes Gnade sagen: „Ich glaube an den Herrn Jesus; ich weiß, daß ich nicht ins Gericht, nicht in den Feuersee komme“. Aber für die junge Walliserin war das alles neu. Wohl hatte sie schon von einem zukünftigen Gericht reden hören, hatte aber bisher geglaubt, ihm dadurch zu entgehen, daß sie immer ihre Pflicht tat. Aber noch niemals war sie mit der Heiligen Schrift in unmittelbare Verbindung gekommen. Woher stammte dieses Bruchstück des Buches der Offenbarung? Niemand wird es wohl jemals erfahren!

Wie ein scharfes, zweischneidiges Schwert griff das göttliche Wort das Gewissen des jungen Mädchens an. Sie hatte nur einen Gedanken:

„Er wird mich richten nach meinen Werken. Ich bin verloren!“

Am ganzen Körper zitternd, stieg Babette in die Küche hinunter und erzählte der Mutter, was sie so erschreckt hatte. Zuerst hörte diese nur mit einem Ohr zu. Sie hatte wichtigere Dinge zu tun, als dem etwas verworrenen Bericht ihrer Tochter zu lauschen. Als sie jedoch nach einigen Stunden merkte, daß Babette schwermütig in der Ecke kauerte, zitternd und seufzend, da wurde sie aufmerksam. Zuerst versuchte sie, mit Strenge etwas zu erreichen.

„Mach keine Dummheiten!“ rief sie dem Mädchen zu. „Geh und hole mir Kartoffeln! Die Arbeit wartet nicht.“

Aber Babette warf ihr einen so verzweifelten Blick zu, daß es der harten Bäuerin ins Herz drang.

„Was fehlt dir denn, Mädchen? Du hast doch immer deine Pflicht getan! Du gehst doch regelmäßig zur Kirche und zum Gottesdienst. Bei dir ist alles in Ordnung.“ Aber Babette schüttelte den Kopf.

„Ich bin verloren, ich bin verloren“, stöhnte sie. „Er wird mich richten nach meinen Werken.“

Für das Dorf gilt es als etwas Unerhörtes, wenn jemand zu Hause bleibt, ohne zu arbeiten. Deshalb war das Erstaunen groß, als die bis dahin so frische und frohe Babette nicht mehr wie vorher aufs Feld ging, und daß sie zu jeder Arbeit unfähig schien. Die Nachbarn liefen zusammen, gaben Ratschläge und suchten die Kranke zu zerstreuen; denn daß sie krank war, schien ihnen sicher. Ihre Wangen waren nach mehreren schlaflosen Nächten bleich, ihr Gesicht war schmal geworden, und die Augen waren trübe vom Weinen.

Endlich, als alles Zureden und Trösten nichts half, entschloß sich der Vater, den alten Ortsgeistlichen ins Haus zu bitten, der Babette von Geburt an kannte. Der gute Priester kam sofort und sprach Babette, die in der Nähe des Herdes kauerte, freundlich zu. Aber auch seine Mühe war umsonst. Seine Worte waren gut gemeint, aber sie vermochten nicht, das arme Herz von der Last zu befreien, die es bedrückte. Traurig zog sich der liebe, alte Mann zurück, als er die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsehen mußte.

„Das arme Kind hat den Verstand verloren“, sagte er und schüttelte den weißen Kopf. „Sie muß ins Irrenhaus.“

In der Dorfstraße bildeten sich Gruppen: „Habt ihr schon gehört? Babette muß nach M. in die Anstalt gebracht werden. Wie traurig!“

Aber Babette kam nicht in die Anstalt. Gott half dem armen jungen Mädchen, das aus der Tiefe seiner schrecklichen inneren Einsamkeit zu Dem seufzte, den es kaum kannte.

Eine Woche verging. Da trat Babettes Mutter eines Tages im Morgengrauen in die Küche, um sich dort schnell zu waschen, wie sie es immer tat, ehe sie das Vieh versorgte. Groß war ihr Erstaunen, als sie ihre Tochter mit geflochtenem Haar und strahlendem Gesicht dastehen sah.

„Was, Babette!? Geht es dir denn besser?“

„O, Mutter“, rief das junge Mädchen, „ich bin so glücklich! Denk dir, in dieser Nacht hat der gute Heiland selbst mit mir gesprochen. Es war mir, als ob Er sich zu mir geneigt hätte. Er hat zu mir gesagt — ich habe es deutlich gehört —: „Sei ohne Furcht, mein Kind, deine vielen Sünden sind vergeben, denn ich habe sie am Kreuz getragen. Du hast nichts mehr zu fürchten. Das Gericht ist für dich vorbei.“ Und jetzt, Mutter, ist alles gut!“

Seit diesem Tage war Babette eine andere. Man sah sie immer froh, immer glücklich. Ihre Geschichte hat sie selbst meiner Freundin öfters erzählt. Später ist sie eine gute und glückliche Mutter geworden, deren Freude es ist, ihre Kinder beten und den Herrn lieben zu lehren. Es ist eine glückliche Familie.

Lieber Leser, was denkst du von meiner Erzählung, die keine Dichtung, sondern wahr ist? Zeigt sie uns nicht ergreifend, daß der Herr Jesus noch derselbe ist wie damals, als Er auf der Erde wandelte? Er ist gekommen, um das Verlorene zu suchen und zu erretten. Dazu stehen Ihm alle Mittel zu Gebote, und

Er macht alles gut. Er vermag die Seele von ihrer Sündenlast zu befreien und sicherzustellen vor dem kommenden Gericht. Sag, bist du auch schon zu Ihm gegangen mit deinen Sünden?

Aus „La bonne Nouvelle“

„Ich nehme heute den Himmel und die Erde zu Zeugen gegen euch: das Leben und den Tod habe ich euch vorgelegt, den Segen und den Fluch! So wähle das Leben, auf daß du lebest...“ (5. Mose 30, 19)

Wer Mensch will leben und hat in gewisser Hinsicht auch ein Recht auf das Leben! Das ist ein Anspruch, den alle von Geburt an in sich tragen, und der ihnen nicht erst bewiesen zu werden braucht. Das Lebensrecht und seine Verwirklichung hat zu allen Zeiten die Menschheit zutiefst bewegt. Körperlich und geistig ist darum auf das bitterste gerungen worden. Ganze Völker haben sich in vergangenen Zeiten deshalb bekämpft, oft bis zur völligen Vernichtung des einen. Wir wissen nur wenig von jenen fürchterlichen „Existenzkämpfen“, wie wir heute solche Kämpfe um die Verwirklichung des Lebensrechtes nennen würden. Aber dies Wenige genügt, um uns eine Ahnung von ihrer Furchtbarkeit zu geben. Und wie im Großen, so ist's im Kleinen. Die Versuche der Völker, ihr Lebensrecht durchzusetzen, folgen einander mit großen Unterbrechungen. Aber andauernd, ohne Unterlaß — und in unserer Zeit mehr denn je — geht ein Kleinkrieg des einzelnen gegen den einzelnen vor sich, der wohl mit anderen

Mitteln, aber mit derselben Energie geführt wird. Und nicht nur der Mensch, die ganze Natur ist diesem Kampf ums Dasein ausgesetzt. Auch hier wahrt ein Geschöpf sein Lebensrecht oft nur dadurch, daß es das andere vernichtet.

Ganz zwangsläufig führen uns solche Beobachtungen zu der Frage: Ist das Recht auf Leben überhaupt ohne Vernichtung anderen Lebens durchzusetzen, oder, einfacher gesagt, gibt es überhaupt Leben ohne Tod? Ist nicht jedes Leben, wenn es sich selbst erhalten will, g e z w u n g e n, anderes Leben zu vernichten? Ja, es ist so. Ein Blick in unser so „friedliches“ Leben zeigt uns schon, daß wir nicht bestehen k ö n n e n, ohne anderes Leben, ob pflanzlicher oder tierischer Art, zu vernichten.

Aber, wird da gewiß der eine und andere sagen, das ist ja entsetzlich! Und entsetzlich ist, daß ich das bisher noch nie bemerkt, noch nie darüber nachgedacht habe! Wie vieles habe ich schon zur Erhaltung meines Lebens vernichten m ü s s e n, und wie vieles mag auch unnötig, ganz nutzlos getötet worden sein. Ja, es ist Tatsache, daß ohne Tod kein Leben möglich ist. Daran könnte auch das beste Wollen grundsätzlich nichts ändern; hier steht ein Naturgesetz vor uns.

Und doch gibt es ein Leben, das diesem Naturgesetz nicht unterworfen ist. Unser Text redet davon. Diesem Leben kann keine Zeit, selbst die Ewigkeit nichts anhaben. Das ist das wahre Leben, durch das der Tod so besiegt worden ist, daß er nie mehr seine doch sonst so unerbittlichen Ansprüche durchzusetzen vermag. Und das ist nur dadurch möglich, daß dieses Leben unabhängig ist von unserer menschlichen Natur, die, wie uns allen bekannt, durch die Tatsache

gekennzeichnet wird, daß alle Menschen sterben müssen. Dieses unabhängige Leben ist göttlichen Ursprungs. Um es in Erscheinung treten zu lassen, hat der eingeborene Sohn, der von Ewigkeit in des Vaters Schoß ist, menschliche Gestalt angenommen und hat auf Erden den Kampf gegen den Tod in seinem Herrschaftsbereich aufgenommen. Als der Heiland der Welt hat Gottes Sohn die Menschen aufgesucht, ist selbst ein einfacher, ja, armer Mensch geworden, der „nicht hatte, wo Er Sein Haupt hinlegte“. Ihr ganzes Elend, äußeres und inneres, hat Er aufs tiefste mitempfunden. Wo immer es Ihm begegnete, da hat Er Seine göttliche Lebensmacht bewiesen. Er hat Krankheiten — die Vorboten des Todes — geheilt, hat friedelosen Sündern, Sklaven des Todes, Frieden gegeben, ja, Er hat dem Tode seine Beute abgenommen, indem Er Tote wieder auferweckte. Angesichts des gestorbenen Lazarus konnte Er von sich reden als der „Auferstehung und dem Leben“. Aber wollte Er dem Tode endgültig die Macht nehmen, wollte Er den zunichte machen, der „die Macht des Todes hatte, das ist den Teufel“, und alle die befreien, „welche durch Todesfurcht das ganze Leben hindurch der Knechtschaft unterworfen waren“ (Hebr. 2, 14. 15), so mußte Er noch weiter gehen. Zu diesem Zweck mußte Er selbst in den Tod hinabsteigen; und von welchen Umständen war dieses Hinabsteigen in den Tod begleitet! Um „Leben und Unverweslichkeit“ für Sklaven des Todes ans Licht zu bringen, mußte Er ein Sündenträger werden, denn „der Tod ist der Sünde Lohn“. Um von der Sünde freizumachen, mußte Er, der Sünde nicht kannte, zur Sünde gemacht und deshalb von den Schlägen des

göttlichen Gerichts zerschlagen werden. Auf diese Weise allein konnte der Weg gebahnt werden, der es Gott ermöglichte, dem Sünder, statt ihn ewig zu verdammen, ewiges Leben zu schenken.

Was unseren Herrn dieses Sühnungswerk gekostet hat, wissen wir nicht, und niemand wird es wohl je ergründen.

Alle Sünd' hat Er getragen.

Alle unsere Sünden, durch die wir an den Tod und damit an den Teufel verkauft waren, hat Er am Kreuz in den Stunden der Finsternis auf Sich genommen. Der Teufel mochte wohl triumphieren und sich bereits als Sieger betrachten, als die Frage: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ über die Lippen des leidenden Erlösers kam. Aber gerade jene Stunden sind die Grundlage geworden für den herrlichen Bau aus lebendigen Steinen, dessen Errichtung Jesus einst Seinem Jünger Petrus vorausgesagt hatte, einen Bau, den selbst des Hades Pforten nicht überwältigen werden. (Bergl. Matth. 16, 18.)

Ja, auf Golgatha ist der Tod auf seinem ureigensten Gebiet besiegt worden. Und daß das Werk des Siegers über Tod und Satan von Gott anerkannt und besiegelt worden ist, das beweist Jesu Auferstehung. Er ist „wirklich auferweckt worden“ (Luk. 24, 34), und damit ist der Tod ein für immer gerichteter Feind.

Und auf Grund dieser großen Tatsachen, Tod und Auferstehung, schenkt der Herr Jesus heute jedem, der an Ihn und Seine Botschaft glaubt, das ewige Leben. Diese Botschaft beginnt mit der ersten Eröffnung an den Menschen, daß jeder sterben muß, weil er gesündigt hat. Unter diese

ernste Wahrheit, daß er ein Sünder ist und deshalb Tod und Gericht verdient hat, muß ein jeder sich beugen. Hat er es getan, dann darf er weiter die Botschaft von dem aus freier Liebe auf diese Erde gekommenen Heiland vernehmen, der starb, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, ewiges Leben habe, und zum Schluß darf er triumphieren in der Gewißheit, daß auch für ihn die Stunde kommen wird, von der es heißt: „Verschlungen ist der Tod in Sieg. Wo ist, o Tod, dein Stachel? wo ist, o Tod, dein Sieg?“ (1. Kor. 15, 54. 55.) In dankbarer Zuversicht kann er schon heute singen:

Jesus lebt! Er hat gesiegt;
 Wer kann Seinen Ruhm verkünden!
 Meine Sünd' im Grabe liegt,
 Keine Schuld ist mehr zu finden.
 Ja, Er lebt -- ich sterbe nicht;
 Denn Sein Tod war mein Gericht.

Frei, wenn auch in Ketten

Im Jahre 1825 war ein in Petersburg lebender junger russischer Edelmann verdächtigt worden, an einer Verschwörung gegen das Leben des damals eben auf den Thron gelangten Kaisers Nikolaus beteiligt zu sein. Er wurde infolgedessen verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Von Natur heftig und ungestüm, bäumte sich sein ganzes Inneres gegen diese Ungerechtigkeit auf. Er verbrachte die erste lange Dezembernacht in seinem Beries in wildem Toben, einmal die Regierung seines Landes verwünschend, die in dieser Weise handeln konnte, und dann wieder Gott lästernd, daß Er ein solches Unrecht zugelassen hatte.

Ganz erschöpft warf er sich schließlich auf seine Pritsche und lag hier einige Stunden in stummer Verzweiflung.

Acht schreckliche Tage gingen hin. Am Abend des neunten Tages erhielt der Gefangene den Besuch eines greisen Pfarrers, der mit ihm und für ihn betete und ihn bat, in seiner Verhaftung nicht nur ein gegen ihn begangenes Unrecht zu sehen, sondern die schwere Prüfung zum Anlaß zu nehmen, von dem freundlichen Wort Jesu Gebrauch zu machen: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“. Ein höhnisches Auf-lachen war die einzige Antwort, die der freundliche Besucher empfing. Trotzdem übergab er, ehe er ging, dem Gefangenen eine Bibel mit der dringenden Bitte, sie zu lesen. Die Tür der Zelle hatte sich indes kaum hinter dem alten Herrn geschlossen, als Graf W. das Buch in eine Ecke schleuderte mit dem Ausruf: „Ich will nichts mit den Worten eines Gottes zu tun haben, der solche Ungerechtigkeit zuläßt!“ Viele Tage blieb die Bibel in der Ecke liegen.

Doch die Zeit schlich so langsam vorwärts. Tage erschienen gleich Wochen, und Wochen gleich Monaten. Endlich, um einmal das ermüdende Einerlei zu unterbrechen, hob der Gefangene die Bibel auf und warf einen Blick hinein. Das erste Wort, auf das sein Auge fiel, war die Psalmstelle: „Rufe mich an am Tage der Bedrängnis: ich will dich erretten, und du wirst mich verherrlichen!“ Sie machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Doch, als schäme er sich einer solchen Regung, schloß er das Buch rasch wieder.

Am folgenden Tage aber nahm er die Bibel aufs neue zur Hand, und je mehr er darin las, desto mehr

erstaunte er über die Weisheit, die er darin fand. Sein Interesse nahm täglich zu, bis er zuletzt so gefesselt war, daß er kaum das Tageslicht abwarten konnte, um weiter zu lesen. Während er las, begann der Geist Gottes sich über den dunklen Wassern seiner Seele zu regen. Er sprach: „Es werde Licht!“ Und in diesem Lichte sah der Gefangene, wer er war. Es zeigte ihm, was sein Herz in Wirklichkeit, was es vor Gott war: „Arglistig, mehr als alles, und verderbt“.
(Jer. 17, 9.)

Menschen mochten ihn falsch beurteilt haben. Vor Gott aber — das erkannte er mit schrecklicher Deutlichkeit — war er ein großer Sünder, der nichts als ein schonungsloses Gericht verdient hatte. In tiefer Herzensangst sank er auf die Kniee und schrie:

„Rette mich, o Gott! Ich bin ein verlorener Sünder. Wasche mich rein von meinen Sünden! Tilge sie aus in dem kostbaren Blute Christi! Um Jesu willen erbarme Dich über mich, den Verlorenen!“

Das Gebet wurde erhört. In der finsternen Kerkerzelle, in der er allein mit Gott und Seinem Wort eingeschlossen saß, offenbarte der mächtige Gott sich dem zaghaft Glaubenden in Seiner erbarmenden Heilandsliebe und füllte sein Herz mit Frieden und Freude. Dort empfing er die Gewißheit, daß er errettet war, errettet für alle Ewigkeit durch das kostbare Blut Jesu, seines Heilands.

Kein Wort des Murrens über die von den Menschen erfahrene Ungerechtigkeit kam fortan mehr über seine Lippen. In der tiefen Überzeugung von der Sündhaftigkeit seines Herzens und angesichts der unergründlichen Liebe eines Heiland-Gottes, die ihm ein

so wunderbares Heil in Christo Jesu hatte bereiten können, erschien ihm alles andere unwichtig, und er staunte und betete an. Was er jetzt innig wünschte, war, den Mann noch einmal zu sehen und zu sprechen, der ihm der Verkündiger dieser herrlichen Botschaft gewesen war.

Wir können uns die Freude des lieben alten Pfarrers vorstellen, als er, von dem Wunsch des Gefangenen unterrichtet, in die Zelle trat und statt, wie damals, in wutverzerrte Züge in ein von Frieden und Glück strahlendes Antlitz schaute und von den Lippen des Gefangenen das Bekenntnis vernahm, daß Christus jetzt sein ein und alles geworden war.

„Anfänglich betrachtete ich meine Gefangenschaft als das größte Unglück, das mir begegnen konnte“, sagte Graf W., „heute aber weiß ich, weshalb ich hierher gebracht werden mußte, und ich danke Gott dafür.“

Von dieser Zeit an wartete der Graf mit vollkommener Ruhe auf das Ergebnis der Gerichtsverhandlung. Es ließ nicht mehr lange auf sich warten. Er wurde zum Tode verurteilt. Als ihm das Urteil verkündigt wurde, nahm er es ruhig auf und schrieb darauf an seine Tante und Schwester den folgenden Brief:

„Ihr werdet in der Zeitung gelesen haben, daß ich zum Tode verurteilt bin und am 15. Februar sterben muß. Weint nicht über mich! Freut euch vielmehr, denn durch die Gnade Gottes fürchte ich mich nicht vor dem Tode. Ich weiß, wem ich geglaubt habe. Für einen Christen ist der glücklichste Augenblick seines Lebens der letzte, da der nächste ihn in den Himmel führt. Für ihn bedeutet der Tod nur das Vertauschen

einer Welt der Sünde und des Leids gegen einen Himmel voll Herrlichkeit, wo die Erlösten für immer bei Jesu, ihrem geliebten Herrn, sein werden. Ich warte darauf, Euch beide dort wiederzusehen, wo weder Gefangenschaft noch Trübsal je einkehren. Gern hätte ich Euch noch einmal in diesem Leben gesehen, doch es kann nicht sein. Meine Tränen fließen, während ich schreibe, aber ich bin glücklich und friedevoll, wenn ich an die herrliche Zukunft denke, die meiner wartet, wie all derer, die Christo angehören. Wenn Ihr diese Zeilen empfangt, wird die Herrlichkeit schon mein seliges Teil geworden sein. Möchte der große Gott, dessen Gegenwart ich in dieser meiner Zelle genieße, und der, obgleich ich noch in Ketten bin, mich freigemacht hat, Euch trösten und mit Euch sein bis zum Ende!"

Als der Gefängnisgeistliche, der ihn am Abend vor dem Tage der Hinrichtung noch einmal besuchte, gegangen war, fiel Graf W. auf die Kniee, befahl sich in innigem Gebet seinem Heiland und schloß darauf ruhig ein. Doch ehe noch der Morgen dämmerte, wurde er schon durch das Geräusch von Stimmen und Fußtritten auf dem Korridor vor seiner Zelle geweckt. Die Schritte näherten sich. „Sie kommen früh, um mich aufs Schaffott zu führen“, dachte der Gefangene, und sein Herz schlug schneller. Die Tür öffnete sich. Eine hohe Gestalt trat über die Schwelle, in der Graf W. alsbald seinen Kaiser selbst erkannte.

Nikolaus brachte ihm — die Freiheit. Durch einen Zufall, wie der Mensch sagt, war die völlige Unschuld des Grafen ans Licht gekommen.

Bei der Verhaftung eines der Verschwörer hatte man einen Brief gefunden, der die Bemerkung ent-

hielt: „Wir haben uns alle Mühe gegeben, W. für unsere Sache zu gewinnen. Es war umsonst. Er erklärt, daß er seinem Herrscher treu bleiben werde, auch bis zum Tode.“ Dieser Brief war Nikolaus sogleich zugestellt worden, der nun persönlich kam, um den Gefangenen in Freiheit zu setzen.

„In wenigen Stunden“, sagte der Kaiser, „würde ich in Ihnen einen meiner besten und treuesten Untertanen verloren haben. Ich bitte Sie, den Fehler, der geschehen ist, und das Unrecht, das Ihnen zugefügt wurde, zu vergeben. Zur Erinnerung an diesen Tag verleihe ich Ihnen den Generalsrang und zugleich die Burg S. und hoffe, daß Sie dort noch viele glückliche Lebensjahre verbringen werden.“

Graf W. verließ seine Zelle als ein befreiter und gerechtfertigter Mann. Sein Landesherr hatte ihn gerechterweise in Freiheit gesetzt, und Gott hatte ihn gerechtfertigt, und zwar auf Grund des Todes Dessen, der an seiner Statt gestorben war, wie geschrieben steht: „... daß Er gerecht sei und den rechtfertige, der des Glaubens an Jesum ist“. (Röm. 3, 26.)

Daß Graf W. seinem Gott auch für seine irdische Rechtfertigung und Befreiung dankte, versteht sich. Doch hielten die irdische Ehrung und der vermehrte Reichtum keinen Vergleich aus mit der Erkenntnis Dessen, der, „da Er reich war, um unsertwillen arm wurde, auf daß wir durch Seine Armut reich würden“. Der Graf verbrachte den Rest seines Lebens damit, andere zu dem Heiland zu führen, den er selbst gefunden, oder, richtiger gesagt, der ihn in seiner Gottentfremdung gesucht und gefunden und ihn zu ewiger Freude in Seine Gegenwart gebracht hatte.

Aus der Heidenwelt

a. Der „taube Peter“

Eines Tages, so berichtet Missionar Roth aus seiner Tätigkeit in Indien, kam ein tauber Mann zu mir und richtete eine Frage an mich, die ich nicht recht verstand. Ich reichte ihm ein Blatt Papier mit Bleistift, und er schrieb:

„Wann wird des Herrn Mahl gefeiert?“

An Hand des Kalenders bezeichnete ich ihm den betreffenden Sonntag.

Er bat nun um die Kanaresische Bibel, schlug den 42. Psalm auf und zeigte auf den Vers:

„Wie ein Hirsch lechzt nach Wasserbächen, also lechzt meine Seele nach Dir, o Gott!“

Freudig überrascht durch diese Kundgebung eines Gott liebenden Herzens reichte ich ihm die Hand, und Tränen der Freude traten in seine und meine Augen. Er schlug mir dann noch mehrere Stellen in der Schrift auf, die von des Herrn Mahl redeten. Ich gab meiner Bewunderung über seine Bibelkenntnis Ausdruck und erfuhr, daß der Taube diese ohne jede Unterweisung, nur durch fleißiges Lesen in der Schrift erlangt hatte.

Ich erhielt bald noch weitere Beweise davon, daß der „taube Peter“ in Wahrheit ein treues und glückliches Kind Gottes war. Er versäumte keine unserer Versammlungen, obgleich er gar nichts hörte. Er ließ sich den Text, über den gepredigt wurde, zeigen, las ihn still für sich und sann, während die anderen der Verkündigung des Wortes lauschten, andächtig über das Gelesene nach.

Wie verherrlichte sich doch an diesem ehemaligen Heiden, dessen leibliche Ohren verschlossen, die geistlichen aber umso weiter geöffnet waren, die heilbringende und Segen spendende Kraft Gottes!

b. Ein mutiges Bekenntnis

Bei den Kämpfen um die Mandschurei wurde ein Chinese namens Tang gefangengenommen, der ein treuer Christ war, wiewohl er sonst nicht zu den Klügsten gehörte. Die feindlichen Soldaten setzten ihm das Gewehr auf die Brust und fragten ihn, ob er Christ sei. Als er es mit einem kräftigen Ja bestätigte, wollten sie ihn erschießen. Doch ein Offizier rief ihnen zu: „Laßt den Schwachkopf laufen!“

Als Tang am nächsten Sonntag in die Kirche kam, fragte ihn der Missionar: „Aber, lieber Tang, wie konntest du Christus so tapfer bekennen, da du doch so wenig vom Christentum verstehst?“

„Ich hatte am letzten Sonntag die Geschichte von der Verleugnung des Petrus gehört und wollte nicht zum Verleugner werden“, antwortete Tang einfach.

M. 3.

Nur Jesus

Nur Jesus ist mein Heil, worin ich kann bestehen,
 Nur Jesus ist der Brunn, draus Gnad' und Wahrheit fließt,
 Nur Jesus ist das Bild, worauf ich bloß muß sehen,
 Nur Jesus ist der Hirt, der mich stets führt und speißt.
 Nur Jesus ist die Kraft, durch die ich überwinde,
 Nur Jesus ist der Grund der wahren Heiligkeit,
 Nur Jesus ist mein Schatz, worin ich alles finde:
 Nur Jesus soll es sein in Zeit und Ewigkeit! Terstegen

Jakob Ebersteins Umkehr

„**W**enn die Soldaten durch die Stadt marschieren — eins zwei, eins zwei, eins zwei und drei!“ Fröhlich sang es Möttlingens Jugend, behaglich um den gutgeheizten Ofen sitzend, in den kalten Winterabend hinaus. Beim Furtbachbauern hatte man sich versammelt. Lustig sausten die Spinnräder, und zwischen den frohen Volksweisen hatten es die Mäuler der Buben und Mädels fast ebenso eilig wie die Räder des Spinnrades. Das war ein Tuscheln und Schwätzen, ein Scherzen und Lachen, daß die Furtbachbäuerin alleweil wieder zur Ruhe auffordern mußte.

„Macht's halt nur nicht gar zu arg. Wißt ja, wie's heißt: Auf's Lache folgt bald das Heule! Und ihr wißt auch, daß der Pfarrer das tolle Getue und das allzu ausgelassene Wesen nicht leide mag.“

„Der Pfarrer!“ Das Wort fuhr Jakob Eberstein wie ein Blitz durchs Herz. „Der Pfarrer, der Pfarrer und ewig der Pfarrer!“ rief er. „Schweigt still von ihm! Er predigt gut, und er meint's gut. Hat auch der Gottlieb in recht geholfen in ihrer mörderischen Qual. Aber alle Freud kann er uns doch nicht nehmen.“

„Na, wenn er sie dir nimmt, wenn er's fertigbringt, dein Schwägermaul zu stopfe, und deine Späße zum Bertrockne bringt, dann wird's erst gefährlich in Möttlinge, und das wird ihm ja nie gelinge!“ meinte einer der Burschen.

„Und wird's auch nicht!“ rief Jakob und trat dabei mit dem Fuß auf, und gleich darauf sprudelte auch schon einer seiner Poffen über seine Lippen, so daß die Burschen sich vor Lachen krümmten und die Mädchen einen Augenblick vergaßen, das Spinnrad zu drehen. Und nun kam Scherz über Scherz, Spaß über Spaß aus Jakobs Mund. Schier unerschöpflich schien sein Vorrat. Manchmal ging's hart an der Grenze des Schicklichen und Anständigen vorbei. Dann mußte ein drohender Blick der Bäuerin den Burschen wieder daran erinnern, was Anstand und Sitte von ihm fordere. Jakob ließ sich leiten. Er war nicht gerade „bösaartig“, und seine Versuchung war vielleicht nicht so sehr das Schlechte und Gemeine, als vielmehr das Bedürfnis, eine Rolle zu spielen, etwas zu gelten. Er fühlte sich eigentlich nur dann glücklich, wenn er irgendwie im Mittelpunkt stand, und seine Abneigung gegen den Pfarrer rührte mehr aus dem Gefühl heraus, der Mann würde ihm mit der Zeit die Möglichkeit nehmen, Spaßmacher unter Möttlingens Jugend zu sein, als aus einem direkten Widerwillen gegen das Christentum. Er ging Sonntag für Sonntag zur Kirche und suchte dem Pfarrer gegenüber den biedereren Bauernburschen zu spielen; allein er mußte schon bald merken, daß Pfarrer Blumhardt ihm nicht recht traute. Je mehr er das aber merkte, umso mehr schloß sich Jakob von ihm ab und ging seinen eigenen Weg. Er saß in der Kirche, ohne auf das zu achten, was gesagt wurde. Aber er war überall dabei, wo es lustig zuging, und war der Lustigste selbst dann, wenn es ihm gar nicht lustig zumute war.

Pfarrer Blumhardt verfolgte Jakobs Entwicklung mit Schmerz. Er fürchtete ernsthaft, durch des-

sen Einfluß könne noch die ganze Möttlinger Jugend verdorben werden, und dachte darüber nach, wie er jenen mehr und mehr unterbinden könne. Da er jedoch ein Feind jeglichen äußeren Machens war und er Geseze als Hindernis für das Evangelium betrachtete, mußte er nicht recht, was er beginnen sollte. Zum Gebet fehlte ihm die rechte Freudigkeit, da sein Inneres ihm immer sagte: „An dem ist Hopfen und Malz verloren“. Und so machte ihm Jakobs Anwesenheit in der Kirche oft mehr Verdruß als Freude, denn sie nahm ihm manchesmal die Kraft lebendiger Verkündigung des Wortes vom Kreuz.

Wie gerne hätte er etwas gegen die Art der dörflichen Spinnabende, auf denen Jakob stets die erste Rolle spielte, unternommen! Aber was? Ausrotten wollte er sie nicht. Er fürchtete, ein zu fester Eingriff in die alten Gebräuche möchte ihm das Vertrauen derer nehmen, die er doch gewinnen wollte. Aber anders werden mußten sie. Das war ihm ganz klar.

Obwohl er nie etwas davon hatte verlauten lassen, schienen hier und da einige etwas von des Pfarrers Gedanken zu ahnen. Auch die Furtbachbäuerin, die gewöhnlich ein feines „Merkvermögen“ besaß, fühlte, daß die Art der Spinnabende, wie sie durch Jakobs Einfluß wurden, nicht zu Pfarrer Blumhardts Wesen passen wollte, und darum hielt sie den Ausgelassenen durch ihre Blicke immer wieder in Zucht. Aber die Zucht ärgerte Jakob, wenn er sich auch nichts merken ließ, und vielleicht war das der Grund, weshalb er hernach auf dem Heimweg erst recht über die Stränge schlug und Dinge erzählte, die weder vor dem Spiegel der Wahrheit noch vor dem der Reinheit bestehen konnten.

Als Jakob an diesem Abend im Bett lag, hatte er doch ein wenig Gewissensbisse. Das Werk des Zeugen Blumhardt, der in seinen Predigten immer wieder in tiefster Ergriffenheit von Jesu Persönlichkeit, von Seinem Leiden und Sterben und den Herrlichkeiten danach redete, war selbst an ihm nicht ganz spurlos vorübergegangen, so sehr er sich auch besonders in der letzten Zeit dagegen gestäubt hatte. Jakob ärgerte sich selbst darüber. Früher hatte ihm doch solch ein kleines „aus der Rolle fallen“ nichts ausgemacht. Warum jetzt mit einemmal? Mit dieser Frage schlief er ein. — —

In der Weihnachtszeit fielen die Spinnabende aus, und so hatte Jakob wenig Gelegenheit, seine Späße an den Mann zu bringen. Da er das Bedürfnis hatte, sich zu hören, am liebsten, wenn möglichst viele zugegen waren und seine Scherze den rechten Widerhall fanden, so machte ihm diese Zeit wenig Freude. Aber gut war ihm das Abgeschlossensein von seinem „sich Hören“ scheinbar doch, denn am Sonntag vor Weihnachten stellte er mit einemmal fest, daß ihm das Kirchgehen nicht mehr ganz so unangenehm war wie früher. Fast glaubte er sogar etwas wie ein Verlangen in sich zu spüren, ein eigenartiges Gespanntsein auf das, was der Pfarrer wohl zu sagen haben werde.

Während der Predigt beobachtete er plötzlich, wie er andächtig zuhörte, und dann war's ihm zum Schluß gar manchmal, als wende der Sprecher sich geradezu an ihn. Aber merkwürdig: Das, was er sagte, und was Jakob auffaßte als besonders ihm zgedacht, war keine Drohung, keine Warnung, sondern ein fröhliches Ründen von der Schönheit eines Lebens, in welchem Christus Herr geworden ist.

Nachdenklich ging Jakob Eberstein heim. Er vergaß ganz die vielen Kameraden, die er sonst immer am Ausgangsportal der Kirche erwartete, da sie, wie er sich einbildete, allemal gespannt waren, seine neuesten Scherze zu hören.

Nachdenklich saß Jakob am Nachmittag einsam in seinem Zimmer, so daß sein Mütterlein anfing, besorgt zu werden, und liebevoll fragte: Bub, wirst du krank? Der schüttelte den Kopf. Aber als die Mutter hinaus war, machte er sich Vorhaltungen. Also so weit war es schon mit ihm gekommen, daß die Leute meinten, er sei krank. So weit kam's, wenn man allzusehr auf den Pfaffenkram hörte. Er sprang auf, langte die Mütze vom Nagel und eilte hinaus. Schon fielen die ersten Schatten der Dämmerung auf Möttlingens Gefilde. Jakob wanderte schnellen Fußes durch die verschneiten Felder und Wiesen. Mehr und mehr blieb das Dorf hinter ihm zurück. Rechts ließ er den hohen Fichtenwald liegen. Und nun winkten schon die ersten Häuser von Haugstett. Im Wirtshaus kehrte Jakob ein, und bald war unter der berausenden Wirkung des Alkohols die Unruhe des Herzens hinweggeschwemmt. Jakob fühlte sich wieder als der Mann, dessen Wort von groß und klein beachtet und — belacht wurde. Die Haugstetter erzählten denn am Abend daheim auch fast alle, daß sie seit langem nicht mehr soviel gelacht hätten, wie am Nachmittag des vierten Advent, an dem Jakob Eberstein ihnen die Zeit vertrieb.

Dem Spaßmacher selbst aber war es nicht so wohl zumute, als er heimtrottete. Er fühlte, daß er nicht mehr ganz seiner Sinne mächtig war. Er redete sich selbst in Wut. „Nur der Pfarrer mit seinem from-

men Geschwätz ist schuld“, murmelte er vor sich hin; „allen Leuten nimmt er das gute Gewissen und die Ruhe und den Frieden des Herzens. Und dabei will er Friedensbote sein. Wär er nur geblieben, wo er hergekommen ist! In Möttlingen ließe sich's dann angenehmer leben.“ Auf dem ganzen Weg schimpfte er in einem fort. Daheim angekommen, merkte er, daß ihm der Hausschlüssel fehlte. Er hatte das Empfinden: Klopfen darfst du nicht, denn wenn Mutter dich in dem Zustand sieht, schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen und ist tagelang unglücklich über ihren „verlorenen Sohn“. Er setzte sich darum ruhig auf die Treppenstufe, um zu warten, bis er ein wenig „nüchterner“ geworden sei. Auf der Treppenstufe aber schlief er ein.

Längst hatte die Uhr vom Möttlinger Kirchturm eins geschlagen, als die Bernsteinbäuerin aufwachte, ihren Mann weckte und ängstlich fragte: „Hast du den Bub heimkommen hören?“ Der Bauer sagte gähnend nein, mußte dann aber trotz seines anfänglichen Widerstrebens hinaus und nachsehen, ob Jakob in seinem Zimmer sei.

Erschrocken kehrte er nach einem Augenblick zurück. Der Bub sei nicht da, das Bett unberührt. Wie da die Bäuerin aus dem Bett konnte! So spät war ihr Jakob noch nie heimgekehrt. Mit einemmal fiel ihr ein, daß er schon den ganzen Nachmittag so eigen gewesen war, fast, als habe er eine Krankheit in den Knochen gehabt.

„Eil dich, zieh dich an!“ rief sie ihrem Mann zu. „Mußt gleich das Dorf aufwecken, damit ihr sucht, wo ihr den Jakob finden könnt. Vielleicht hat ihn auch jemand gesehen oder ist mit ihm gewesen.“

Aber der Bauer brauchte das Dorf nicht aufzuwecken. Als er die Tür öffnete, saß sein Jakob davor in festem Schlummer. All sein Rufen und Mütteln half nichts. Die Mutter kam herbei. „Er ist tot! Er ist tot!“ jammerte sie. Doch der Bauer merkte bald, daß Jakob noch nicht tot sei, wohl aber, daß er auf dem besten Wege war, zu erfrieren. Es gelang in kurzer Zeit, ihn ins Leben zurückzurufen, aber eine tüchtige Erkältung hatte er sich doch geholt. Man mußte aus Stuttgart den Arzt kommen lassen, und über die Weihnachtstage mußte Jakob das Bett hüten.

Der Pfarrer besuchte ihn am zweiten Festtag; aber es wollte nicht richtig werden zwischen den beiden. Unbefriedigt ging Blumhardt heim. Unbefriedigt blieb Jakob zurück.

Der Kranke erholte sich schneller, als man gedacht hatte. Zu Silvester konnte er bereits wieder die ersten Schritte ins Dorf hinein wagen. Innerlich war's toter denn je in Jakob geworden. Auf dem Krankenbett hatte er sich ernstlich vorgeredet, der Pfarrer sei an seiner ganzen Krankheit schuld. Der habe ihn unruhig und unzufrieden mit sich selbst gemacht. Und heimlich hatte er sich gelobt, Blumhardts Predigten fortan ganz zu meiden. — —

Aber es kam anders.

Neujahrstagabend stand er plötzlich und allen unerwartet im Pfarrhof. Blumhardts Knecht, Hansjörg, machte große Augen. Er kannte den Jakob und wußte auch, daß er dem Pfarrer nicht sehr gewogen war.

„Was willst?“ fragte er darum verwundert.

Aus tiefen Augen schaute ihn Jakob an, so daß Hansjörg fast einen Schrecken bekam.

„Ich muß den Pfarrer sprechen“, sagte er, „unbedingt sofort!“

Dabei fing er merklich an zu zittern. Hansjörg wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Was hast denn?“ fragte er endlich.

„O Hansjörg“, fing da der andere an zu jammern, „mir ist furchtbar zumut! Zur Nacht bin ich in der Hölle gewesen. Furchtbar, sag ich dir, ist's da. Ich bin verloren, ewig verloren, wenn mir nicht geholfen wird.“

Hansjörg faßte ihn an den Arm und brachte ihn ins Pfarrhaus. Im Studierstüblein saß der Pfarrer allein.

„Was wollt ihr?“ fragte er.

„Der Jakob möchte Sie sprechen.“

„So setz dich, Jakob“, gab Blumhardt zurück und schob einen Stuhl heran, ohne jedoch von seiner Arbeit aufzusehen.

„Sizen mag ich nicht, Herr Pfarrer“, erklärte da mit zitternder Stimme Jakob Eberstein. „Ich gehöre aufs Sünderbänklein. Ich bin der schlechteste Bursch, den es im Dorf gibt.“

Jetzt legte der Pfarrer seinen Federkiel hin, ließ von seiner Arbeit ab und schaute den Bauernburschen lange unverwandt an, während Hansjörg, merkend, daß es ernst ward, das Weite suchte. Eine Weile herrschte tiefstes Schweigen zwischen dem ungleichen Paar. Jakob hatte den Blick gesenkt, während Blumhardt immer wieder seinen Blick an der in sich zusammengefunkenen Gestalt auf und nieder wandern ließ. Er schien dem Gast trotz seines äußerlichen Zusammenbruchs nicht recht zu trauen. Und endlich sagte er denn auch frei heraus:

„Weißt, Jakob, dein Bußetun kommt mir zu überraschend. Ich kann deinen Worten nicht recht glauben, weiß nicht, ob es dir auch wirklich ernst ist.“

Bei diesen Worten stürzten dem armen, reumütigen Sünder die Tränen aus den Augen.

„Ich verstehe es ja, Herr Pfarrer“, erwiderte er mit stockender, leiser Stimme, „hab's halt immer zu arg getrieben. Aber gibt es denn keine Rettung mehr für mich? Gibt es keine Rettung?“

Blumhardt schwieg.

„Ach, es war zu grausig“, fuhr Jakob fort, „zu grausig drunten in der Hölle. Worte reichen nicht aus, es zu beschreiben. Und dort hat man mir doch gesagt, ich sollte zu Euch gehen, wenn nicht der grausige Ort die Heimat meiner Seele werden sollte. Und nun bin ich hier. Herr Pfarrer, helfen Sie mir!“

Blumhardt war aufgestanden und hatte den Ärmsten auf einen Stuhl niedergedrückt, da er jeden Augenblick fürchtete, er bräche zusammen.

„Weißt, Jakob“, sagte er endlich, und seine Stimme klang nun schon viel freundlicher, „Rettung gibt es für jeden, auch für dich. Der Herr Jesus will, daß allen geholfen wird und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Aber zeigen muß man, daß man es ehrlich meint. Und ehe ich dir sagen kann, wie deine Sünden vergeben werden können, muß ich erst wissen, ob du auch weißt, was Sünden sind. Ehe du deine Sünden nicht bekannt und Buße darüber getan hast, kann ich dir nicht sagen, wie der Heiland Sünder aufnimmt und sie zu Gottes Kindern macht.“

„Bekennen will ich ja!“ stieß da Jakob hervor. Aber dann war es auch mit seiner Fassung völlig zu Ende. Hemmungslos entstürzten seinen Augen die

Tränen. Alles Zureden Blumhardts half nichts. Jakob war nicht zu beruhigen. Da legte ihm der Pfarrer die Hände aufs Haupt und sprach mit fester Stimme:

„Gott segne dich, Jakob, und gebe dir zum Wollen das Vollbringen! Er rüste dich aus, des Teufels Stricke zu zerreißen und Seiner Gnade teilhaftig zu werden!“

Unter seinen Worten war Jakob merklich ruhiger geworden. Und willig ließ er es sich gefallen, als Blumhardt ihm nun die Hand reichte und verabschiedend sagte:

„Jetzt geh heim, Jakob! Sorg, daß Ruhe in dein Herz hineinkommt! Wissen sollst du, daß ich immer bereit bin, dir zu helfen. Komm wieder, wenn dich dein Herz treibt.“

Und Jakob ging heim.

Der Pfarrer aber sank auf die Kniee und erflehte sich von seinem Gott Liebe und Weisheit, um dem offenbar Neumütigen recht helfen zu können.

Am anderen Tag schon kam Jakob wieder.

Diesmal sah er noch zerschlagener aus als am Tage vorher. Unter seinen Augen zeigten sich tiefe Ränder. Er zitterte am ganzen Leib, und der Magd, die ihn zum Pfarrer hineinführte, standen ob des Armen Leid die Tränen in den Augen.

Und dann kam Jakob fast eine Woche hintereinander Tag um Tag. Am Samstag abend sagte er endlich:

„Herr Pfarrer, nun ist alles bekannt. Ich sehe nichts mehr, was ich noch zu bekennen hätte.“

Blumhardt schaute ihn durchforschend an; aber Jakobs Augen waren hell und klar, so daß auch ihm

die Gewißheit kam: Der Weg ist frei, Christus hat gesiegt!

Es war so. Was Jakob in der Zwischenzeit alles bekannt hatte, war schlimmer gewesen, als der Pfarrer erwartet hatte. Bis dahin hatte er kaum geahnt, welche grobe Sünden unter dem Volke herrschten. Aber die Trauer darüber wurde weit zurückgedrängt durch die Freude, die er an diesem Abend erlebte, als er Zeuge wurde, wie ein großer Sünder die Gewißheit empfing, daß alle seine Sünden getilgt waren in Christi Blut. Mit leuchtenden Augen verabschiedete sich Jakob Eberstein. Zurück aber blieb einer, dessen Herz angesichts des Reichthums der Gnade in Christo Jesu überfloß in Lob und Dank.

Als Jakob aus dem Hause trat, fand er draußen Hansjörg damit beschäftigt, dem Hof ein sonntägliches Gewand zu geben.

„Grüß dich Gott, Hansjörg!“ rief Jakob. „Freu dich mit mir! Es ist licht geworden in meiner Seele! Und nun eile ich hin, es meinen Freunden zu sagen. Haben sie ehemals meinen Späßen gelauscht, so werden sie nun wohl auch zuhören, wenn ich ihnen die Geschichte meiner Umkehr berichte.“

Dann eilte er hinweg, dem väterlichen Hofe zu.

„Er ist noch derselbe Prahlhans wie ehedem“, dachte Hansjörg und fegte seinen Hof fertig. — —

Aber Hansjörg behielt nicht recht. Jakobs Umkehr erwies sich als echt.

Schon am anderen Tage brachte er nachmittags einen Burschen aus Haugstett zum Pfarrer geschleppt.

„Er möchte Sie sprechen“, sagte er und entfernte sich wieder.

Der Haugstetter aber erzählte dem Pfarrer, daß er am Morgen nach dem Kirchgang den Jakob getroffen und ihn im Gedenken an den lustigen Abend im Haugstetter Wirtshaus eingeladen habe, noch einmal nach Haugstett zu kommen. Aber da habe ihm der Ebersteiner die Geschichte seiner Reue und Buße berichtet und ihm erzählt, wie glücklich und fröhlich er nunmehr sei, nachdem alle seine Schuld hinweggenommen sei und er Vergebung seiner Sünden und Frieden mit Gott habe. Und nun sei er selbst da; denn auch ihn drückten schon lange seine Sünden, und ins Wirtshaus sei er eigentlich nur gegangen, um sein anklagendes Gewissen zum Schweigen zu bringen, und darum habe er auch den Jakob eingeladen, damit man noch einmal unter Lachen und Scherzen die Unruhe des eigenen Herzens vergessen möchte. Nun aber wisse er, nachdem Jakob ihm seine Geschichte erzählt habe, daß das alles Schleichwege des Satans seien, und daß man sich so nur selbst betrüge. Blumhardt waren beim Erzählen des Haugstetters die Tränen in die Augen getreten. Er war überwältigt von der inneren Gewißheit, daß Gott am Werke war. Des Haugstetters Buße erwies sich als echt. Am Abend zog er mit fröhlichem, leuchtendem Antlitz heim, nicht ohne vorher noch einmal am Ebernsteinhof vorgesprochen und Jakob die frohe Kunde von seiner Umkehr und Errettung gebracht zu haben. Blumhardt aber konnte nicht anders, als noch am Abend seinem Freunde Barth ausführlich über das Erleben Gottes in seiner Gemeinde zu berichten. —

Ungeheuer war die Aufregung und Verwunderung in Möttlingen, als Jakobs „Bekehrung“ mehr und mehr bekannt wurde. Man verspottete ihn. An-

dere zweifelten und sagten: „Erst abwarten! Das hält sicher nicht stand.“ Aber es hielt doch stand; ja, Jakobs Verhalten sowie sein öffentliches Zeugnis wirkten geradezu aufrüttelnd im ganzen Dorf. Fast täglich erschien jemand im Pfarrhof, mit dem Wunsch, ähnlich wie Jakob ein neues Leben zu beginnen. Blumhardts Herz jubelte. An einem Freitagabend predigte er mit besonderer Zuversicht und Kraft über das Wort: „Die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern“. (Ps. 77, 11. Luthers Übers.) Und am Samstag kamen sechzehn Personen, denen Gott das Herz aufgetan hatte, die ihre Sünden erkannten und fortan ein Leben mit Gott führen wollten.

Und nun griff es von Tag zu Tag mehr um sich. Jakob Ebersteins Umkehr löste eine Bewegung aus, die durch Jahre und Jahrzehnte Möttlingen zum Segen wurde.

Jakob selbst aber ist lange Zeit Pfarrer Blumhardt ein treuer Helfer und durch sein ganzes Leben seinem Heiland ein treuer Jünger gewesen. Die Geschichte seiner Umkehr blieb ihm immer ein Wunder Gottes, das er sorglich bewahrte, und für das er stets aufs neue Gott Dank und Anbetung darbrachte.

A. B.

Wie die Urgroßeltern zur Berleburger Bibel kamen

Die Urgroßeltern Arnold Breidenbach haben sich im Notjahr 1817 verheiratet. Da zählte der Urgroßvater fünfundzwanzig Jahre und die Urgroßmutter einundzwanzig. In der Regimentsschuhmacherei von Köln hatte der Urgroßvater sich

zweihundert Silbertaler gespart, und so konnte er daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er erwarb für sich und seine junge Frau ein kleines Häuschen im Bergischen Land, das drei- bis vierhundert Taler kosten sollte. Die Armut war allseits sehr groß, und das Häuschen war so baufällig, daß man vom Keller bis in den Himmel sehen konnte. Wenn es sehr regnete, mußten sie mit dem einen Bett, das sie besaßen, umziehen, bis sie eine trockene Ecke fanden. Die Urgroßmutter war fromm, ebenso der Urgroßvater. Jedoch besaß er innerlich mehr als sie. Er hatte eine tiefe Herzenserfahrung gemacht und eine wahre Befehrung erlebt. In der ganzen Gegend gab es keinen Menschen, der diese Stellung zum Heiland mit ihm teilte. So war er bald überall als der fromme Schuhmachermeister bekannt. Es gab zu der Zeit kein Sonntagsblatt, keine Traktate oder eine sonstige Hilfe außer der Bibel, und die las er eifrig.

Der Urgroßvater war ein tüchtiger Arbeiter. Er verdiente am Tag acht Groschen und zog damit elf Kinder groß. Nach einigen Jahren der Ehe machte sich ein großer Notstand bemerkbar. Man brauchte dringend ein weiteres Bett. Das älteste Kind schlief zwischen seinen Eltern. Das zweite lag in der Wiege, stieß aber schon mit Kopf und Füßen an. Wenn Gott ihnen noch ein drittes Kind schenken würde, so mußte ein neues Bett gekauft werden.

Eine günstige Gelegenheit zum Kauf sollte auch bald kommen. Einem reichen Mann wurde zwangsweise alles verkauft. So wurde in sieben Dörfern ausgeschellt, daß alles Mögliche auf der Auktion zu kaufen sei, darunter auch Betten.

„Arnold“, sagte die Urgroßmutter, „das ist die

Gelegenheit. Geh und kaufe ein Bett! Wir haben siebzehn Taler gespart. Das wird wohl langem.“

Der Urgroßvater hörte sich den Plan schweigend an. Er war überhaupt schweigsam. Dafür besaß seine Frau ein Unterhaltungstalent, daß es eine wahre Wonne war.

Der Tag der Auktion nahte heran. Der Urgroßvater zog den ortsüblichen blauen Kittel an und steckte die siebzehn Taler ein. Da überall bekannt war, daß er weder Wirtschaft noch Tanzboden besuchte, so rief sein Erscheinen auf der Auktion eine Bewegung hervor.

„Da kommt der fromme Breidenbach!“ staunten die Leute.

„Na, Meister Breidenbach, was wollt Ihr denn kaufen?“

„Ich muß ein Bett kaufen.“

„Das ist ja gut. Betten gibt's genug.“

Der Verkauf beginnt. Es wird getrunken, geschwätzt, gelärmt. Ein Riesenbuch kommt zum Vorschein. Der Gerichtsvollzieher ruft: „Das ist eine Bibel mit vielen dazugedruckten Erklärungen.“

Wer will die Bibel kaufen? Es werden Witze gemacht, Verse aus der Bibel gelesen, gespottet. So kommt die Bibel unter den Hammer.

Ein Kaufmann bietet fünfzehn Groschen als erster. Er hat Einwickelpapier nötig. Der Urgroßvater bietet einen Taler. Nun dauert's nicht mehr lange.

„Wer hat einen Taler geboten?“

„Der fromme Breidenbach!“

Die Köpfe werden zusammengesteckt: „Hochtreiben, hochtreiben!“

Immer mehr wird geboten, Witze gemacht, ge-

spottet. Der letzte bietet sechzehneinhalb Taler! Der Urgroßvater siebzehn Taler! Alles ist stumm. Zum ersten, zweiten und dritten Mal! Meister Breidenbach hat die Bibel für siebzehn Taler.

„Aber wolltet Ihr nicht ein Bett kaufen?!“ höhnt man.

Was war zu tun? Siebzehn Taler zahlt er, nimmt seine Bibel stillschweigend und geht. Ein Bett kann er nicht kaufen.

Der Urgroßvater kommt mit seinem großen Buch heim. Er ist naß geschwitz. Seine Frau fragt:

„Was hast du denn da?“

„Eine Bibel!“

„Was ist mit dem Bett?“

„Das Bett habe ich nicht gekauft.“

„Warum nicht?“

„Die Bibel hat schuld.“

„Was kostet die Bibel?“

Pause.

„Siebzehn Taler.“

Pause.

Und dann kam der Regenguß!

Der Urgroßvater Arnold hat nichts gesagt. Er hat den Sonntagsrock ausgezogen, die Werktagsschürze umgebunden und sich dann an die Arbeit gesetzt. Nur einmal warf er dazwischen:



„Ich konnte es nicht mehr mit anhören, wie das heilige Buch verspottet worden ist.“

Aber für die Urgroßmutter war die Sonne untergegangen. Als der Hausvater den Abendsegens aus der neuen Bibel vorlesen wollte, ging seine Frau hinaus in die Küche. Ebenso ging auch die Nacht vorbei.

In aller Morgenfrühe erscheint am anderen Tage ein reicher Müller aus der Nachbarschaft.

„Womit kann ich dienen?“ fragt Meister Breidenbach.

Der Müller kraut sich verlegen den Kopf.

„Ich komme wegen der Bibel und dem Bett. Ich habe das alles meiner Frau erzählt, und sie hat mir den Kopf gewaschen, daß es nur so rauschte! Sie hat gesagt:

„Wenn ihr Männer getrunken habt, dann müßt ihr spotten!“ So hat sie den ganzen Abend gepredigt. Heute morgen weckt sie mich: „Sir heraus und zu Meister Breidenbach!“ Sie



hat die ganze Nacht nicht geschlafen. Und dann sagt sie: „Wir haben oben die alten Betten stehen, die keiner braucht. Wenn er siebzehn Taler für die Bibel gegeben hat, kriegt er ein Bett für umsonst.“ Und dann hat sie dem Müllerknecht Bescheid gesagt. Das Bett wurde sofort abgebrochen, Stroh geschnitten, Deckbett und Kissen oben drauf. Da kommt der Knecht schon und bringt alles auf dem Wagen.“

Der Urgroßvater macht die Küchentür auf.

„Friederike, komm mal herein!“

„Guten Morgen, Frau Breidenbach.“

„Was gibt's?“

„Einen schönen Gruß von meiner Frau, Sie möchten das Bett bitte annehmen. Und wenn ich ein Paar Schuhe nötig habe, so macht der Meister mir wohl mal ein Paar Schuhe. Solang ich die Augen heute aufhabe, habe ich noch keine Ruhe gehabt. Erst mußte das Bett besorgt werden. Nun habe ich alles bestellt.“

Urgroßvater und Urgroßmutter schauen sich an. Sie geht hinaus und macht es wie Petrus und weint bitterlich.

Da knallte der Kutscher draußen, und die Männer eilten hinaus, um abzuladen. Bald stand das neue Bett oben, und abends schliefen die beiden Kinder drin.

Zum Abendsegen nahm der Urgroßvater die neue Bibel und las mit seiner Frau den 37. Psalm:

„Habe deine Lust am Herrn; der wird dir geben, was dein Herz wünscht.

„Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohlmachen.“

M. L. Breidenbach

Eine sonderbare Leichenfeier

Ein gläubiger Prediger einer kleinen Neger-Gemeinde in Virginia in den Vereinigten Staaten mußte zu seinem Schmerz die Beobachtung machen, daß die Wortverkündigung schon seit längerer Zeit ohne jede Wirkung blieb. Jedes Interesse für göttliche Dinge schien verloren gegangen zu sein. Gar manche pflegten während der Predigt einen dauerhaften Schlaf zu halten, und soviel er auch im Gebet mit Gott hierüber verkehrte, und so sehr er sich bemühte, seinen Zuhörern das Wort Gottes lebendig und kraftvoll vor die Seele zu stellen — es wurde nicht anders. Was war zu tun? So durfte es nicht weitergehen, oder die ganze Gemeinde würde allmählich in einen totenähnlichen Schlaf sinken. Die Liebe macht erfinderisch. Nach längerem Überlegen reifte der Entschluß in ihm, seinen Negern durch Anschauungsunterricht zu Hilfe zu kommen. Sein Plan war reichlich absonderlich, versprach aber bei der Eigenart des Negervölkchens Erfolg.

Am nächsten Sonntag teilte der Prediger der Versammlung zunächst mit, wieviele Seelenübungen ihr schläfriger, erstarrter Zustand ihm schon bereitet habe. Das machte bei einzelnen Eindruck. Als er aber dann ankündigte, am nächsten Tage werde in seinem Hause zu der und der Stunde eine Beerdigung stattfinden, zu der alle eingeladen seien, da wurden auch die Schläfrigen wach. Das Erstaunen der schwarzen Männer und Frauen wurde noch größer, als der Pre-

diger hinzufügte, über die Person des Toten könne vorläufig nichts Näheres gesagt werden, und er bitte, jedes Fragen danach zu unterlassen. Es sei zwecklos, denn er müsse weitere Auskünfte verweigern. Verwundert schaute man einander an. Noch nie war eine Todesnachricht in solcher Form ergangen. Auch fiel allgemein auf, daß der Prediger gar nicht so traurig aussah, wie man es in solchem Fall eigentlich hätte erwarten sollen, und vor allem, daß im Schlußgebet der Hinterbliebenen mit keinem Wort gedacht wurde, was man doch gewohnt war. So gab es viel Tuscheln und Fragen untereinander, und die Spannung war groß. War der Anlaß auch traurig, so stellte er doch für die armen, in den kümmerlichsten Verhältnissen lebenden Glieder jener Regier-Niederlassungen in den Staaten eine Abwechslung in Aussicht, die bei ihrem eintönigen, nur auf den Erwerb des Nötigsten gerichteten Leben immerhin nicht uninteressant war.

Am nächsten Tage war das Haus des Predigers überfüllt von Neugierigen, die gespannt auf den Beginn der Trauerfeierlichkeiten warteten. Zur festgesetzten Stunde trat der Hausherr in den großen Raum, der für besondere Anlässe hergerichtet war, und nahm neben dem am Kopfende etwas erhöht stehenden Sarge Platz. Er öffnete seine Bibel und las den Leichentext vor.

„Auch euch“, begann er, „die ihr tot waret in euren Vergehungen und Sünden“, und dann weiter bis zum sechsten Vers von Ephes. 2: „und hat uns mitauferweckt und mitsitzen lassen in den himmlischen Örtern in Christo Jesu“. Daran anschließend las er noch einen Abschnitt aus Römer 5, vom 12. Verse an: „Darum, gleichwie durch e i n e n Menschen die Sün-

de in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod, und also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen ist, weil sie alle gesündigt haben“, und so weiter bis Vers 21.

Unter Bezug auf die verlesenen Schriftworte sprach der Prediger über die schrecklichen Folgen der Sünde sowie über den Lohn der Sünde, den Tod. Eindringlich schilderte er, wie ernst es sei, wenn ein Mensch unbekümmert um seine Sünden dahinlebe und nicht nach Gott frage, der aus Liebe zu den Sündern Seinen eingeborenen Sohn hingegeben habe in Tod und Gericht. Besonders verweilte er bei der Trostlosigkeit des Zustandes, in welchem der Mensch sich von Natur befinde, „t o t in Vergehungen und Sünden“, ein Sklave Satans, des Fürsten der Finsternis. Er führte aus, wie Satan alles tue, um den Menschen durch die Vergnügungen dieser Welt, durch Lug und Trug in Gleichgültigkeit und Gewissenschlaf zu versenken, um ihn auf diese Weise in sein eigenes Verderben, die ewige Verdammnis, zu ziehen. Er schloß mit einem Hinweis auf Röm. 3, 10—26, jenen bekannten Teil des Briefes, der, nachdem er den völlig verderbten, verlorenen Zustand des Menschen in den schwärzesten Farben geschildert hat, am Schluß die Herrlichkeit der göttlichen Gnade rühmt, die auf Grund des vollbrachten Sühnungswerkes Jesu Christi den Sünder umsonst rechtfertigt, mittels des Glaubens an Sein Blut.

Der eindrucksvollen Ansprache folgte ein ernstes Gebet, das aber wiederum kein Wort für die Hinterbliebenen, sondern lediglich die Bitte enthielt, Gott möge allen Anwesenden die Augen öffnen, damit sie im Spiegel des göttlichen Wortes sich selbst in ihrem

in Sündentoten, verlorenen Zustand zu erkennen vermöchten.

Entsprechend der in Amerika üblichen Sitte, nach Beendigung der Trauerfeier an dem offenen Sarge vorbeizugehen und noch einen letzten Blick auf den Verstorbenen zu werfen, bat der Prediger, einzeln an den Sarg zu treten. Er fügte seiner Bitte den Wunsch hinzu, daß doch ein jeder einen dauernden Eindruck von dieser Leichenfeier mit nach Hause nehmen möge angesichts des Umstandes, um wen es sich im vorliegenden Fall handle, und wer der Tote sei.

Die Aufforderung war wiederum so eigenartig, zugleich aber so ernst gehalten, daß unter den Versammelten wohl keiner war, der ihr nicht mit einigem Herzklopfen gefolgt wäre. Wie groß aber war die schreckhafte Überraschung der meisten, als sie erkannten, um wen es sich bei dieser sonderbaren Leichenfeier handelte. In dem Sarge lag — niemand. Aber aus einem in ihm angebrachten Spiegel starrte einem jeden das eigene Gesicht entgegen, mehr oder weniger entsetzt, je nachdem. Kein Wort wurde laut. Aber auch kein Ton des Unwillens tat sich kund. Die ernsteste Predigt hatte ihren Eindruck nicht verfehlt. Wohl ein jeder verstand die Lehre, die der treue Lehrer ihnen hatte erteilen wollen. Daß tot, in Sündentot, über ihnen geschrieben stand, wurde in dieser Stunde vielen klar.

Die Folge war eine wirkliche Erweckung. Viele bekamen ein Bewußtsein über ihren Zustand vor Gott und bekehrten sich zum Herrn.

Es sei mir gestattet, im Anschluß an die mitgeteilte Begebenheit, die sich im vergangenen Herbst er-

eignet hat, eine Bitte an den Leser zu richten. Sie lautet: Geh nicht mit Achselzucken über das Gelesene hinweg! Du denkst vielleicht: Jenes Mittel mag gut gewesen sein für stumpfsinnige Neger, aber einen gesitteten Europäer kann sowas nicht berühren. Darauf möchte ich erwidern, daß das Wichtige in diesem Aufsatz nicht die Begebenheit an sich ist, sondern der Sinn, der in dem Ganzen liegt. Vielleicht kommt dir aber auch der Ausdruck „in S ü n d e n t o t“ nicht angebracht vor. Doch da bedenke, daß G o t t es ist, der dieses Wort durch Seinen Geist geprägt hat, und ferner, daß die Ephezer, an die der Brief geschrieben wurde, Bürger einer hochkultivierten Stadt waren. Gottes Wort ist stets zeitgemäß und angebracht. Es ist stets lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert. Es gebraucht manchmal Worte, die unserem Ohr nicht angenehm und lieblich klingen, aber es ist immer wahr. Der Ausdruck „tot in Vergehungen und Sünden“ geht freilich weit, denn er besagt im Grunde nichts anderes, als daß der Mensch derart in seinen Sünden verstrickt ist, daß er sich aus diesem Zustand ebensowenig zu befreien vermag, wie ein Toter sich lebendig machen kann. Das ist eine fürchterliche Tatsache, aber, da Gott sie feststellt, ist sie wahr. Der Herr Jesus meint übrigens das gleiche, wenn Er sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, daß die Stunde kommt und jetzt ist, daß die T o t e n die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und die sie gehört haben, werden leben“. (Joh. 5, 25.) Diese Stelle besagt aber zugleich, wie diese „Toten“, zu denen alle Menschen von Natur gehören, Leben empfangen können, und drittens, daß sie in bezug hierauf, obwohl tot, dennoch verantwortlich sind,

denn sie sollen „h ö r e n“. Leben, ewiges Leben zu geben, vermag nur Einer, der Sohn, dem es von dem Vater gegeben ist, Leben zu haben in sich selbst. Er macht lebendig, welche Er will. Er gibt ewiges Leben dem, der Sein Wort h ö r t und Dem g l a u b t, der Ihn gesandt hat. Wer aber n i c h t hört und n i c h t glaubt, bleibt in dem Zustand des Todes bis zu der Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, Seine Stimme, die Stimme des Sohnes, hören und hervorkommen werden, und dann wird er auferstehen müssen zum Gericht. Er, welcher jetzt, in der Zeit der Gnade, sein Heiland sein möchte, wird dann sein Richter sein, der ihn richten wird nach seinen Werken, und das Urteil wird lauten: Fahr hinab in die Hölle, in das unauslöschliche Feuer, wo dein Wurm nicht stirbt, und das Feuer nicht erlischt. (Vergl. Mark. 9, 43—48.)

Auch dieses letzte Wort mag nicht zeitgemäß erscheinen, aber es ist ebenso göttlich wie das andere vom Totsein in Sünden. Freilich ist es so, daß die G ü t e Gottes den Menschen zur Buße leiten will, daß Seine L i e b e lockt und zieht. „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel!“ sprach einst klagend Gottes Sohn angesichts der widerspenstigen Stadt. Aber sie hat nicht gewollt, und das Ende war ein über alle Maßen fürchterliches Gericht. So ist es letzten Endes auch Gnade, wenn Gott die widerstrebenden Menschen dadurch zu Sich zu ziehen sucht, daß Er ihnen das Gericht vorstellt, das nach dem Tode kommt, und vor dem es für den Unbußfertigen kein Entrinnen gibt.

„So schäme dich nun nicht . . .“

Karl hatte früh den Herrn Jesus als seinen Heiland kennen gelernt. Er hatte Ihn lieb und wünschte, Ihm wohlzugefallen.

Da seine Eltern in einem kleinen Dorf wohnten, in welchem keine gute Schule war, mußte Karl, als er heranwuchs, in die nächste größere Stadt übersiedeln, in der es ein Internat gab, das etwa vierzig Schüler aufnehmen konnte.

Karl war gewöhnt, des Abends vor dem Schlafengehen einen Abschnitt in seiner Bibel zu lesen und zu beten, und er hatte die Absicht, dieser Gewohnheit auch in der neuen Umgebung treu zu bleiben. Aber als am ersten Abend die anderen Jungen, mit denen er das Schlafzimmer teilte, sich scherzend und lachend auszogen und möglichst schnell ins Bett sprangen, hatte er nicht den Mut, in ihrer Gegenwart zu lesen und zu beten. „Ich kann doch nicht vor den fremden Jungen hinknien“, sagte er sich. „Ich muß sie erst besser kennen lernen.“ So machte er es wie die übrigen und ging zu Bett, ohne zu beten. Das anklagende Gewissen suchte er mit den Worten zu beruhigen:

„Ich kann geradesogut im Bett beten. Morgen früh werde ich etwas früher aufstehen und lesen.“

Aber er lag kaum im Bett, da schlief er auch schon ein, und als er am Morgen aufwachte, waren die anderen schon halb angezogen. So zerrannen seine guten Vorsätze in nichts, und er verließ das Zimmer, ohne gelesen und gebetet zu haben. Das machte ihm den ganzen Tag zu schaffen. Heute abend, dachte er, kümmerst du dich nicht darum, was die anderen denken mögen. Aber als der Abend kam, schämte er sich

wieder davor, offen zu bekennen, wes Geistes er war. Und so ging es einen Tag um den anderen. Er wurde immer unglücklicher, und mit dem Lesen und Beten wurde es nichts. Er redete sich ein, er sei doch nicht schlechter als seine Kameraden. Aber das tröstete ihn nicht. Freilich stand er in seinem Verhalten nicht hinter den anderen zurück, aber trotzdem war er schuldiger als sie, denn er hatte etwas, was die anderen nicht besaßen, und er wußte ganz gut, daß er eine wichtige Sache vernachlässigte.

Im übrigen ging es ihm gut. Er wurde der Liebling seiner Kameraden sowohl als auch seiner Lehrer. Er war ein frischer, ehrlicher Junge mit offenem Wesen. Im Unterricht war er aufmerksam und fleißig; und auf dem Spielplatz tat es ihm im Laufen und Springen keiner zuvor. Auch war er voll guter Einfälle, die sich bei den Ausflügen und Unternehmungen der Schüler anregend bemerkbar machten.

An einem freien Tage hatten die Jungen Erlaubnis, unter sich einen weiteren Ausflug in den Wald zu unternehmen, um Nüsse und Beeren zu suchen. Die Ernte war recht ergiebig, und die Gelegenheit wurde gründlich ausgenutzt. Schließlich lagerte man sich unter den hohen Bäumen auf dem Moose.

„Ich möchte doch nicht gern eine Nacht hier allein zubringen“, rief einer der Jungen. „Es muß schrecklich dunkel sein unter diesen Bäumen.“

„Du bist ein Feigling“, versetzte Karl. „Mir würde das nichts ausmachen. Was gibt's denn hier zu fürchten?“

Es gibt eigenartige Gedankenverbindungen. Obwohl Karl bei seiner Antwort keineswegs daran gedacht hatte, daß er allezeit des göttlichen Schutzes

bedurfte, mochte die Lage sein, wie sie wollte, fiel ihm in diesem Augenblick das bekannte Psalmwort ein: „Ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir“. Aber die Wirkung war anders, als es schon früher hie und da gewesen war, wenn er sich gefürchtet hatte. Er hatte das Gefühl, als ob Gott nicht mehr bei ihm sein könne, nachdem er Sein Wort so gröblich vernachlässigt hatte. Ja, war er nicht auch ein Feigling, indem er sich Dessen schämte, dem er alles verdankte? Da traf ihn ein Wort seiner Kameraden.

„Das ist wahr. Karl hat vor nichts Furcht“, sagte einer.

„Das hat er doch. Ich weiß, wovor er Angst hat“, warf ein anderer dazwischen.

„Was? Angst hat?“ kam es von allen Seiten. „Wovor hat Karl denn Angst?“

Der Genannte war in die Höhe gefahren und maß den Ankläger mit blitzenden Augen.

„Ich will es euch sagen“, antwortete dieser ganz ruhig, „und Karl kann es nicht leugnen. Er hat Angst davor, ausgelacht zu werden.“

Damit schaute der Sprecher Karl fest an.

„Bevor Karl kam“, fuhr der andere fort, „hat uns der Rektor gesagt, wir kriegten einen frommen Jungen ins Haus, der nie versäumen würde, seine Bibel zu lesen und zu beten. Ich habe ihn daraufhin von Anfang an beobachtet, aber ich habe ihn keinmal lesen oder beten sehen, obwohl wir im selben Zimmer schlafen. Aus welchem Grund hat er das nicht getan?“

„Ja, das stimmt“, bestätigte ein anderer, „das beweist, daß er Angst hatte, und dabei hätte bestimmt keiner von uns sich über ihn lustig gemacht.“

Armer Karl! Stumm und unbeweglich saß er da. Noch nie hatte er sich so gedemütigt gefühlt wie in diesem Augenblick, wo die ihn anklagten, die ihn eben noch bewundert hatten. Ihre Worte trafen ihn umso schwerer, weil er fühlte, wie sehr er sie verdient hatte. Ohne etwas zu erwidern, stand er auf und ging davon.

In der Schule fand er einen Brief seiner Mutter, in welchem unter anderem stand:

„Ich hoffe, daß Du dort nicht versäumst, das Wort zu lesen und zu beten, wie Du es zu Hause getan hast. Beständig bitte ich Gott, daß Er Dich vor „Menschenfurcht“ bewahren möge, die „einen Fallstrick legt“, wie es in den Sprüchen heißt. (Spr. 29, 25.) Hüte Dich, bei Deinen Kameraden den Eindruck zu wecken, als ob Du Dich der Tatsache schämtest, ein Kind Gottes zu sein. Vielleicht spotten sie über Dich, aber, glaube mir, sie werden Dich trotzdem achten. Und sie werden Dich verachten, wenn Du Dich durch sie zum Bösen verleiten läßt.“

Karl las den Brief wieder und wieder, und die Tränen liefen ihm über die Wangen.

„O Mama“, flüsterte er, „wenn du wüßtest, wie ich mich benommen habe!“

Und dann kniete er nieder und bekannte Gott seine Untreue und bat Ihn um Kraft, es in Zukunft anders zu machen als bisher.

Seit diesem Tage konnte man bei Karl eine Veränderung wahrnehmen. Er begann und schloß jeden Tag mit Lesen und mit Gebet. Gott erhörte sein Gebet und half ihm, durchzuhalten. Einige seiner Kameraden wandten sich fortan von ihm ab, andere aber, und darunter war sein Ankläger, schlossen sich ihm umso fester an und folgten seinem Beispiel.

Die Photographie

Die Witwe Dorenz lag, erst zweiundfünfzig Jahre alt, schwerkrank danieder. Der Arzt hatte chronische Nierenentzündung festgestellt und wenig Hoffnung gegeben.

Als Kind hatte sie die Sonntagschule besucht. Ihr Vater, der alte Langer, hatte seinen Kindern den Besuch erlaubt. Er sagte oft: Ich als alter Sozialdemokrat glaube nicht an diese Dinge, aber meine Kinder sollen Religion haben. Wenn man älter geworden ist, und das Leben mit seinen Hoffnungen enttäuscht und entshwindet, sieht man doch, wie nützlich das ist. Ich wäre jetzt froh, einen kindlichen Glauben zu haben.

Noch oft mußte er an einen Vorfall in der Eisenbahn denken. Ein ihm gegenüber sitzender Herr mit Brille und Bart hatte ihm freundlich eine christliche Schrift gereicht mit der Bitte, sie ihm schenken zu dürfen. Er hatte mit Interesse darin gelesen. Der Herr war aufgestanden, um auch den anderen Mitreisenden ein Heft anzubieten. Als er sich wieder gesetzt hatte, fing der alte Langer an:

„Sie haben recht, mein Herr, daß Sie diese Schriften verteilen. Ein bißchen Religion muß der Mensch haben.“

„Ja, mein Lieber, es muß aber so viel Religion sein, daß er damit in den Himmel kommt“, war die Entgegnung seines Gegenübers gewesen.

„Da haben Sie wieder recht“, erwiderte Langer, „aber ich habe stets nach dem Grundsatz gehandelt: Tue recht und scheue niemand!“

Da hatte der Herr ihn ernst angeschaut und gefragt:

„Wollen wir nicht ganz ehrlich sein und uns fragen: Haben wir immer recht getan?“

„Da haben Sie auch wieder recht“, platzte Langer heraus. Dann mußte er aussteigen, und er war froh darüber, denn die Wendung des Gesprächs wurde ihm unbehaglich.

Aber immer wieder erinnerte er sich dieser Unterredung: Es mußte Religion sein, die in den Himmel brachte, sonst war sie wertlos. Mochte ihm auch sein Verstand sagen: Das gibt's ja nicht! so ganz sicher und ruhig war er nie dabei gewesen.

Also seine Kinder gingen in die Sonntagschule, auch Lenchen, die spätere Frau Dorenz.

Lenchen hörte mit Interesse die ewigen Wahrheiten, so alt und doch so neu: Von der Sünde des Menschen, der Liebe Gottes, dem Suchen des Heilands und der Freude des erlösten Christen. Mit all diesen ernstesten Dingen wurde sie bekannt. Aber wenn sie auch mit Interesse zuhörte, einen tieferen Eindruck ließ das Vernommene nicht bei ihr zurück. Nachdem sie aus der Schule entlassen war, verließ sie auch die Sonntagschule.

Langers waren einfache Leute, und der knappe Verdienst des Vaters machte es nötig, daß die Kinder früh mithelfen mußten. So zog auch Lenchen bald in einen Dienst zu Kindern, um nicht länger an Vaters Tisch zu sein. Früh mußte sie lernen, auf eigenen Füßen zu stehen.

Die Jahre flogen dahin. Lenchen war zweiundzwanzig Jahre alt geworden. An einem schönen Sonntagnachmittag, den sie, da sie frei hatte, zu einem Ausflug benutzte, lernte sie einen jungen Mann kennen, den fünfundzwanzigjährigen Walter Dorenz. Beide hatten vom ersten Augenblick an Interesse füreinander und gewannen sich lieb. Ein Jahr später heirateten sie und hatten nun, wie sie glaubten, alles genug. Aber war dem wirklich so? Woher kam das stille Sehnen nach etwas anderem, nach etwas, was ihnen auch ihre harmonische Ehe nicht brachte? Woher kam es, daß die Herzen oft so leer waren? Ach, hätte Lenchen doch an die Sonntagschultage zurückgedacht! Wäre sie doch zum Schrank gegangen, um ihr Testament, ein Geschenk des Lehrers, aufzuschlagen und von Dem darin zu lesen, der so freundlich ruft: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“! (Matth. 11, 28.)

Aber daran dachte sie nicht mehr. Bald mehrte sich auch ihre Arbeit durch die wachsende Kinderschar, sodaß keine Gedanken mehr übrigblieben für die Bedürfnisse der Seele. Da starb ihr Mann, plötzlich, unerwartet. Er hatte einen Geschäftsgang gemacht und war im Begriff, nach Hause zurückzukehren. Auf dem Wege zur Straßenbahn war er zusammengesunken. Vorübergehende waren schnell herzugeeilt, hatten ihn aufgehoben und zu einer Bank getragen, die vor einer Wirtschafft stand. Ein Arzt war bald zur Stelle. Aber er konnte das fliehende Leben nicht aufhalten. Das Nöcheln des Mannes wurde schwächer und schwächer, und nach einer Viertelstunde war das Leben entflohen. Gehirnschlag!

Dieses unerwartete Ende des geliebten Gatten

hatte Frau Dorenz furchtbar gepackt, aber das harte „Muß“ des Lebens, die Sorge für die Kinder, hatte sie weitergeschoben, und so waren auch diesmal wirklich tiefere Eindrücke nicht haften geblieben. Das Leben war vorübergeeilt, die Kinder waren größer geworden, und jetzt war sie zweiundfünfzig Jahre alt.

Schon länger fühlte sie sich nicht mehr so frisch. Es wollte nicht „klappen“. Diese Müdigkeit, dabei die fast nie aufhörenden Rückenschmerzen! Wie oft mußte sie zu Bett, konnte einfach nicht mehr. Ohne zu wissen, warum, kamen ihr oft die Tränen.

Aber Gott hatte Gedanken des Friedens auch über dieses Menschenkind. Er ging mit ihr in die Stille und redete mit ihr über die Vergangenheit. Das Gewissen, das der Mensch seit den Tagen des Sündenfalls besitzt, wurde wach. Oft mußte sie an die letzten Augenblicke ihres Vaters denken. Mit welcher Angst hatte Vater Langer den Tod kommen sehen! „Lenchen“, hatte er gerufen, „lies mir doch etwas vor aus deinem Testament, das du in der Sonntagschule hattest.“ Aber sie hatte es nicht finden können. Mit Schrecken dachte sie zurück an die Angst des sonst so selbstsicheren, ungläubigen Mannes. „Kind, wenn die Bibel wahr ist, dann bin ich verloren, dann geht es mir schlecht.“ Das war in seiner Todesnot sein letztes Wort gewesen. Am Grabe hatte der Pfarrer wohl von seinem Fleiß und von seiner Ehrbarkeit sprechen können, aber das war auch alles gewesen.

Dies und noch manches andere ging an der Kranken Frau vorüber. Immer mehr sah sie ein, daß viele Versäumnisse auf ihrem Wege lagen, Versäumnisse Gott und Menschen gegenüber. Aber noch mehr, sie hatte Schuld, große Schuld im Blick auf ihre unsterb-

liche Seele auf sich geladen. Für sie hatte sie nie gesorgt. Sie kam in große Not und brach völlig vor Gott zusammen.

Die Kinder fanden die Mutter oft weinend auf ihrem Lager und fragten manchmal in großer Teilnahme nach der Ursache. Die Krankheit allein konnte es doch nicht sein. Der Arzt hatte ja wohl von einem hartnäckigen Übel gesprochen, aber das Leiden doch nicht als hoffnungslos bezeichnet. Mit der Zeit kam ihnen das Verhalten der Mutter immer rätselhafter vor. Sollte sie auch am Verstand gelitten haben? Auf alle Fragen hatte sie nur eine Antwort. Stets legte sie die eine Hand auf die Herzgegend, zeigte mit der anderen nach oben und rief:

„Hier brennt's, und Der da oben weiß es!“

Ein Sohn war Buchbinder. Im Hause der Mutter betrieb er ein eigenes kleines Geschäft. Eines Tages brachte man ihm ein wertvolles Lederalbum mit zum Teil sehr alten Photographien. Der Verschluss mußte erneuert, und eine Anzahl Bilder sollte wieder kunstvoll eingeklebt werden. Mit Interesse betrachtete er die Bilder. Wie eigenartig bei manchen die Haartracht, bei anderen die Kleidung, wie ausdrucksvoll bei vielen Gesicht und Blick! Der Gedanke kam ihm, ob die kranke Mutter, die sonst für nichts mehr Interesse hatte, durch diese Bilder aus alter Zeit etwas abgelenkt werden möchte.

Er brachte ihr das Album, und mit Hilfe des Sohnes betrachtete sie die Bilder. Er schlug die einzelnen Blätter um und freute sich, zu sehen, daß sein krankes Mütterlein anfing, Interesse zu bekommen. Besonders ein Bild betrachtete sie ungewöhnlich lang. Es war das Bild eines Mannes in mittleren Jahren.

Sie legte ihre Hand darauf, und mit einem Mal rief sie, indem sie die andere Hand aufs Herz legte, laut und schmerzlich:

„Hier brennt es, und Der da oben weiß es, und dieser weiß es auch.“

Mehr als einmal wiederholte sie: „und dieser weiß es auch“.

Dem Sohn wurde es weh und angst um seine kranke Mutter. Ihre Worte erschienen ihm an diesem Tage rätselhafter denn je. „Dieser weiß es auch!“ Da kam ihm ein Gedanke: Sollte die Mutter mit diesem Mann, der so vertrauenswürdig aussah, bekannt gewesen sein?

Er ging zum Eigentümer des Albums, erzählte etwas von dem Borgefallenen und fragte nach dem Mann, den die Photographie darstellte.

„Ja“, lautete die Antwort, „das ist ein lieber alter Onkel von mir. Der wohnt seit einigen Jahren hier in unserer Stadt in der Kulturstraße 37. Gehen Sie nur einmal zu ihm!“

Er suchte den alten Herrn auf und erzählte ihm von der Krankheit der Mutter.

„Wo ist sie denn her? Und wie hieß sie früher?“

„Lenchen Langer hieß sie, und sie wohnte in Stockhausen.“

Da rief der alte Herr:

„Dort war ich viele Jahre Sonntagschullehrer, und Lenchen Langer war eins der Kinder, dessen ich mich noch gut erinnern kann.“

„Wollen Sie denn nicht meine kranke Mutter einmal besuchen?“

„Gewiß, gern, noch heute nachmittag, wenn es Ihnen recht ist.“

Der alte Herr hielt Wort. Am Nachmittag kam er und wurde ins Krankenzimmer geführt.

Mutter Dorenz achtete zunächst kaum auf die Eintretenden. Aber als der Fremde sich mit freundlichen Worten an sie wandte, da richtete sie sich etwas auf, schaute den Besucher durchdringend an und rief dann laut:

„Sie sind Herr Dantenbach aus Stockhausen!?“

„Ja, der bin ich, aber seit Jahren wohne ich hier, um hier den Rest meiner Tage zu verleben.“

„O mein lieber alter Sonntagschullehrer! Daß ich Sie noch einmal sehe! Sie haben mir so oft von Jesu erzählt, aber ich habe alles vergessen und bin mit meinem Mann in die Irre gegangen, und er hat mich allein gelassen.“

Erschöpft sank sie in die Kissen zurück, aber leise flüsterte sie mit geschlossenen Augen:

„Und doch ist Jesus der einzige, der mir helfen kann.“

Doch nicht lange lag sie so. Auf's neue wandte sie sich an den Besucher, der sich einen Stuhl ans Bett gerückt hatte, und fragte:

„Nicht wahr? Er ist doch nicht nur der Heiland für das Weib in Sichar, sondern der Heiland der Welt!“

War das Gedächtnis für längst Vergessenes zurückgekehrt? Staunend sah der Sohn, der im Zimmer geblieben war, die Veränderung, die mit der Mutter vorging. Sie sprach so klar. Und dann rollten langsam die Tränen aus ihren Augen, und wie aus tiefer Not rief sie:

„O Vater Dantenbach, helfen Sie mir doch! Helfen Sie mir doch!“

Darauf erzählte sie mit kurzen Unterbrechungen dem alten Sonntagsschullehrer ihre ganze Geschichte.

Mit dankbewegtem Herzen vernahm dieser das Bekenntnis seiner ehemaligen Sonntagsschülerin. Bewundernd schaute er die Wege, die Gott mit dieser Frau gegangen war, um sie zur Einsicht zu bringen, und mit Freuden führte er die bußfertige Seele nach Golgatha, wo der Herr Jesus Sühnung getan hat für fremde Schuld.

Es war schwer für die Kranke, erkennen zu müssen, wieviel sie im Leben versäumt hatte, und daß sie garnichts gut machen konnte. Aber sie vermochte sich still in die Hand Dessen zu geben, von dem ihr vorgelesen wurde:

„Gott hat Den, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm.“ (2. Kor. 5, 21.)

Und als sie dann im Glauben fassen konnte, daß wirklich Jesus als das Lamm Gottes ihre ganze Schuld getragen hatte, da jubelte ihr Herz, und ihre Lippen flossen über von Lob und Dank.

„Anbetung Dir, dem Lamm, das unsre Sünden trug,
Dort an des Kreuzes Stamme wardst Du für uns ein Fluch!

Du, alles Lebens Quelle, des ew'gen Gottes Sohn,
Du hast an unsrer Stelle geschmeckt der Sünde Lohn!“

Die Kinder kannten ihre Mutter kaum wieder, so groß war die Veränderung nach dem Zusammentreffen mit ihrem alten Sonntagsschullehrer.

„Jetzt ist alles in Ordnung, meine lieben Kinder“, sagte sie. „Jetzt, nachdem Schuld und Sünde hinweggetan sind, nachdem ich Gott als meinen Gott und Vater in Christo kennengelernt und mich geborgen weiß als Sein Kind, jetzt darf ich heimgehen. Nur

eine Bitte habe ich jetzt noch, daß auch ihr alle zu diesem Heiland kommen mögt.“

Die Kinder mochten wohl bei dem, was sie erleben durften, ähnliche Gefühle haben wie einst der Erzvater Jakob, der, nachdem er in Bethel eine Nacht verbracht hatte, in Ehrfurcht rief: „Dies ist nichts anderes als Gottes Haus, und dies die Pforte des Himmels“. (1. Mose 28, 17.) Oft beobachteten sie die Mutter, wie sie mit gefalteten Händen dalag und flüsternd die Namen ihrer Kinder nannte. Herr Dantenbach kam öfter, und das war stets eine Erquickung für die glückliche Kranke. Er war nicht nur der Mutter Wegweiser geworden; er wurde auch der Freund ihrer Kinder.

Schon wenige Wochen später ging die Kranke glücklich heim. Ihr letztes Wort an die weinenden Kinder lautete:

„Ich habe gut Wandern, denn Jesus ist bei mir. Kommt — bitte — auch bald — und — alle!“

Dann noch ein letzter liebevoller Blick, ein tiefer Atemzug, und die Kranke war nicht mehr. Weinend sagten sich die Kinder: „Ein Leben ohne den Heiland ist doch nicht der Mühe wert“.

Tempel des Heiligen Geistes

Ein Missionar in China traf einst in Zentral-Schantung mit einem chinesischen Herrn zusammen, der ihm erzählte, daß er das Neue Testament dreimal durchgelesen habe.

„Was hat denn von allem, was Sie gelesen haben, den tiefsten Eindruck auf Sie gemacht?“ fragte der Missionar.

„Daß es für uns sündige Menschen möglich ist, Tempel des Heiligen Geistes zu werden“, antwortete der Chinese nach kurzem Sinnen.



Ruhe

Von des Mooses weichem Pfühle
Blick' ich träumend himmelan,
Und es schifft die freie Seele
Durch der Lüfte Ozean.

Tiefe Ruhe, sel'ges Schweigen,
Fernab liegt die laute Welt. —
Nur der Liebe heil'ger Odem
Weht durchs stille Himmelszelt.

Jul. Sturm

Ist es der Mühe wert, ein Christ zu sein?

In Indien gibt es, so schreiben die „Allgemeinen Missions Nachrichten“, viele, vielleicht sehr viele ungetaufte Christen. So lange sie nicht den letzten Schritt vollziehen, bleiben sie unangefochten. Wenn sie ihn aber tun, so beginnt, sofern sie aus den höheren Kreisen kommen, meistens ein Märtyrerdasein.

Nach manchen Gesprächen mit einem dänischen Missionar entschloß sich ein junger feingebildeter Brahmane zur Taufe, und die Not begann. Seine verwitwete Mutter, die bisher bei ihm gewohnt hatte, verließ sein Haus sofort und brach jeden Verkehr mit ihm ab, denn, sagte sie mit Recht, wenn ich mit einem Christen zusammen lebe, so kommt kein Priester mehr zu mir, und doch brauche ich den Priester notwendig, um alljährlich die vorgeschriebenen Zeremonien für meinen verstorbenen Mann zu vollziehen. Diese aber sind die höchste und eigentlich einzige Pflicht einer indischen Witwe. Doch war der junge Mann nach dem Weggang der Mutter noch nicht allein. Er war jungverheiratet und hatte ein kleines Bublein. Aber kaum erfuhren seine Schwiegereltern von seiner Taufe, so riefen sie ihre Tochter samt deren Söhnchen kategorisch zu sich zurück, und der junge Christ war innerhalb weniger Tage völlig einsam geworden. Aber er hatte das wohl vorausgesehen und fest ins Auge gefaßt. Ein Jahr lebte er in seiner Einsamkeit, auch von seinen bisherigen Freunden im Stich gelassen, und neue sind für einen Brahmanen unter den Chri-

sten leider vorläufig noch schwer zu finden. In dieser Zeit wuchs er immer tiefer in ein Leben mit Christus hinein. Dann wurde er auf einmal schwer krank und starb nach kurzer Zeit. Als er auf dem Sterbebett lag, sagte er mit einem müden, aber ruhigen Lächeln: „Es hat viel gekostet, Christus die Treue zu halten, aber — nicht zu viel.“

Wie viel diesen jungen Brahmanen sein Weg der Treue für Jesum gekostet haben mag, verstehen wir als Europäer wohl nur halb. Wenn es trotzdem nicht zu viel war, ist es sicher der Mühe wert, zu fragen:

Was alles hatte der Mann in Christo gefunden?

Denken wir bei Beantwortung dieser Frage zunächst an sein Ende, den Augenblick, in welchem der Vorhang für dieses Leben fiel und die Ewigkeit sich auftrat. Denn zweifellos ist die Entscheidung der Frage: Was dann? die wichtigste für jeden Menschen. Was nun hatte der junge Brahmane im Blick auf sein Ende, was hat jeder Gläubige im Blick auf die Ewigkeit gefunden?

Kürzlich las ich in einem Blatt von einem großen Denkmal, das sich auf einem berühmten Pariser Friedhof befindet. Es stellt das „Haus des Todes“ dar. In der Mitte ist ein breiter Eingang, zu dem Treppenstufen führen. Auf diesen Treppenstufen sieht man den Zug derer, die dem Tod verfallen sind. Es ist ein entsetzlicher Zug. Widerstrebend, aber wie von einer unsichtbaren, höheren Macht getrieben, bewegt sich alles der Todespforte zu. Man sieht, wie den Menschen vor dieser Pforte bangt. Manche Gestalten drücken Verzweiflung aus, andere stumme Ergebung. Aber für alle ist es ein schwererer, bitterer Gang.

Außerdem hat der Künstler noch ein Menschenpaar dargestellt, das gerade in die Pforte eingetreten ist. Bei diesen beiden hat sich die Angst in freudige Erwartung aufgelöst. Es ist, als ob ihnen mitten im Todeschauer ein helles Licht geleuchtet habe. Wahrscheinlich wollte der Erbauer des Denkmals den Menschen auf diese Weise kundtun, daß die Furcht vor dem Tode schlimmer ist als der Tod selbst, und daß die bangen Stunden vorher von stillem Frieden abgelöst werden.

Die Darstellung ist trotz ihrer ergreifenden Art aber nur halb richtig. Daß der Mensch, so wie er ist, dem Tode mit Furcht entgegensieht, stimmt. Gottes Wort bezeugt, daß er das ganze Leben hindurch durch Todesfurcht der Knechtschaft unterworfen ist, und das Leben selbst beweist es, wenn auch bei dem einen die Angst größer sein mag als bei dem anderen, ja, selbst bei manchen ein gewisses Sichabfinden im Blick auf den Tod Platz gegriffen hat. Es ist aber ein verhängnisvoller Irrtum, zu meinen, der Tod eröffne allen Menschen den Eingang in elysische Gefilde, d. h. zu Inseln der Seligkeit. Gottes Wort sagt im Gegenteil, daß nach dem Tode das Gericht kommt. Und es ist zum Teil gerade das unbewußte Ahnen dieses Gerichts, das den Gedanken an den Tod so bitter macht.

Also Todesfurcht vorher, und das Gericht eines zürnenden, beleidigten Gottes nachher. So steht's um den Menschen von Natur. Und so würde auch die Lebensbeschreibung des jungen Brahmanen enden, wenn nicht der Eine in sein Leben getreten wäre, der solche befreit, welche durch Todesfurcht das ganze Leben hindurch der Knechtschaft unterworfen sind, der

dem Tode den Stachel genommen, der ihn zunichte gemacht und Leben und Unverweslichkeit ans Licht gebracht hat, der „mit einem Opfer (dem Opfer Seiner selbst) auf immerdar vollkommen gemacht hat, die geheiligt werden“, und ihnen ein „unverwesliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbteil in den Himmeln aufbewahrt“. (Bergl. 1. Kor. 15, 55; 2. Tim. 1, 10; Hebr. 10, 14; 1. Petr. 1, 4.) Fürwahr, sollte nicht schon diese eine große Tatsache genügend gewesen sein, um den einsamen Jünger sterbend sprechen zu lassen: „Es hat viel gekostet, Christus die Treue zu halten, aber — nicht zu viel“? Er hatte viel gelitten um Christi willen, aber Christus hatte mehr, unendlich mehr gelitten um seinetwillen, denn seine Rettung kostete Ihn das Leben auf Golgatha unter den fürchterlichen Schlägen des göttlichen Richters in bezug auf die Sünde, zu der Christus am Kreuz gemacht worden ist; und für die zeitlichen Leiden tauschte er ein über die Maßen überschwengliches ewiges Gewicht von Herrlichkeit ein. (2. Kor. 4, 17.)

Wie wahr sind die Worte Luthers, die er an seinen schwer erkrankten Vater in Mansfeld schrieb:

„Hiermit befehle ich Euch Dem, der Euch lieber hat denn Ihr Euch selbst und solche Liebe bewiesen hat, daß Er Eure Sünden auf Sich genommen und mit Seinem Blute bezahlt hat. Und Er hat solches Euch durchs Evangelium wissen lassen und durch Seinen Geist zu glauben geschenkt. Auch hat Er also alles aufs gewisseste bereitet und versiegelt, daß Ihr nichts mehr dürft, weder sorgen noch Euch fürchten, denn daß Ihr mit Eurem Herzen fest und getrost bleibt an Seinem Wort und Glauben. Wo das geschieht, so lasset Ihn sorgen. Er wird's wohl machen. Ja, Er hat's

schon aufs allerbeste gemacht, mehr denn wir begreifen mögen . . . Unser Glaube ist gewiß, und wir zweifeln nicht, daß wir uns bei Christo wiederum sehen werden in kurzem. Sientemal der Abschied von diesem Leben vor Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hierher von Euch oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewißlich wahr. Es ist um ein Stündlein Schlafs zu tun, so wird's anders werden."

Ein alter müder Pilger lag auf dem Sterbebett. Er bat seine Tochter, die ihn pflegte, um reine Wäsche. Sie erwiderte, sie sei noch ganz frisch, sie sei doch erst ein paar Tage alt. Aber er bestand auf seinem Willen. „Denn“, sagte er, „heute werde ich Jesus und einige meiner Freunde sehen.“ Da willfahrte sie ihm. Dann bat er noch um ein frisches Taschentuch, das er ausgebreitet vor sich legte.

Als der Abendschein ins Zimmer fiel, richtete er sich mit verklärtem Antlitz im Bett auf und fragte seine Tochter:

„Hörst du nichts?“

„Nein, ich höre nichts.“

„Ei, hör doch!“ sagte er und lauschte.

Dann fragte er:

„Siehst du nichts?“

Nein, sie sah auch nichts. Aber er sah. Mit großen Augen sah er empor. Friede und Freude strahlte von seinem Antlitz. Er nahm das Taschentuch und winkte und grüßte, rief: „Herr Jesus!“, sank zurück und war tot.

Ja, es ist der Mühe wert, als Christ zu sterben. Aber es ist auch der Mühe wert, als Christ zu leben. Warum? Aus mancherlei Gründen. Der Gläubige hat

festen Boden unter den Füßen. „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält“, kann er dankbar singen. Er weiß sich geliebt von dem großen Gott, der sein Vater geworden ist in Christo Jesu. Zu Ihm kann er sich wenden in allen Lagen und Plagen des Lebens. An Seiner Hand kann er schreiten „ohne Zagen und Gefahr“. Vertraut er Ihm wirklich, so wird er Erfahrungen machen von Seiner Treue und Hilfsbereitschaft. Ist Seine Liebe ihm eine Wirklichkeit, so weiß er, daß ihm alle Dinge zum Guten mitwirken müssen. In Christo Jesu, seinem zur Rechten Gottes erhöhten Herrn, kennt er Einen, der allezeit ein mitfühlendes Herz für ihn hat, der Mitleid zu haben vermag mit all seinen Schwachheiten, da Er selbst in den Tagen Seines Erdenlebens versucht worden ist in allem, in gleicher Weise wie er. Als ein Mensch, der unter die Blutbesprengung Jesu Christi gekommen ist, ist er auch „gereinigt vom bösen Gewissen“ und kann nun, ohne daß das Gewissen Anklage auf Anklage erhebt, in aller Ruhe seinen Weg gehen. Alles ist in Ordnung. Er weiß, daß seine Schuld getilgt, daß Gott sein Vater ist, und daß eine selige Ewigkeit seiner wartet. Nichts kann ihn irremachen an seines Gottes Liebe. Er kennt auch die Quelle aller Gnade, den nie versiegenden Born, aus dem er Kraft zu einem guten, nützlichen Leben schöpfen kann sowie zum Widerstand gegen die dem natürlichen Leben anhaftende Selbstsucht.

Wie arm ist dagegen der Ungläubige daran! Der Unglaube kann nichts und hilft nichts. Er macht weder froh noch stark. Er löst keine Lebensrätsel, hilft nicht beim Lastentragen und gibt Kranken und Sterbenden kein Licht. Unglaube ist, wie ein anderer Schreiber

sagt, nur ein Nein, eine Ablehnung Gottes, ein Verschlossenheit gegen alles, was uns von Gott her zufließen will. Unglaube ist das Trostloseste, was es gibt, ist Verzicht auf alles, was außerhalb des eigenen Könnens liegt, ist Entwaffnung und Wehrlosigkeit gegenüber allen Angriffen und Hemmungen des Lebens. Kein Mensch verdankt dem Unglauben irgend etwas, es sei denn eine innere Verarmung, eine seelische Ode, einen Ausschluß von all den gewaltigen Kräften, die übernatürlich sind. Niemand ist so zu bemitleiden wie ein Ungläubiger, gerade weil er denkt und sich vorredet, wie erhaben und selbständig er in seiner inneren Einsamkeit sei.

Deshalb! Es ist der Mühe wert, ein Christ zu sein. Wohl mag ein Aufgeben von dem und jenem damit verbunden sein. Aber die dafür eingetauschten Güter sind besser, reiner und wertvoller. Sie machen glücklich und frei. Sie sind nicht dem Verderben oder den Wechselfällen des Lebens ausgesetzt. Es sind himmlische Gaben.

Vom Sinai nach Golgatha

I.

Rußland ist meine Heimat. Mein Vater war ein frommer Rabbi in Russisch-Polen, der der Lehre des Talmuds und dem Gesetz der Väter mit seinen vielen Überlieferungen treu ergeben und eifrig bemüht war, jeden Buchstaben der Thora*)

*) Unter „Thora“ verstehen die Juden von heute nicht so sehr das Gesetz, als vielmehr die Satzungen und Lehren des Talmuds. Die Thora ist in den Augen der Juden fast

auszuführen. Er hoffte, dadurch vor Gott gerecht erfinden zu werden und Gottes Segen zu ererben.

Sechs Jahre blieb die Ehe meiner Eltern kinderlos. Sie beteten, Gott möge ihnen ein Kind schenken. Denn nicht nur sind Kinder in den Augen der Juden ein Zeichen der Gunst Jehovas, sondern nach der Lehre des Talmuds muß eine Ehe, aus der nach zehn Jahren kein Kind hervorgegangen ist, aufgelöst werden.

Ich wurde im Jahre 1863 geboren und war bis zu meinem siebten Lebensjahr lahm an beiden Füßen. Meine Erziehung war von meiner frühesten Jugend an außerordentlich streng. Wie oft hat mein Vater mich gestraft, wenn ich, ob wachend oder schlafend, (solange ich gelähmt war, brachte ich fast den ganzen Tag im Freien zu) mein Käppchen, das der Jude immer tragen muß, herabfallen ließ! Dasselbe geschah, wenn ich irgend eine andere Vorschrift verletzte, zum Beispiel, wenn die „Fransen“ an meinem Kleid (vergl. 4. Mose 15, 37—39) in Unordnung geraten waren, oder wenn ein anderes Kind zu mir kam, um mit dem lahmen Knaben zu spielen, und ich es nicht sogleich fortschickte.

Mein Vater starb bereits mit sechsunddreißig Jahren. Er war unverantwortlich streng, aber doch ein guter Vater gewesen. Durch die Entbehrungen, die er sich, um heilig zu werden, selbst auferlegt hatte, hatte er seine Gesundheit untergraben.

Nun übernahm meine Mutter, die eine nicht weniger fromme, aber sanftere Frau war, meine Erziehung. Zu ihrer Befriedigung machte ich in der Schule eine göttliche Person. Sie sagen z. B.: „Die Thora beschütze dich“, und dergleichen.

gute Fortschritte. Das Lernen fiel mir leicht, machte mir auch große Freude, und ich betrieb es mit besonderem Eifer. Meine Lehrer und Verwandten meinten, ich würde eines Tages noch ein großer Mann in Israel werden. Ein frommer Jude betrachtet Eifer im Lernen als einen Dienst für Gott.

Ich wollte Rabbi werden, vor allem, weil ich dem priesterlichen Geschlecht angehörte. Nach unserem Stammbaum war ich dem Hause Aaron entsprossen. Aus diesem Grunde mußte ich von meinem neunten Lebensjahr an in der Synagoge bei denen stehen, die die Gemeinde segnen.*)

Gott hatte mir früh ein zartes Gewissen gegeben, das ich nächst Gott sicherlich der strengen Erziehung meiner frommen Eltern zu verdanken hatte. Ich erinnere mich, daß ich mir schon in meinem vierten Lebensjahre der Furchtbarkeit der Sünde und der Heiligkeit Gottes bewußt war. Einst geriet ich beim Baden und Tauchen in große Lebensgefahr. Die Angst meiner Seele war schrecklich. Ich war ein Sünder, das wußte ich. Da ich aber im Bade und daher nackt war, konnte ich nicht einmal zu Gott um Erbarmen schreien.**)

Ich sah mein Hinabfahren zur Hölle deutlich vor mir. Aber Gott rettete mich aus der Tiefe, wie Er mich später durch Seine Gnade vom ewigen Verderben errettet hat.

*) Als Kind wurde ich oft, weil ich ein „Cohen“ (Priester) war, der sich nach 3. Mose 21 nicht wegen einer Leiche verunreinigen darf, aus meinem warmen Bettchen genommen und fortgetragen, wenn im gleichen Hause oder nebenan ein Todesfall erwartet wurde oder eingetreten war.

***) Nach talmudischer Erklärung muß der Jude, der Gott anruft, vollständig bekleidet und so „bereitet“ sein, Gott zu begegnen.

Als ich dreizehn Jahre alt war, fand die Feier meiner Mündigkeit (oder Unabhängigkeit) und eigenen Verantwortlichkeit statt. Die Rede, die der betreffende Knabe bei dieser Feier halten mußte, und die für gewöhnlich der Religionslehrer ausarbeitete, hatte ich selbst vorbereitet. Ich hatte als Gegenstand den Nasir (4. Mose 6) gewählt. Es war mein Wunsch, mein Leben gänzlich Gott zu weihen. Der Tag, an dem ich mich für meine Sünden verantwortlich erklärte und die Amulette zum Tragen empfing, war ein Tag vieler frommer Entschlüsse und, das kann ich wohl sagen, auch ein glücklicher Tag.

Aber schon nach zwei Tagen war ich unglücklich und tief bedrückt. Ich hatte alle meine guten Vorsätze gebrochen und wußte, daß ich nie imstande sein würde, ein heiliges Leben zu führen, weil ich sah, daß ein böses Herz in mir war. Von dieser Zeit an ging es durch beständigen Seelenkampf, und ich hatte ein dringendes Verlangen nach Heil.

Auf den Rat meiner geistlichen Führer suchte ich das Heil in der Thora. Mit einigen strenggläubigen jüdischen Jünglingen und Männern studierte ich täglich in „Beth-Midrasch“, einem besonderen Hause, wo das Gesetz Gottes erforscht wurde, mit Fasten und Wachen, und zwar von morgens sieben bis nachmittags drei und wieder von vier Uhr nachmittags bis fünf Uhr morgens. So blieben nur drei Stunden von vierundzwanzig für meine einfachen Mahlzeiten und einen kurzen Schlaf übrig. Dabei wagte ich es nicht, mich zu Bett zu legen. Ich schlief die kurzen Stunden, auf einem Stuhl in der Schule sitzend. Nur Freitagmorgens ging ich nach Hause und blieb bis Samstagmorgen zu Bett.

So trieb ich es zwei lange Jahre hindurch, bis meine Gesundheit unter den fortwährenden Anstrengungen, Entbehrungen und Nachtwachen ernststen Schaden genommen hatte. Aber auch meine Seele litt sehr, denn Frieden fand ich nicht. Aus diesem Grunde wurde ich meinem Entschluß, Rabbi zu werden, untreu und bereitete mich auf den Lehrer-Beruf vor. Nachdem ich einige Jahre studiert hatte, erhielt ich in K. in Bessarabien, weit von meiner Heimat entfernt, eine Stelle als Lehrer für Russisch und Hebräisch.

Nach dem Tode Zar Alexanders II. war in Rußland eine Juden-Verfolgung ausgebrochen, von der Bessarabien nicht zum wenigsten betroffen wurde. Viele Juden wanderten nach Palästina aus. Auch in der großen Stadt K. wurde beschlossen, eine gemeinsame Kolonie in Palästina zu gründen. Man beauftragte deshalb einen der fähigsten Männer, den klugen jüdischen Rechtsanwalt J. K., nach Palästina zu reisen und sich dort nach einem geeigneten Stück Land umzusehen, das man zu diesem Zweck erwerben konnte.

K. war ein Mann von reichem Wissen, der auch die Geschichte der Evangelien kannte, aber er war, obgleich Sohn einer gottesfürchtigen Jüdin, Freidenker. Er reiste nach Palästina und kam nach Jerusalem. Dort suchte er die sehenswerten Stätten auf, unter ihnen die „Kirche des heiligen Grabes“, die an dem Platz errichtet ist, wo das Grab Christi gewesen sein soll. Lange ließ J. K. den Blick auf der denkwürdigen Stelle ruhen und gab sich ernstem Gedanken hin. Mit einemmal beunruhigte ihn die Frage: Sollte Der, der in diesem Grabe gelegen, der Messias meines Volkes gewesen sein? Warum hat Israel Ihn gekreuzigt?

Und wie steht es heute mit meinem Volk? Was ist seit jener Zeit nicht alles über die Juden gekommen! Frage auf Frage, blitzartig aufeinanderfolgend, drängte sich ihm auf und erleuchtete sein Herz, bis es taghell darin war. Dort, auf jenem Platz, wurde der ungläubige jüdische Jurist zu Christo bekehrt. Dort wurde sein Herz völlig und göttlich überzeugt, daß der Jesus, den sein Volk gekreuzigt hatte, nicht mehr im Grabe, sondern auferstanden, und daß Er der Sohn Gottes und Israels König ist. N. verließ die Grabeskirche als „eine neue Schöpfung“.

Von seinem Gasthaus aus schrieb der Neubekehrte nach K.: „Ich habe den Schlüssel zur jüdischen Frage gefunden“. Man kann sich vorstellen, daß diese Mitteilung in seiner Heimatstadt Aufsehen und Freude hervorrief. Die Zeitungen verbreiteten die kurze Nachricht ihres geehrten Mitbürgers, und alle warteten gespannt auf seine Rückkehr. Nach vierzehn Tagen traf N. ein. Er berief eine Versammlung, und alle, die eben konnten, erschienen.

In Gegenwart der angesehensten Juden hielt N. seine Ansprache, der man mit atemloser Spannung folgte. Der Sprecher zeigte seinen Zuhörern, gleich Stephanus in Apstgsch. 7, wie gnädig und wunderbar Gott Sein Volk Israel geführt, und wie Er ihnen einen Zeugen nach dem anderen gesandt hatte, die alle von ihnen verworfen worden waren. Er stellte ihnen die ganze Geschichte des Volkes vor Augen bis auf Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er schloß mit den Worten:

„Und dieser Jesus ist der Christus, unser verheißener Messias. Hier haben Sie die Lösung der jüdischen Frage.“

Staunen und Entrüstung folgten diesen Worten. In weniger als zwei Minuten war der Saal leer. Die Köpfe schüttelnd oder laut weinend, liefen die Hörer eiligst davon.

R. aber hat von jenem Tage an Christum gepredigt. Viele Juden kamen zu ihm. Einige lästerten, andere hörten zu und fragten, und nicht wenige wurden wahrhaft zum Herrn bekehrt.

In seinem eigenen geräumigen Hause verkündigte R. regelmäßig vor einer großen Anzahl von Juden Gottes Wort. Gewöhnlich las er zwei Kapitel aus der Schrift vor, eins aus dem Alten und eins aus dem Neuen Testament. In dem ersteren zeigte er die Verheißung, in dem letzteren ihre Erfüllung; in dem einen den Schatten, in dem anderen den Körper — Christus. Über dem Eingang des Hauses stand in goldenen Buchstaben auf russisch und hebräisch das Wort aus der Pfingst-Predigt Petri: „Das ganze Haus Israel wisse nun zuverlässig, daß Gott Ihn sowohl zum Herrn als auch zum Christus gemacht hat, diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt“. (Apostg. 2, 36.)

So lagen die Dinge, als die Hand Gottes mich nach Bessarabien leitete. Ich fühlte mich elend und zerschlagen. Die Frage meiner Sünden beschäftigte mich fort und fort und ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Ich besaß kein Opfer für meine Sünden.

Der Weisung des Talmuds entsprechend, las ich täglich vor meinem Morgen- und Abendgebet die ersten Kapitel des dritten Buches Mose, die von den Opfern handeln, und fügte jedesmal nach der Vorschrift hinzu: „Laß die Wiederholung dieser Worte vor Dir, o Gott, mir zugerechnet werden, als ob ich selbst das Opfer gebracht hätte“. Aber so oft ich in

dieser Weise betete, bezweifelste ich stark, daß Gott auf mich hören würde, daß Er es tun konnte.

Von ganzem Herzen wünschte ich, die Ansprüche Gottes zu befriedigen, die ich als gerecht und richtig erkannte. Aber ach, ich war nicht in der Lage dazu. Das war mein Kummer.

Ich hatte schon auf den Versucher gehört und, da ich in der Thora keine Ruhe fand, mich dem Studium philosophischer Schriften hingegeben. Ich las Spinoza und Kant und besuchte zuweilen das Theater — Dinge, die dem gottesfürchtigen Juden ein Greuel sind. Natürlich fand meine Seele, die nach Vergebung, Heil und Frieden mit Gott dürstete, hierin noch weniger Ruhe als in den religiösen Übungen.

Dann hörte ich von R., der den Juden predigte, ihr Heil sei bei dem Gott der Goyim (Heiden)* zu finden. Trotz meines Elends war ich darüber empört, denn nach allem, was ich von den Goyim um mich her hörte und sah, war ihr Leben ein Leben der Schande und Ausschweifung, und ihre Bilder-Verehrung war in meinen Augen Götzendienst.

Ich konnte mich lange nicht entschließen, R. zu hören. Statt dessen schrieb ich an den Herausgeber einer jüdischen Zeitung in Petersburg, in R. halte ein jüdischer Jurist Vorlesungen für Juden und sage den Leuten, sie sollten alle den Gott der Goyim annehmen. Die Zeitung brachte diese Notiz mit der Bemerkung, daß ich als Lehrer sowohl berufen als auch geeignet sei, den Mann zu hören und zu widerlegen. Meine Unterredung mit R. würde demnächst öffentlich bekannt gegeben werden.

*) So bezeichnen die Juden alle, die nicht Juden sind, auch die Christen.

Der Zeitungsanweisung folgend, ging ich an einem Sabbathmorgen, im Herbst 1884, in das Haus von Herrn K. Er predigte an diesem Tage über die Zufluchtsstädte, die Gott Seinem Volk im Alten Bunde im heiligen Lande gegeben hatte, damit der, der unabsichtlich jemand erschlagen und so unschuldiges Blut vergossen hatte, dorthin fliehen konnte vor dem Bluträcher. K. las 4. Mose 35 und daran anschließend einige Stellen aus dem Neuen Testament.

Mit Staunen hörte ich, daß mein Volk Israel das unschuldige Blut eines Gerechten aus dem Samen Davids vergossen, und daß dieser mehr als Gerechte am Kreuz zu Gott gerufen habe: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ „Darum“, erklärte K., „ist Israel zurzeit auf der Flucht vor dem Bluträcher. Doch wohin soll es fliehen?“ Der Sprecher zeigte dann, daß das Leiden und Sterben des sündlosen Gerechten nach Gottes Verheißung Israels einzige Rettung sei, wie Jesaias geweissagt habe: „Um unserer Übertretungen willen war Er verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden.“ (Kap. 53, 5.)

„Dieser Heilige Israels“, fuhr K. fort, „der von Seinem Volk verworfen und getötet worden ist, und seit dessen Kommen das Zepter von Juda gewichen ist, ist niemand anders als Jesus Christus, der Sohn Davids. Von Ihm redet das Neue Testament, wenn es erklärt: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde“. Daher ist Er, dessen Blut Israel vergossen hat, Israels Zufluchtsstadt.“

Diese Worte drangen mir ins Herz. Ich hörte hier, — wie lange hatte mein Innerstes sich danach gesehnt! — daß es möglich sei, Vergebung der Sünden und Frieden mit Gott zu erlangen, nicht einem fremden Gott, sondern dem Gott meiner Väter, der, nach Seiner Verheißung, einen Erlöser gesandt habe, Jesus von Bethlehem, der Stadt Davids, aus dem Hause Juda. Ich hörte von dem Löwen aus Juda, und daß Er zugleich der verheißene Same des Weibes sei, der, sterbend am Kreuz auf Golgatha, der Schlange den Kopf zertrat.

Nach Beendigung der Stunde ging ich zu Herrn N. und bat ihn um ein Neues Testament. Er gab es mir mit Freuden, und ich eilte mit dem Schätze heim. Drei Tage und drei Nächte mit nur kurzen Unterbrechungen verbrachte ich über diesem kostbaren Buch. Ich las es sorgfältig durch, und o, welch eine Erleuchtung von oben brachte es, welch eine Fülle von Licht erschloß es mir!

Natürlich verstand ich zuerst nur wenig von dem, was ich las. Aber die Evangelien, die Apostelgeschichte und besonders der Brief an die Hebräer zeigten mir den ganzen herrlichen Heilsplan Gottes. Ich sah den verlorenen Zustand des Menschen, sah, daß er von Natur fern von Gott ist und nur Gericht und Verdammnis zu erwarten hat. Ich fand die Bestätigung von dem, was ich all die Jahre hindurch gefühlt, und worüber ich geseufzt hatte, nämlich, daß der Mensch schuldig und verloren ist und sich selbst nicht helfen kann. Aber Gottes Geist zeigte mir auch die wunderbare Erlösung des Sünders, das große ewige Heil, das Gott in Seiner unaussprechlichen Liebe für die Verlorenen bereitet hat, und ich fand Frieden durch

den Glauben an Jesum, „welchen Gott dargestellt hat zu einem Gnadenstuhl“. (Röm. 3, 25.)

Unbeschreibliche Freude erfüllte meine Seele. Mehr als hundert Stellen des Alten Testaments, die ich früher nicht verstanden hatte, wurden mir mit einemmal klar. Ich betete an vor Gott, voll Lob und Dank. Denn Er war nun auch mein Gott und Vater in Christo Jesu geworden.

(Schluß folgt)

Engeldienst?

„Ich sage euch, daß ihre Engel in den Himmeln allezeit das Angesicht meines Vaters schauen, der in den Himmeln ist.“ (Matth. 18, 10.)

Ein kleines Kind stand am Tore, als sein Vater mit einem schwerbeladenen Kornwagen in dasselbe einlenkte. Der Vater sah das Kind nicht und wollte zufahren. Eines der Pferde hatte das Kind bereits umgestoßen, so daß es gerade vor den Rädern lag. Im selben Augenblick aber blieben beide Pferde stehen. Vergebens suchte der Mann sie zum Weitergehen anzutreiben. Sie blieben unbeweglich wie vor einer Mauer stehen. Schließlich ging er um den Wagen herum, um zu sehen, was etwa im Wege liegen möchte. Da erblickte er zu seinem tödlichen Entsetzen sein liebes Kindlein, wie es vor den Rädern lag. Unversehrt hob er es auf. Dankes- und Freudentränen traten ihm in die Augen, als ihn sein Kind fröhlich anlächelte.

Er ließ Pferde und Wagen stehen, eilte mit dem Kind auf dem Arm ins Haus und sagte zu seiner Frau:

„Hier bringe ich dir dein Kind, das Gott uns jetzt zum zweiten Mal geschenkt hat. Ein Engel Gottes ist den Pferden in die Zügel gefallen; sonst hätte ich es dir tot bringen müssen!“

*

Eine Kinderschwester führte ihr kleines Bäckchen spazieren. Als sie eben in ein Wäldchen eintreten wollte, brauste plötzlich um die Ecke ein Auto daher. Es gelang der Schwester, fast alle Kinder in Sicherheit zu bringen, doch einen kleinen Knaben hatte sie nicht mehr hinter sich herziehen können. Der Wagenlenker hatte die Kinder zu spät bemerkt, und im Augenblick raste das Auto über den Kleinen dahin. Mehr als einen Stoßseufzer: „Herr, hilf!“ hatte die Schwester nicht mehr tun können. Aber siehe da, der Kleine erhob sich ganz fröhlich, als ob nichts geschehen wäre. Als die Schwester ihn dann in ihre Arme schloß und rief: „Da hat ein Engel dich behütet!“, antwortete der Kleine:

„Nein, Schwester, es waren zwei; ich habe sie gesehen; sie haben die Räder hochgelüpfet.“

Wir aber stimmen, wenn wir von solch sichtlichen Bewahrungen Gottes hören, von Herzen in das bekannte Lied ein:

Du hast so freundlich und gnädiglich stets uns geleitet,
über uns schützend und schirmend die Hände gebreitet;
Hast uns bewacht
Treulich bei Tag und bei Nacht,
Ströme des Segens bereitet.

„Geschieht ein Unglück, und der Herr hätte es nicht bewirkt?“

Erfreut trat Hermann Hallmann auf seinen Kollegen und Freund Herbert Kraus zu.

„Denke dir, ich habe eine neue Arbeit am Rhein bekommen, in der Nähe Kölns. Da wird eine neue Brücke gebaut. Bei der Montage hoffe ich ein schönes Sümmchen Geld verdienen und dann heiraten zu können. Junge, stell dir vor, ein eigenes Heim mit meiner Lotte, das wird herrlich werden!“

Kraus sah ihn mit seinen offenen blauen Augen freundlich an.

„Ich freue mich mit dir, Hermann. Vergiß aber nicht, vor allem Gott zu danken, denn aller Segen kommt doch von Ihm!“

„Ach, du mit deinem Gott! Wer spricht heute noch so rückständig? Jeder vernünftig denkende Mensch lacht über die Beschränktheit, an einen persönlichen Gott zu glauben. Ich jedenfalls habe nichts übrig für einen Gott, der die Menschen nur Knechten will mit der Furcht der Höllestrafen. Da kommt mein Verstand einfach nicht mit. Nenne es ein göttiges Geschick, daß ich die Stelle bekommen habe. Dagegen habe ich nichts. Im übrigen kennst du meine Meinung. Alles entwickelt sich nach festen Naturgesetzen, und diese mit einem persönlichen Gott in Verbindung zu bringen, der sich selbst um die kleinsten Dinge kümmern soll, ist Unsinn. Ein solcher Glaube stammt

noch aus jenen Zeiten, in denen man von Welt=Werden und Welt=Geschehen keine Ahnung hatte.“

Hermann sprach eifrig mit blitzenden Augen. Herbert sah ihn ruhig an.

„Und herrscht denn wirklich Klarheit und Einigkeit über diese Dinge in der wissenschaftlichen Welt? Ich weiß, daß ein bedeutender Astronom gesagt hat: „Wir wissen nichts im Vergleich zu dem, was wir wissen möchten“. Und ein anderer: „Die Welt des Glaubens ist unendlich größer als die des Verstandes“. Noch immer stehen die, welche lediglich den Verstand sprechen lassen, vor unlösbaren Rätseln. Gestern noch las ich ein Gedicht von Heine, das mich packte. Da sucht ein Jüngling, der den tiefen Sinn des Lebens, die Frage nach dem Woher und Wohin des Menschen, ergründen will, umsonst in der Natur. Das Ergebnis lautet: „Ein Narr wartet auf Antwort!“ Aber derselbe Dichter soll auf seinem Sterbebett bekannt haben: „Ich bin zu Gott zurückgekehrt wie der verlorene Sohn, nachdem ich in dieser Welt so lange die Schweine gehütet hatte. Das himmlische Heimweh überfiel mich.“ Sieh, da waren die Rätsel gelöst. Da hatte er etwas gespürt und erfahren, was dir, lieber Freund, noch fehlt.“

Hermann antwortete nicht, sondern sah unbehaglich vor sich hin. Er liebte sonst dergleichen Gespräche mit dem Freund, da beide Interessen hatten, die über das Alltägliche hinausgingen. Nach einer Pause fuhr Herbert eifrig fort:

„Ist dir nie aufgefallen, wie gerade namhafte Naturforscher oft gläubige Christen waren, während die Halb=Wissenschaftler gewöhnlich Atheisten sind? Wer wirkliches Wissen hat, erkennt auch, wie klein der

erforschte Kreis ist. Oft genug sind die scheinbar bestgegründeten Annahmen zusammengebrochen, vielleicht einfach durch die Erfindung eines neuen schärferen Instruments zur Beobachtung des Weltenraums. Die Halb-Wissenschaftler aber geben sich selten Mühe, ihre unvollkommenen Ansichten zu berichtigen.“

Auch jetzt schwieg Hermann. Des Freundes Worte ärgerten ihn fast, waren ihm unbequem. Sie riefen Fragen in ihm wach, die er lieber vergessen als lösen wollte. Wozu das Grübeln und Philosophieren, wenn ihm die Zukunft so rosig lachte! „Den Himmel auf Erden werden wir haben, mein Liebster“, hatte seine Lotte glückstrahlend gesagt, als er ihr die frohe Neuigkeit mitgeteilt hatte. Freilich, da war auch gleich wieder solch ein Freudestörer dabei gewesen, die alte Hanne nämlich, die bei derselben Herrschaft diente wie Lotte. „Liebe Kinder“, hatte die gesagt, „vergeßt mir den Heiland nicht! Man kann vielleicht ohne Ihn leben, aber nicht ohne Ihn sterben.“

Doch Lotte hatte nur übermütig lachend erwidert:

„Hannchen, unke keine Trübsal! Wir beide denken noch nicht ans Sterben.“

Wenige Tage nach der mitgeteilten Unterredung war Hermann bereits an seinem neuen Arbeitsplatz am Rhein, wo der breite, majestätische Strom eine riesige Brücke bekommen sollte. Bewundernd sah er oft zu, wie die gewaltigen Stein- und Eisenmassen herangefahren und von all den kleinen, wie Ameisen durcheinanderwirbelnden Menschen nach wohldurchdachten Plänen an ihre Plätze geschafft wurden, und wie aus all diesem Durcheinander von Materialien allmählich die Brückenpfeiler herauswuchsen.

Hermann bewunderte das Menschenwerk, und er liebte den ganzen betäubenden Gleichtakt seiner Arbeit, das Knattern der Nietmaschinen, das schrille Pfeifen der Lokomotiven, das Hasten der geschäftigen Menschen; ja, ihm schien's fast, als ob auch die Flüche dazu gehörten, die er hier nicht selten hörte. Auf andere Weise vernahm er den Namen Gottes nicht. Er vermißte ihn auch nicht, da er ohne Gott fertig zu werden glaubte. Was gab es noch, das für den menschlichen Geist zu schwer und zu groß gewesen wäre?

Längere Zeit war er nun schon an dem Arbeitsplatz. Er hatte gut verdient, viel gespart, und seine Lotte hatte in der Zwischenzeit das neue Heim eingerichtet. Der Hochzeitstag rückte näher.

Und dann geschah es.

Baumeister Neuerburg rief ihn eines Tages mit anderen Arbeitern zu der Montage eines schweren Eisengerüsts. Mit zwei Hebekränen wurde es gehoben, bevor es in die Brücke geschoben werden sollte. Da — plötzlich, während ein Schrei aufstieg aus Duzenden von Kehlen, senkte sich ein Kran und sauste hinab in die Fluten des Stromes; das Gerüst folgte mit gewaltigem Krach und riß einen Teil der Mannschaft mit in die Tiefe.

Zwanzig Menschen wurden mitgerissen, auch Hermann. Wohl wurden er und die anderen aus dem Wasser gerettet, doch zwölf von ihnen mußten schwerverletzt ins Krankenhaus geschafft werden. Hermann war ein Fuß so völlig zerquetscht worden, daß er abgenommen werden mußte. Er war ein Krüppel.

Völlig gebrochen lag er in seinem Bett, mußte

an seinen Freund Herbert denken und seine ernstesten Worte. Doch nur tiefe Bitterkeit stieg dabei in seinem Herzen auf. Was würde Herbert jetzt sagen? Hatte er auch dieses Unglück Gott zu verdanken? Wie hart, wie grausam dann, ihm so sein Glück zu verderben!

Er vergrub seinen Kopf in den Kissen und — weinte.

Doch da klang neben seinem Bett eine frische Stimme. Jemand strich weich über sein Haar. Er sah auf. Lotte stand neben ihm.

„Was läßt mein Hermann nur so den Kopf hängen! Bist ja ein Bild des Sammers“, rief sie munter.

„Weißt du denn, was geschehen ist? Den Fuß haben sie mir abgenommen.“

Wieder hielt er die Hände vor das Gesicht und schluchzte, als wenn alles verloren wäre.

„Aber, Hermann“, rief Lotte leise. „Sicher ist das schlimm, arg schlimm. Aber das braucht unser Glück doch nicht zu stören. Der Arzt sagt, daß du wahrscheinlich in drei Wochen entlassen werden könntest. Dann will ich dich schon gesund pflegen. Für den verlorenen Fuß bekommst du einen künstlichen, an den du dich schnell gewöhnt haben wirst. Wir werden uns doppelt liebhaben und glücklich sein.“

Dabei sah ihn die tapfere Lotte mit ihren sonnigen Augen an, daß ihm das Herz aufging. Ach ja, es war alles nicht so schlimm.

Als Freund Herbert ihn in den nächsten Tagen aufsuchte, waren alle tieferen Eindrücke verflogen. Herbert ging traurig hinweg.

Hermann aber zählte die Stunden bis zu seiner Entlassung. Im eigenen Heim hoffte er mit seiner lieben Frau diesen ganzen schrecklichen Unglücksfall ver-

gessen zu können. Am Hochzeitstag konnte er mit Hilfe von zwei Stöcken zur Kirche gehen; doch wunderte er sich, wie schwach er in der kurzen Zeit geworden war.

Als Herbert ihm mit bewegten Worten Glück wünschte, sah er Tränen in den Augen des jungen Ehemannes. Das gab ihm Mut, zu sagen:

„Wie leicht hätte es zu Ende sein können, Hermann! Wäre es nicht besser, euer junges Glück aus Gottes Hand zu nehmen und euch ganz dem Heiland und Führer Jesus zu übergeben?“

Auch der gläubige Pfarrer sagte in ähnlichen Worten das gleiche, was Hermann überraschte, weil er wußte, daß der Freund eine christliche Versammlung statt der Kirche besuchte und den Pfarrer nicht kannte.

Unter der guten Pflege seiner jungen Frau erholte der Verunglückte sich bald. Lotte hatte ein so sonniges Gemüt und ein so warmes Herz. Allzeit wußte sie das rechte Wort zu finden. Der Fuß heilte gut. Hermann konnte die Prothese*) schon bald anschnallen und daheim sogar ohne Stock damit gehen. Er sehnte sich nun wieder nach Arbeit. Doch wo etwas finden? Die Unfallrente war recht knapp, selbst für den kleinen Haushalt. Schließlich glückte es durch die Vermittlung des Bürgermeisters, eine für ihn passende Beschäftigung zu finden. Nicht weit von seiner Wohnung wurde ein Bahndamm gebaut. Dort bekam Hermann Arbeit. Er hatte die Austeilung des Materials zu überwachen und die Arbeitsbücher zu führen. Mit ganzem Herzen ging er an seine neue Tätigkeit, froh, wieder ein nützliches Glied der menschlichen Gesell-

*) Ersatzstück für ein verstümmeltes Glied.

schaft zu sein. Sein Bein hatte sich mittlerweile so gekräftigt, daß er am Stock ohne Schwierigkeiten von einer Bauhütte zur anderen gehen konnte. Treu und fleißig war er auf dem Posten.

Eines Tages hatte er irgendwo zu tun, wo Erdbewegungsarbeiten gemacht wurden. Fortwährend ging es mit den bis obenan mit Erde gefüllten Loren*) bergauf, während an der anderen Seite die leeren Wagen zurückrollten.

Da — ein Aufkreischen der Eisenteile. Die Kupplung eines Wagens war gerissen. Die letzten beladenen Wagen schossen auf dem schmalen Geleis zurück. An der Kurve, wo Hermann stand, sprang ein Wagen aus den Schienen, kippte um und begrub den jungen Mann unter sich.

Es dauerte eine Weile, ehe man den Verunglückten befreien konnte. Als die Leute ihn auf die Bahre legten, hörten sie ihn flüstern:

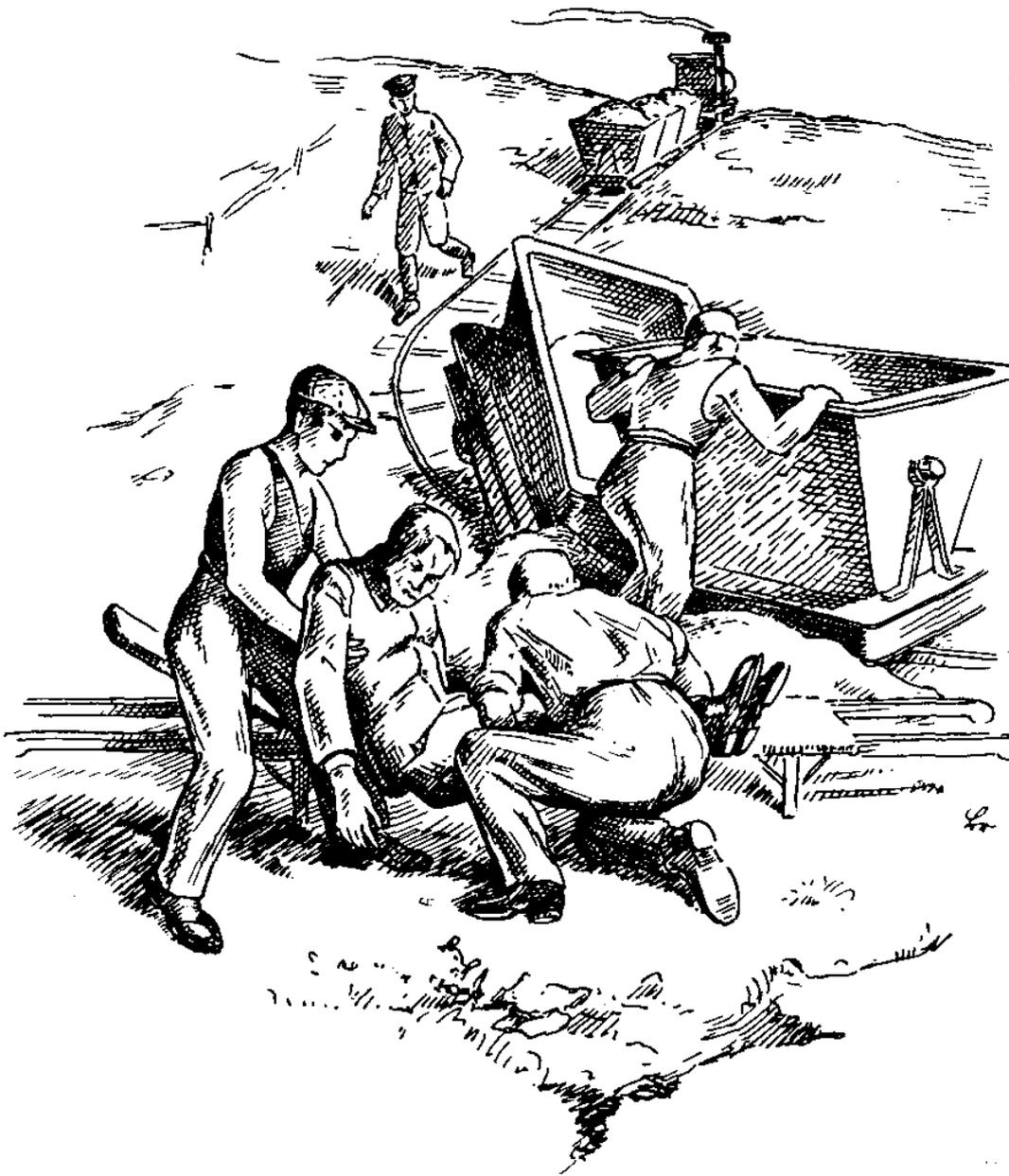
„Ein Unglück kommt selten allein, aber — keins, ohne daß Gott es zugelassen hätte.“

Dann aber überfiel den armen Burschen eine tiefe Ohnmacht. Still, mit gesenkten Häuptern, schafften die Arbeiter ihn zum nahe gelegenen Krankenhaus.

Selbst den Arzt erfaßte herzliches Mitleid mit dem Verunglückten, als er erfuhr, daß der Verletzte erst vor kurzem von einem anderen Unglücksfall hergestellt sei. Das andere Bein war gebrochen, und mehrere Rippen waren eingedrückt.

Diesmal aber traten bei Hermann die körperlichen Leiden zurück hinter dem, was er innerlich durchmachte. Er lag unter dem zermalmenden Bewußtsein,

*) Kleine offene Wagen.



einem heiligen Gott nicht entrinnen zu können. Deutlich spürte er, daß Gott ihn niedergeworfen hatte, um ihm etwas zu sagen.

Auf seine Bitte brachte ihm die Schwester eine Bibel. Als er sie zaghaft öffnete, fielen seine Blicke auf Hiob 33. „Siehe, das alles tut Gott zwei-, dreimal mit dem Manne, um seine Seele abzuwenden von der Grube, daß sie erleuchtet werde von dem Lichte der Lebendigen.“ (B. 29. 30.)

Einmal hatte Gott bereits mit ihm geredet, ohne daß er es beachtet hatte, denn die Worte seines Freundes Herbert hatte er in den Wind geschlagen, trotzdem Gott gnädig mit ihm verfahren war. Jetzt tat Er's zum zweitenmal. Sollte er auf diesem Wege der Unbußfertigkeit verharren?

Hermann las mit einem Herzen, das von Furcht Gott gegenüber erfüllt war. Mehr und mehr wurde ihm klar, daß er nicht der Spielball eines blinden Zufalls gewesen war, und daß jedes Unglück unter Gottes Zulassung kommt. Beim Blättern durch die Propheten des Alten Testaments blieb sein Auge haften an Amos 3, 6: „Oder geschieht ein Unglück in der Stadt, und Jehova hätte es nicht bewirkt?“

„O Gott“, betete er, „laß mich durch das neue Unglück erkennen, daß ich Dir nicht enttrinnen kann.“

Am anderen Tag kam seine Frau. Die sonst so Fröhliche war durch das neue Unglück ganz gebrochen.

Jetzt mußte Hermann der Tröster sein, und er tat es wie einer, der von einer fernen tiefen Hoffnung erfüllt ist.

Herbert Kraus erfuhr die Nachricht aus der Zeitung, und schon am nächsten Tage stand er am Bett seines Freundes.

„Wie, du hast die Bibel in der Hand?“ war seine erstaunte Frage.

Hermann nickte stumm und deutete mit dem Finger auf eine Stelle. Herbert las laut:

„„Von hinten und von vorn hast Du mich eingengt und auf mich gelegt Deine Hand“.“

Er schaute den Freund an, drückte seine Hand und fragte:

„Ist das nun deine Überzeugung, Hermann?“

„Ja, es ist Gottes Hand, die mich hierhergebracht hat. Nun muß ich endlich mit Ihm ins reine kommen. Die Bibel und mein Gewissen sagen mir, daß ich verloren gewesen wäre, wenn der Tod mich geholt hätte.“

Herbert nahm wieder die Bibel und schlug Hiob 33 auf, den Abschnitt, den der Freund bereits kannte.

„Sieh, was hier steht! Gott läßt dem armen Hiob durch Elihu sagen: „Ich wünsche dich zu rechtfertigen“. Elihu bedeutet: „Er ist mein Gott“. Er ist ein Vorbild von Christo, dem Sohn Gottes. Auch wir sind Sünder vor Gott, du und ich. Gott hatte gerechte Forderungen an uns, und wir haben ihnen nicht entsprochen, konnten es auch nicht, selbst wenn wir es ehrlich versucht hätten. Deshalb blieb für uns nichts anderes übrig als Gericht, wie geschrieben steht: „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht“. (Hebr. 9, 27.) Dieses Wort bleibt wahr, der Mensch mag es annehmen oder leugnen.“

„Ja, ja“, stöhnte Hermann. „Ich habe ja auch einen persönlichen Gott zu leugnen gesucht, doch tief im Herzen ist mir das nie gelungen, und jetzt stehe ich vor Ihm mit doppelter Schuld.“

Die Tränen kamen ihm. Er schämte sich ihrer; er kam sich unmännlich vor, aber er mußte weinen. Wenn einmal eine Menschenseele sich ihrer Schuld dem heiligen Gott gegenüber bewußt worden ist, so zerbrechen manche menschliche Grundsätze.

„Hermann, Freund, nun höre, was der Elihu des Neuen Testaments sagt:

„„Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben.“ „Alles, was mir der Vater gibt, wird zu mir kommen, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“.“ (Matth. 11, 28; Joh. 6, 37.)

Der Kranke nickte nur. Er konnte nicht sprechen.

Die Nacht war schrecklich für Hermann. Anklagend stand alles Vergangene vor ihm. Wie frevelhaft hatte er seinerzeit über Gott gesprochen! In Gottes Licht erkannte er sich als eigenliebigen, hochmütigen und anmaßenden Menschen, der durch die ungebrochene Natur seines eigenen Ichs Gott und Menschen betrübt und beleidigt hatte. Tief und ehrlich war seine Reue. Die Augen geschlossen, die Hände gefaltet, betete er: „O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“

Die Geschichte einer großen Sünderin fiel ihm ein. Sie kam zu Jesu mit vielen Tränen. Sie sprach kein Wort. Aber ihr Tun redete lauter als Worte. Und was antwortete Jesus ihr? „Deine Sünden sind vergeben. Dein Glaube hat dich errettet; geh hin in Frieden!“

Da flüsterte ihm eine Stimme im Herzen vernehmlich zu: „Das ist auch für dich!“ Und er sagte Ja zu diesem Wort. Wieder faltete er die Hände. Das Flüstern seiner Lippen war ein Dankgebet.

Am folgenden Tage kannte Lotte ihren völlig veränderten Gatten kaum wieder.

„Du siehst ja aus, als ob du das große Los gewonnen hättest“, sagte sie.

Hermann sah sein junges Weib glücklich an und las dann von einem Blatt, das Herbert ihm zurückgelassen hatte:

„Ein lieblich Los ist mir gefallen,
Ein schönes Erbteil mir beschert.
Dir, Herr, soll Lob und Dank erschallen,
Dir, Dir gebührt, daß man Dich ehrt!
Aus Gnaden hast Du mich erwählt
Und mich zu Deinem Volk gezählt.“

Lotte sagte nichts. Sie war ergriffen, aber noch verstand sie nichts von dem Geschehenen. Es war ihr alles zu neu und zu wunderbar.

Etwas später kam Herbert. Wie groß war seine Freude, als er endlich den Freund als ein glückliches Kind Gottes begrüßen durfte!

„Jetzt wollen wir zusammen den schmalen Weg zum Himmel pilgern. Da können auch Lahme mit“, sagte der Kranke.

Und Herbert konnte nur froh erwidern:

„Der Herr leitet sie alle.“

Lotte hörte stumm zu. Immer wieder mußte sie staunen über die gewaltige Veränderung, die so plötzlich und unerwartet mit ihrem Manne vorgegangen war.

„Und ich?“ kam es endlich zaghaft von ihren Lippen. „Wollt ihr mich nicht mitnehmen? Ich möchte auch das haben, was ihr habt.“

Nicht lange danach ist auch Lotte Hallmann eine glückliche Christin geworden.

Um „Ihm“ zu leben

Der Zweck der Samenkörner-Hefte, immer wieder den guten Samen des heilbringenden Wortes auszustreuen, bringt es mit sich, daß sie vor allem das **E r l ö s u n g s w e r k** des großen Hei-

lands der Verlorenen verkündigen. Dieser Zweck soll auch nie aus dem Auge verloren und den Menschen stets aufs neue zugerufen werden: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“

Bei allem Bitten, daß unsere Leser um ihrer selbst willen von dem Werk von Golgatha Gebrauch machen möchten, wollen wir aber nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß es noch eine andere Seite gibt, die hier zu beachten wichtig ist, und das ist die Seite des Herrn. Über diese Seite möchte ich heute ein paar kurze Worte sagen.

So sicher es ist, daß Gottes Sohn auf diese Erde gekommen, Mensch geworden und am Fluchholz gestorben ist, „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“, so sicher wird auch in dem göttlichen Wort bekundet, daß „Er gestorben ist, auf daß die, welche leben, — d. h. diejenigen, die durch Seinen Tod und Seine Auferstehung ewiges Leben empfangen haben — nicht mehr sich selbst leben, sondern Dem, der für sie gestorben ist und ist auferweckt worden“.

Aus dem Wortlaut dieser Stelle geht hervor, daß es der Natur des Menschen entspricht, sich selbst zu leben, denn der Apostel erinnert die, welche wahres Leben bekommen haben, daran, daß Jesus für sie gestorben sei, auf daß sie fortan nicht mehr sich selbst lebten. Der Mensch denkt von Haus aus zunächst an sich selbst. Das eigene Ich steht im Mittelpunkt seines Denkens und Begehrens. Das entspricht seiner menschlichen Natur. Wer aber in Christo Jesu „eine neue Schöpfung“ geworden ist, der hat damit eine neue Natur bekommen. Er ist „aus Gott geboren“. Damit ist aber nicht gesagt, daß

von der alten Natur jetzt keine Spur mehr vorhanden wäre. Sie ist noch da und macht ihre Ansprüche geltend. Das merkt der wiedergeborene, der gläubige Mensch jeden Tag. Das Wichtige ist nun, daß er den Trieben dieser alten Natur nicht nachgibt. War es vorher in seinem unbekehrten Zustand natürlich, daß er sich selbst lebte, so ist es fortan natürlich, daß er als Christ Dem lebt, dem er sein neues Leben, sein Glück, sein Heil, seine ewige Errettung verdankt. Ach, wir sind so undankbar. Daß wir durch das schreckliche Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes ein Anrecht auf den Himmel empfangen haben, lassen wir uns wohl gefallen. Daß Er aber jetzt auch ein Anrecht auf u n s hat, auf unser Denken und Streben, auf unsere Gefühle und Wünsche, mit einem Wort, auf unser ganzes Leben, das vergessen wir so leicht.

Wir kennen alle die Geschichte von dem aussätzigen Samariter, den der Herr mit neun aussätzigen Israeliten geheilt hatte. Z e h n Männer hatten das Erbarmen und die Wunderkraft Jesu an ihrem Leibe erfahren. Aber nur einer dachte daran, seinem Wohltäter zu danken. Nur einer kehrte zurück und erwies Jesu die schuldige Ehre, während die anderen wohl nie wieder etwas von sich haben hören lassen. Wie schmerzlich für Ihn!

Ob nicht der Herr auch heute manchmal über die, welche Er sich erkaufte hat um den Preis Seines eigenen Lebens, tief betrübt sein muß, wenn Er sieht, wie sie es so sehr an der schuldigen Dankbarkeit fehlen lassen? Vergessen wir doch nicht:

„Er ist für alle gestorben, auf daß die, welche leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern Dem, d e r für s i e g e s t o r b e n i s t!“

Vom Sinai nach Golgatha*)

II.

Dem Herausgeber der Petersburger Zeitung teilte ich wahrheitsgetreu mit, was ich durch R. gehört, und wie ich durch ihn in Jesu Heil und Frieden gefunden hatte. Aus leicht begreiflichen Gründen blieb mein Brief unbeachtet. Ich schrieb auch meiner Mutter, an die ich, als ich den Herrn gefunden, sogleich hatte denken müssen. Ich wußte, wie sehr auch sie unter dem Druck von Gesetz und Talmud nach Befreiung seufzte. Aber sie verstand mich garnicht, glaubte, ich sei nicht mehr recht bei Verstand, und bat mich, Urlaub zu nehmen und nach Hause zu kommen. Darauf schrieb ich ihr einen zweiten, ausführlicheren Brief. Den beantwortete sie mit schrecklichen Worten und erklärte, mich nie wiedersehen zu wollen, wenn ich vom Glauben unserer Väter abfiele.

Die nächsten drei oder vier Jahre waren für mich Jahre bittersten Leids, in denen ich mancherlei Proben und Versuchungen ausgesetzt wurde. Der Gedanke, von meiner Mutter, die mich so zärtlich liebte, verworfen und für immer getrennt zu sein, brach mir fast das Herz. Aber die Stimme des Geistes Gottes be-

*) Im vorigen, dem 549. Hest der „Samenkörner“, hat der Berichterstatter, ein früherer russischer Jude, mitgeteilt, wie er durch seinen Landsmann, den Rechtsanwalt J. R., der auf einer Palästina-reise Jesum gefunden hat, zum Glauben an Christum geführt worden ist. Am Schluß seiner Mitteilungen berichtet er von der Bitte einer Petersburger Zeitung an ihn, R. zu hören, zu widerlegen und der Zeitung darüber zu berichten. An dieser Stelle setzt die Erzählung wieder ein.

hielt den Sieg, und mein größter Kummer damals war, daß meine geliebte Mutter das Glück, den Herrn zu kennen, nicht mit mir teilte.

Sehr bald trat die Versuchung an mich heran, das empfangene Geschenk Gottes als einen geheimnisvollen Schatz still für mich zu behalten. Ich wußte, daß ich meine Stellung als Lehrer verlieren würde, sobald ich mich öffentlich zu Christo bekannte. Oft rief ich in der Stille der Nacht zu Gott: „Herr, Du weißt, ich habe nicht Dich gesucht, sondern Du hast mich gesucht und mich gefunden. So zeige mir jetzt Deinen Weg und führe mich“. Und der Herr gab mir die Kraft, mein Licht nicht unter den Scheffel zu setzen. Mit meiner Stellung als Lehrer in einem jüdischen Institut war es damit freilich ein für allemal zu Ende.

Herr N. und andere schlugen mir vor, als bezahlter Missionar unter den Juden zu arbeiten. So gern ich indes für den Herrn und Sein Evangelium unter „meinen Brüdern nach dem Fleische“ gearbeitet hätte, konnte ich mich unter der genannten Bedingung dazu nicht verstehen. Das Beispiel des Apostels Paulus, wie ich es im Neuen Testament gefunden, stand so leuchtend vor mir, und so erklärte ich meinen Freunden, ich wolle, bevor ich mich dem Dienst des Herrn widme, ein Handwerk, und zwar die Schlosserei, erlernen, um danach das Evangelium kostenlos verkündigen zu können. Das schien mir besonders im Blick auf das Werk unter den Juden wichtig zu sein, weil diese so geneigt sind, denen, die unter ihnen arbeiten, unlautere Beweggründe unterzuschieben.

Meine Freunde lächelten über den Gedanken, daß ich im Alter von fünfundzwanzig Jahren noch ein

Handwerk erlernen wollte. Das konnte mich aber nicht beirren, da ich die Überzeugung hatte, daß mein Plan von Gott war. So verließ ich Rußland und reiste nach Deutschland, um hier bei einem christlichen Meister in die Lehre zu gehen. In der Stadt B. fand ich einen gläubigen Schlosser, der mich als Lehrling einstellte, und der Herr schenkte mir in Seiner Güte für meine neue Aufgabe die nötige Kraft und Fähigkeit.

In B. wurde ich getauft. In Rußland hatte ich keine Gelegenheit zur Taufe gehabt, da Herr N. des russischen Gesetzes wegen nicht zu taufen wagte. Obwohl ich wußte, daß es meiner armen Mutter nur neue Bitterkeit verursachte, hielt ich es doch für nötig, ihr von meinem Schritt Mitteilung zu machen. Vor meiner Abreise nach Deutschland hatte ich von N. in Bessarabien aus mehrmals schriftlich bei ihr angefragt, ob ich sie besuchen und Abschied von ihr nehmen dürfe. Sie hatte mir darauf in bitterer Weise geantwortet, meinen Besuch abgelehnt und mich beschworen, mich nur nicht in Deutschland taufen zu lassen, da sie mir sonst fluchen müsse. Zugleich hatte sie der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß Gott mich um der Frömmigkeit meiner Eltern und Vorfahren willen vor solchem Schritt bewahren werde.*) In ähnlicher Weise hatte meine Mutter auf jeden meiner Briefe aus Deutschland geantwortet.

Nachdem ich sie jetzt glücklichen, aber auch ängstlichen Herzens von meiner Taufe in Kenntnis gesetzt hatte, empfing ich den unerbittlichsten Brief von ihr,

*) Solange der an Christum gläubig gewordene Jude nicht getauft ist, ist noch Hoffnung für ihn. Ist er aber getauft, so ist nach jüdischer Meinung in Ewigkeit keine Buße oder Erlösung mehr für ihn möglich.

den sie je geschrieben hat. Als ich ihn las, taumelte ich betäubt gegen die Wand. Man mußte mich in mein Zimmer bringen, wo ich drei Tage wie vernichtet daniederlag. Meine Mutter schrieb: „Ich habe die Nachricht von Deinem Tode erhalten. Ich habe meine Kleider zerrissen und Asche auf mein Haupt getan. Meine Trauerzeit hat begonnen.“ Darauf folgten alle die Flüche, die 3. Mose 26 und 5. Mose 28 geschrieben stehen. Der Brief schloß mit den Worten: „Auch alle Krankheiten und alle Plagen, die nicht in dem Buche dieses Gesetzes geschrieben sind, — Jehova wird sie über dich kommen lassen, bis du vertilgt bist“. (5. Mose 28, 61.)

Diesem furchtbaren Schlag folgten andere schmerzliche Enttäuschungen, Enttäuschungen, die ich unter den Christen in Deutschland erlebte. In Rußland mit seiner in Formen und Bilderdienst erstarrten Kirche hatte ich betreffs Christentum nicht viel erwartet, im Gedanken an Deutschland aber mich glücklichen Hoffnungen hingegeben. Und nun mußte ich erfahren, was der Herr Jesus gesagt hat, daß nicht alle, die „Herr! Herr!“ sagen, Ihm wirklich angehören.

Die Christen, mit denen ich in Baden und später anderswo bekannt wurde, strebten durchweg nach Heiligung des Fleisches. Durch ihre Lehren wurde mir die hohe Stellung, die der Gläubige in Christo besitzt, und die Gott mir in Seinem Wort ganz klar gezeigt hatte, getrübt und verdunkelt. Ich fing an, mich selbst (d. h. meine alte verderbte Natur) heiligen zu wollen, und stellte mich damit wieder unter das Gesetz. Meine böse Natur, das Fleisch in mir, das nach Gottes Wort unverbesserlich ist, und das Gott deshalb im Tode Christi am Fluchholze „mitgekreuzigt“ und richterlich

beseitigt hat (vergl. Gal. 2, 20; 5, 24), bemühte ich mich, zu verbessern und zu heiligen. Da mir das nicht gelang, wurde ich tief unglücklich. Ich fand mich in dem Zustand der Galater und Kolosser, die der Apostel in seinen Briefen so ernst zurechtweisen muß, und war in ein Mischmasch von Judentum und Christentum geraten. Mit einem Wort: Ich hatte Christum aus den Augen verloren. Mein Blick war von dem auferstandenen und zur Rechten Gottes erhöhten Christus abgewandt worden. Die Folge war, daß ich auf mich selbst blickte und mich ausschließlich mit meinem eigenen verderbten Herzen, meinem armen, elenden Ich, dem „alten Menschen“ beschäftigte, von dem bezeugt wird, daß „nichts Gutes in ihm wohnt“. (Vergl. Röm. 7, 18.) Gleich vielen anderen dachte ich nur noch insofern an Christum, als ich Tag und Nacht zu Ihm schrie, mich heilig machen und mich von der sündigen Natur, die in mir war, erlösen zu wollen. Wie hätte Er dieses Gebet erhören können! Sein Tod am Kreuze hatte mich nach Röm. 6, 6. 7 ja bereits völlig erlöst, da dort „unser alter Mensch mitgekreuzigt worden ist“.*)

*) Wir haben es hier nicht mit etwas zu tun, das der Gläubige noch zu erreichen suchen muß. Es ist eine Tatsache, die für jeden Glaubenden stattgefunden hat und einfach im Glauben von ihm ergriffen und zum Ausgangspunkt des neuen Lebens gemacht werden muß. Der Apostel fährt deshalb in Vers 11 fort: „Haltet euch der Sünde für tot, Gott aber lebend in Christo Jesu“. Wenn wir dem Herrn als Eigentum angehören, so sind wir durch den Heiligen Geist, der in uns wohnt, und indem wir unsere Augen unentwegt auf Christum gerichtet halten und an dem uns verkündigten Wort festhalten (1. Kor. 15, 2), nicht nur fähig, uns selbst für tot zu halten, weil unser alter Mensch im Tode Christi mitgekreuzigt worden ist, sondern auch jederzeit in der Lage, in

Die selige Gewißheit, daß der Heilige Geist in mir wohnte (Röm. 8, 15. 16), und daß ich, wenn der Herr mich abrief, gewißlich und sogleich zu Ihm gehen würde (2. Kor. 5, 1—8), war mir getrübt worden — Wahrheiten, die mich einst in Rußland so glücklich gemacht hatten —, und alles war davon abhängig gemacht worden, inwieweit ich der Heiligkeit nachjagte. Ich war so unglücklich, daß ich kaum noch wußte, ob ich Jude oder Christ war. Jedenfalls war das Christentum, das ich jetzt lebte und um mich her sah, kaum etwas Besseres als das Judentum, das ich aufgegeben hatte. Ich hatte nichts gewonnen.

Gott aber erbarmte sich über mich und leitete mich durch die Macht Seines Geistes und die Klarheit Seines Wortes wieder zurück zu „der Einfalt gegen den Christus“. Er zeigte mir, daß mein Platz und mein Teil vor Ihm, „in Christo“ war, daß ich in Ihm schon „heilig“ und „vollkommen“ und „fähig gemacht“ war „zu dem Anteil am Erbe der Heiligen“, daß ich „eine neue Schöpfung“ war, ein „Glied Christi“, Sein „Kind und Erbe“, auf ewig Sein, eingesamelt mit Ihm auf immerdar, so daß mich nichts „von Seiner Liebe zu scheiden“ vermochte, und „niemand mich aus Seiner Hand rauben konnte“.

Von der Zeit an war ich wieder glücklich. Ich konnte wieder in seliger Freude zu meinem Gott und Vater aufschauen und Ihn als Sein geliebtes Kind anbetend preisen.

Ein Jahr war ungefähr vergangen, seit ich den so niederschmetternden Brief von meiner Mutter er-

Neuheit des Lebens zu wandeln. (Vergl. Röm. 6, 11. 14; 8, 1. 16.)

halten hatte. Für sie war ich tot. Ich erwartete deshalb nicht, von ihr selbst je noch einmal etwas zu hören. Aber ich fuhr fort, ihr jede Woche zu schreiben, obgleich ich befürchten mußte, daß sie meine Briefe nicht las. Oft fehlte es mir an Mut, weiter für ihre Befeh- rung zu beten.

Da kam eines Tages, es war im Herbst 1889, zu meiner Überraschung eine Karte von ihr an. Sie war in Hebräisch geschrieben und lautete: „Liebes Kind! Ich bin krank gewesen und befinde mich in großer Seelennot. Um zweierlei bitte ich Dich: mir zu ver- geben und mir ein weiteres Neues Testament zu sen- den. Bete für mich! Deine Mutter, Sarah S.“

Wie glücklich war ich! Noch am gleichen Tag sandte ich meiner Mutter das gewünschte hebräische Neue Testament und schrieb ihr einen herzlichen Brief dazu. Sehr bald kam ihre Antwort. Meine Mutter wußte nicht, in was für Verhältnissen ich mich befand — darüber hatte ich ihr nie etwas geschrieben. Sie bat mich dringend, sie in Rußland zu besuchen. Doch wie sollte ich die teure Reise bestreiten? Das Geld, das ich mir im Sommer von meinem Verdienst als Schlosser- gehilfe erspart hatte, verwandte ich im Winter für technische Studien. Überdies fühlte ich mich gedrängt, einem Freund in Bessarabien beizustehen, der durch ein von mir erhaltenes Neues Testament an Christum gläubig geworden war, seine Stelle als Lehrer deshalb verloren hatte und mit seiner Familie in Not geraten war. Aber Gott ist ein wunderbarer Gott. Kaum hatte ich meinem Freund das Geld gesandt, als ich einen Brief von einem nahe bei Stuttgart wohnenden Chri- sten empfang, der mich einlud, während der Winter- monate — solange ich die technische Schule besuchte

— unentgeltlich bei ihm zu wohnen. Das war eine große Hilfe für mich, und ich nahm sie dankbar aus der Hand des Herrn an. Doch auch jetzt noch wäre mir die Reise nach Rußland nicht möglich gewesen, hätte nicht eine christliche Dame, die von meinem Wunsch hörte, mir das Fahrgeld geschenkt.

Sobald die Weihnachtsferien kamen, reiste ich nach Rußland. Auf den Wunsch meiner Mutter trafen wir uns nicht in meiner Heimatstadt, sondern in einem ungefähr vierzig Kilometer von ihr entfernt liegenden Ort.

Als ich eintraf, hatte meine Mutter schon fast zwei Stunden am Bahnhof auf mich gewartet. Mit dem Ausruf: „Mein Kind, mein Kind!“ eilte sie auf mich zu und sank mir bewußtlos in die Arme. Ich brachte sie mit Hilfe anderer in den Wartesaal und bettete sie auf ein Sofa. Nach einiger Zeit kam sie zu sich, fiel aber sogleich in eine zweite, schwerere Ohnmacht, in der sie so lange blieb, daß ich fürchtete, sie sei gestorben. Eine grenzenlose Traurigkeit und Hilflosigkeit überfiel mich, und ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Endlich, endlich schlug meine Mutter die Augen auf, und ihr Bewußtsein kehrte zurück. Wir fuhren nun im Schlitten zu dem Gasthof, in dem sie Zimmer für uns bestellt hatte. Dort dampfte der Teekessel schon auf dem Tisch, und reichliche Erfrischungen warteten unser.

Wir hatten uns indes noch kaum einige Minuten über meine Reise und allgemeine Dinge unterhalten, als meine Mutter mit einem tiefen Seufzer sagte:

„Aber, mein Kind, das Allerwichtigste! Du weißt und siehst, ich bin alt geworden. Was wird aus mir werden, wenn ich sterbe? Wo gehe ich hin?“

Hätte ich ihr auf diese Frage schriftlich antworten können, ich hätte es so viel leichter gefunden, als meine Mutter mündlich darüber zu belehren. Lange wußte ich nicht die rechten Worte zu finden. Endlich sagte ich:
 „Mutter, ich glaube, du weißt alles ganz genau.“

Sie sah mich traurig an und sagte:

„Aber du weißt, ich habe so oft den Namen Jesu gelästert, und dir habe ich geflucht und auf alle Weise widerstanden. Kann es da für mich noch Vergebung geben?“

Ich tröstete sie und entgegnete, daß der Schmerz, den sie über das Geschehene empfände, ohne Zweifel ein Werk des Geistes Gottes sei, ein Beweis Seiner in ihr wirkenden und heilbringenden Gnade.

Diese Worte trösteten sie augenscheinlich. Sie schienen ihr wundes Herz zu erquicken. Wir hatten darauf eine lange Unterhaltung. Brach ich einmal ab und sprach von anderem, so kehrte meine Mutter sofort wieder zu unserem Gegenstand zurück und stellte neue, das Heil Gottes betreffende Fragen.

Am folgenden Morgen erwachte ich um fünf Uhr. Meine Mutter stand schon völlig angekleidet an meinem Bett. Rasch zog ich mich an, und bald war unsere Unterhaltung vom Tage vorher wieder in vollem Fluß, bis meine Mutter plötzlich ausrief:

„Warum zweifle ich noch? Derselbe Gott, der das Gericht für die Sünder ankündigt, hat auch einen Weg geschaffen, diesem Gericht zu entfliehen. In Seinem Sohne Jesus Christus, dem Reinen und Heiligen, der für Sünder litt und starb, bietet Er jedem Menschen ein volles, freies Heil an. Es ist alles wahr, auch für mich. Ja, ich glaube!“

Ich war überglücklich. Es drängte mich, meinen Gefühlen in einem innigen Dankgebet vor Gott Ausdruck zu geben, und ich kniete nieder.

Meine Mutter folgte meinem Beispiel, und ohne daß ich es erwartet hatte, betete sie sogleich:

„Herr Jesus, ich danke Dir für die große Erlösung, die Du gebracht, und für den Glauben, den Du mir geschenkt hast. Du weißt aber, er ist noch sehr schwach in mir. Ich bitte Dich, stärke und vermehre ihn.“

Nachdem auch ich gebetet und dem Herrn für Seine Gnade, die Er an uns so groß gemacht, gedankt hatte, lasen wir zusammen einen Abschnitt aus dem teuren Wort, und zwar die Rede des Stephanus und seine Steinigung (Apostg. 7). Diesen Abschnitt hatte meine Mutter gewählt.

„Ach“, sagte sie hernach, „wie traurig ist es, daß unser Volk so blind ist und so voller Haß gegen Christum. Wie herrlich ist doch das Teil eines Gläubigen! Solch einen Tod, wie Stephanus ihn hatte, möchte ich mir wünschen. Ich bedaure jetzt, daß wir nicht in M. (unserem Heimatsort) zusammengetroffen sind. Hätten sie uns gesteinigt, sie hätten nur unseren Leib zu töten vermocht. Auch wir hätten aufschauend sagen können: „Herr Jesus, nimm unseren Geist auf!““

Die Decke war durch den Geist Gottes von ihren Augen weggenommen worden, und ihr Herz floß über von Lob und Dank gegen den Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der auch ihr Vater geworden war.

Sehr interessierte mich, was meine Mutter mir aus der Zeit erzählte, als sie die Nachricht von meiner

Laufe empfangen hatte. Nach jüdischer Sitte hatte sie über meinen Tod getrauert. Noch ehe aber die Tage der Trauer zu Ende waren, war ein Neues Testament und ein Brief von mir gekommen. Das Buch wanderte wie seine verschiedenen Vorgänger sogleich ins Feuer. Der Brief blieb ungeöffnet. Nach einigen Stunden aber verlangte es sie, den Brief zu lesen. Sie öffnete ihn, las einige Zeilen und stieß ihn beiseite. Nach heftigem inneren Widerstreit las sie ihn dann aber doch zu Ende, nicht ohne ihn zum Schluß mit Abscheu fortzuwerfen. Am folgenden Tage beschäftigte sie der Gedanke: War Jesus etwa doch der Messias? Sie erschrak dabei über sich selbst, verurteilte ihre Gedanken und fastete als Sühne für diese Sünde.

Indes erhob sich die gleiche Frage wieder und wieder in ihrem Herzen. Der innere Zwiespalt hielt Monate an, und jeder neue Brief von mir vermehrte ihre Not, bis, wohl auch infolge einer ernsten Krankheit, ihre Sehnsucht nach Heil und Frieden so stark geworden war, daß sie mir jene Karte schrieb und um ein Neues Testament bat. Nach all den Kämpfen war die Freude meiner lieben Mutter jetzt umso größer.

Biel zu schnell kam die Abschiedsstunde. Aber das Bewußtsein, daß wir untrennbar vereinigt waren in dem Auferstandenen, half uns über den Trennungsschmerz hinweg. Gleich dem äthiopischen Kammerer vor alters ging meine Mutter ihren Weg „mit Freuden“. Bald empfing ich die Nachricht von ihrer guten Ankunft daheim. An den Kopf ihres Briefes hatte sie die Worte Marias gesetzt: „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist hat frohlockt in Gott, meinem Heilande“.

Meiner Mutter Glaube sollte ernststen Proben ausgesetzt werden. Sie wurde bald von neuem ernstlich krank, und meine jüngere Schwester, die in einer anderen Stadt wohnte, mußte zu ihrer Pflege gerufen werden. Meine Schwester, die natürlich weder wußte, was mit meiner Mutter vorgegangen war, noch daß wir uns in L. getroffen hatten, erfuhr dies alles durch meine Briefe, die ich nichtsahnend weiter an meine Mutter sandte, und deren Inhalt ihr durch Mutters eigenes Bekenntnis bestätigt wurde. Sie geriet außer sich. Das Neue Testament warf sie gleich am ersten Tag ins Feuer, und alle meine Briefe an meine Mutter während der langen dreimonatigen Krankheit unterschlug sie. Aber der Herr ist treu. Durch Seine Kraft, die in Schwachheit vollbracht wird, blieb meine Mutter auf dem Wege bewahrt.

Ich selbst verbrachte unterdes in Stuttgart sorgenvolle Monate. Warum schrieb meine Mutter nicht? War es dem Feinde gelungen, ihr Herz vom Herrn abspenstig zu machen? oder hatten die Juden ihr ein Leid angetan?

Da ich ihr so viele Briefe geschrieben, die alle unbeantwortet geblieben waren, sandte ich endlich eine offene Karte mit der Bemerkung, daß, wenn ich auf diese Zeilen keine Antwort empfinde, ich mich an den Bürgermeister des Ortes wenden und ihn um Auskunft über sie bitten würde. Darauf kam eine Karte von meiner Schwester, in Hebräisch geschrieben, auf der sie unter vielen Flüchen erklärte, ich sei der Verfänger und Vernichter unserer Mutter und habe sie an den Rand des Grabes gebracht. Ich möge mir nur weitere Briefe sparen. Keiner von ihnen würde in ihre Hand kommen.

So traurig die Nachricht war, war sie mir doch ein Trost, weil sie mir sagte, daß meine Mutter noch lebte und dem Herrn treu geblieben war. Wieder schrieb ich an meine Schwester und bat sie dringend, mir bald weitere Nachricht zu geben. Ich bat sie außerdem, unsere kranke Mutter nicht zu quälen, sondern ihr meine Briefe zu geben. Umsonst.

Eines Tages schrieb mir eine jüdische Dame aus M., sie habe meine Mutter, der es besser gehe, besucht, und sie sei bereit, Briefe zwischen uns zu vermitteln. Heimlich sei sie der gleichen Überzeugung wie meine Mutter. Die Frau war ehrlich. Verschiedentlich vermittelte sie unsere Briefe. Dann schrieb sie mir eines Tages, sie sei in großer Aufregung, da sie meine Mutter in einer tiefen Ohnmacht gefunden habe. Ein langer Brief von ihr an mich, den sie hatte abholen wollen, sei unter Mutters Kopfkissen gefunden, gelesen und dem Rabbi übergeben worden, der bald mit anderen erschienen sei und meine Mutter trotz ihrer großen Schwäche feierlich ausgeschloffen habe.

Später habe ich diese Frau bei einem Besuch in Rußland persönlich kennen gelernt. Sie glaubt von Herzen an den Herrn Jesus und vertraut auf Ihn, wagt Ihn aber nicht öffentlich zu bekennen. Das hat sie mir unter Tränen erklärt. Ach, solcher Seelen gibt es viele unter den frommen Juden in Rußland. Ich glaube, man kann sagen, nicht Hunderte, sondern Tausende. Ich habe mich oft gefragt: Was wird ihr Teil in der Ewigkeit sein?

Wider unsere Erwartung stellte Gott meine Mutter wieder her. Meine Schwester reiste zu ihrer Familie zurück, und so stand meiner Mutter nichts mehr im Wege, an mich zu schreiben.

Nach der Abreise meiner Schwester empfing meine Mutter den Besuch einer Dame, die im oberen Stockwerk ihres Hauses wohnte. Sie erkundigte sich nach dem Grund der fürchterlichen Aufregung, die kurz vorher das ganze Haus in Unruhe gebracht habe. Meine Mutter erklärte ihr freundlich, was Gott an ihrer Seele getan, und wie sie an den Herrn Jesus als ihren Heiland gläubig geworden sei und in Ihm Erlösung, Heil und ewiges Leben gefunden habe. Das waren seltsame Worte für die Katholikin, die Jesus nicht als ihren Heiland kannte und weder Heilsgewißheit noch Frieden mit Gott besaß. Sie lauschte mit großer Aufmerksamkeit auf das, was meine Mutter ihr aus Gottes Wort sagte oder vorlas, und Gott ließ nicht zu, daß Sein Wort leer zu Ihm zurückkehrte. Er schenkte der aufrichtigen Sucherin Heil und Frieden in Jesu. Die beiden Damen verbrachten darauf fast täglich reich gesegnete, herrliche Stunden miteinander, bis die Freundin in Frieden entschlief. —

Möge der Herr meine alte Mutter, die Ihm in Treue anhängt, sowie alle, die vielleicht unter schwerem Druck nach Seiner Hilfe und Erlösung ausschauen, durch Seine Gnade bewahren! Wie glücklich, ewig glücklich sind alle Menschen, gleichviel welchen Volkes und welchen Bekenntnisses, die in dieser Zeit der Gnade erkennen, daß Jesus der Sohn Gottes und ihr persönlicher Heiland ist! Ja, Er ist der „ausgewählte, kostbare Eckstein, von Menschen zwar verworfen, bei Gott aber ausgewählt, kostbar“, und „wer an Ihn glaubt, wird nicht zu Schanden werden.“ (1. Petr. 2, 4. 6.)

Vinzenz a Paulo

Vor vielen Jahren kam ein Priester nach der Stadt Marseille in Süd-Frankreich. Der Mann sah in seinem einfachen Gewand beinahe ärmlich aus. Er ging gebeugt, und seine Wangen waren bleich und eingefallen. Aber aus seinen Augen leuchteten Liebe und herzliches Erbarmen. In Marseille angekommen, ging er sogleich zum Hafen und fragte nach den Schiffen, auf denen die Galeerensträflinge sich befanden.

Man wies ihn zurecht. Bei einem Aufseher erkundigte er sich, ob er die Gefangenen besuchen dürfe.

„Das könnt Ihr“, lautete die Antwort. „Aber nehmt Euch in acht, daß Ihr dort kein Geld sehen laßt. Die Burschen betteln Euch an, und wenn Ihr einem von ihnen etwas gebt, so werdet Ihr Euch nicht retten können vor ihrer Zudringlichkeit.“

„Sorgt Euch darum nicht, guter Freund“, erwiderte der Priester. „Wenn den armen Leuten nur Geld helfen könnte, so wäre mein Besuch freilich vergeblich. Denn die kleine Summe, die ich bei mir trage, würde eine gar kümmerliche Hilfe sein.“

Der Aufseher wandte sich gleichgültig ab, und der Priester wanderte von Galeere zu Galeere. Ein trauriger Anblick bot sich ihm. Die Gefangenen, mit schweren eisernen Ketten belastet, sahen elend und unglücklich aus. Die meisten verrichteten ihre Arbeit in finsternem Troß. In ihren Mienen lauerten Ver-

zweiflung oder boshafte Lücke. Nur sehr wenige trugen ihr Elend mit Geduld und schlugen vor dem Priester beschämt die Augen nieder.

Unter diesen wenigen befand sich ein noch jüngerer Mann in den dreißiger Jahren, der dem Fremden sofort abfiel. Trauer lag auf seinem mageren, abgehärmten Antlitz, und seine Augen hatten einen Ausdruck, der den Priester, welcher ihn unauffällig beobachtete, tief bewegte. Sein Mitleid wurde noch vermehrt, als er sah, wie über die bleichen Wangen des Sträflings eine Träne nach der anderen rann.

Schließlich trat er an den Unglücklichen heran und fragte ihn freundlich, was ihn drücke.

Der Gefangene blickte auf. Aber er sprach kein Wort, sondern schüttelte nur den Kopf.

„So rede doch!“ bat der Priester. „Vielleicht kann ich doch etwas tun, um deinen Kummer zu stillen und dein Elend zu lindern. Wenn dir mit Geld geholfen werden kann, so nimm alles, was ich habe. Und wenn es nicht ausreichen sollte, da es nur eine geringe Summe ist, so hoffe ich dir durch die Hilfe wohlthätiger Freunde bald mehr verschaffen zu können.“

Aber wieder schüttelte der Mann den Kopf. Dann sprach er:

„Ehrwürdiger Herr, mein Elend läßt sich nicht durch Geld mildern noch viel weniger hinwegnehmen. Es ist freilich ein jammervolles Leben, das ich hier führe. Aber ich habe doch, was ich an Nahrung gebrauche. Das ist es auch nicht, was mich so traurig macht. Eine viel schwerere Last liegt mir auf dem Herzen und wird mich erdrücken, wenn sie mir nicht abgenommen wird.“

„Willst du mir nicht vertrauen?“ fragte der Priester freundlich. „Vielleicht ist es doch möglich, dein Elend zu erleichtern oder dich wenigstens in deinem Unglück zu trösten. Wir haben einen barmherzigen Gott und Heiland. Und Sein Wort ist Arznei und Balsam in allen Lagen und Leiden unseres armen Lebens.“

„Sie mögen recht haben, ehrwürdiger Herr“, antwortete der Sträfling. „Aber dieses Wort dringt nicht in unser Elend. Ich bin jetzt vier Jahre an diesem Ort der Schande. Tag für Tag müssen wir die schwersten und niedrigsten Arbeiten verrichten. Die Aufseher haben kein Mitleid mit uns. Sie betrachten uns als den Auswurf der Menschheit und denken nicht daran, uns zu bessern oder gar unser trauriges Los erträglicher zu machen. Was wir von ihnen hören, sind Schimpfworte und Flüche, und die Peitsche ist locker in ihrer Hand. Kein freundliches Wort wird uns zuteil. Sie sind seit vier Jahren der erste, der menschlich mit mir redet. Gott lohne es Ihnen, ehrwürdiger Herr! Jetzt, da ich es weiß und erfahren habe, daß noch Mitleid auf Erden ist, kann und will ich auch wieder auf Mitleid im Himmel hoffen.“

„Wie gern wollte ich mehr an dir tun, armer Mann“, erwiderte der Priester mit herzlicher Teilnahme. „Aber du mußt offen gegen mich sein. Du mußt mir dein Unglück erzählen. Vielleicht ist es mir doch möglich, dir in der einen oder anderen Weise zu helfen.“

„Nun denn!“ antwortete der Galeerensträfling. „So will ich Ihnen denn beichten, wie Sie es verlangen. Es ist mir schon tröstlich, daß ich meinen Schmerz und meine Neue einer mitleidigen Seele anvertrauen.“

kann. Ich heiße Armand und bin der Sohn eines wackeren Pächters in Hyères. Mein alter Vater war ein frommer Mann, der mir in seinem ganzen Leben stets das beste Vorbild gewesen ist. Ich selbst hatte ein einträgliches Auskommen, ein treues Weib und drei liebe Kinder. Ich hätte ein glücklicher Mann sein können. Aber die Sünde hat den Frieden meines Hauses und das Glück meines Lebens zerstört. Durch zwei leichtsinnige Menschen bin ich zu dem bösen und gefährlichen Handwerk eines Wilddiebes verführt worden. Es kam dahin, daß ich Tag und Nacht mit ihnen durch Feld und Wald streifte, um meiner Leidenschaft zu frönen. Darüber vernachlässigte ich Geschäft und Haus. Die Bitten meines Vaters konnten mich nicht abbringen von meinem Wege, und die Tränen meines armen Weibes erbitterten und verhärteten mein troziges Herz mehr, als daß sie mich rührten. Wenn ich nach Hause kam, war ich mürrisch und verdrossen. Niemand erhielt von mir ein liebes Wort; selbst meine Kinder bekamen keinen freundlichen Blick. Eines Tages stellte mir mein Vater mein Unrecht und das Unglück, das ich dadurch über meine Familie brachte, in herzbeweglichen Worten vor. Mein armes Weib kam dazu und beschwor mich unter heißen Tränen, dem verderblichen Tun und Treiben zu entsagen. Darüber geriet ich in heftigen Zorn. Es schien mir, als ob mein Vater und meine Frau sich gegen mich verschworen hätten. Ein böser Geist kam über mich. Mit harten Worten rief ich ihnen zu, daß ich kein dummer Junge sei, der sich fürchte vor den Tränen eines Weibes und vor den Bitten eines kindischen Greises, griff nach meinem Gewehr und stürmte in die Berge. Das Unglück wollte es, daß ich einem Jäger begegnete, der

dem Wilddieb sein Handwerk legen wollte. Zornig, wie ich war, besann ich mich nicht lange, sondern schlug den Mann mit schwerem Kolbenschlage zu Boden. Er wurde in seinem Blute gefunden, ist aber am Leben geblieben. Sein Mund hat wider mich gezeugt, und ich bin nach langem Prozeß zu sechsjähriger Galeerenstrafe verurteilt worden. Aber das war noch nicht das schwerste Unglück, das ich mir durch meine Gewalttat zugezogen hatte. Der Prozeß mit seinen Kosten hat den Rest des kleinen Vermögens verzehrt, das mir bei meinem unordentlichen Lebenswandel geblieben war. Mein armes Weib und meine Kinder sind in bittere Armut geraten. Und als ich aus dem Gefängnis geführt wurde, begegnete ich dem Sarge meines Vaters. Er ist gestorben aus Gram über seinen ungeratenen Sohn und über die Schande, die ich seinem ehrlichen Namen gemacht habe. Ich habe mein Weib und meine Kinder ins Unglück und meinen Vater ins Grab gebracht!“ Als der Mann so sprach, liefen ihm die Tränen über das Gesicht, und sein Weinen erstickte die Worte, die er noch reden wollte.

Der Priester stand erschüttert neben dem armen Galeerensträfling. Er redete kein Wort. Aber seine Augen waren in erbarmender Liebe auf den Gefangenen gerichtet. Nachdem dieser sich ausgeweint hatte, fuhr er fort:

„Ich bin noch nicht zu Ende. Diesen Morgen erst habe ich erfahren, daß mein armes Weib, meine Jeanette, und meine drei Kinder in bitterster Not sind. Meine Frau ist durch die Leiden und Sorgen, die ich über sie gebracht habe, schwach und krank geworden. Sie kann nicht so viel verdienen, um ihr und ihrer Kinder Leben zu fristen. Und meine armen Kinder

sind noch viel zu klein, als daß sie irgend etwas verdienen könnten. So ist der Jammer groß. Kummer und Hunger zehren an ihrem Leben. Und das alles habe ich verschuldet durch mein gottloses Treiben! Ich bin der Mörder meines Vaters, der Mörder meines Weibes und meiner Kinder! Wenn ich wenigstens jetzt frei wäre! Ich wollte im Schweiße meines Angesichts arbeiten von früh bis in die Nacht hinein, um den Meinigen das tägliche Brot zu verdienen. Und vielleicht wäre es noch nicht zu spät. Vielleicht könnte ich sie noch vor dem Hungertode retten. Aber es ist alles unmöglich. Noch zwei lange Jahre habe ich zu verbüßen. Meine Lieben gehen in diesen zwei Jahren rettungslos zu Grunde. Das ist es, was mich so zu Boden drückt, daß ich schier verzweifeln möchte. Und da kann kein Wort von Menschen, da kann kein Wort Gottes mich trösten. Wie gern wollte ich eine noch viel härtere Strafe dulden, ja selbst den Tod erleiden, wenn ich dadurch nur Weib und Kinder vor dem Verderben retten könnte!“

„Nein, nicht sterben, nicht sterben!“ entgegnete der Priester kopfschüttelnd. „Bitte vielmehr Gott um ein langes Leben, damit du das begangene Böse noch so viel wie möglich gut machen kannst. Aber“, fuhr er fort, „sagtest du nicht, daß du noch zwei Jahre auf den Galeeren bleiben müßtest?“

„Ja“, antwortete der Unglückliche, „noch zwei lange, entsetzlich lange Jahre. Und in dieser Zeit können mein Weib und meine Kinder mehr denn zehnmal verderben. Das ist es ja eben, was mich zur Verzweiflung bringt.“

„Ist es nicht möglich, daß der König dich begnadigt?“ fragte der Priester.

„Das ist ausgeschlossen“, entgegnete der Gefangene. „Der Hilferuf eines Galeerensklaven dringt nicht bis zum königlichen Thron. Und ehe die Fürbitte eines anderen den König erreicht und etwas bei ihm ausrichtet, sind mein Weib und meine Kinder längst tot.“

Der Priester blieb still. In tiefes Nachdenken versunken, ging er eine ganze Weile schweigend auf und nieder. Endlich blieb er wieder stehen und fragte:

„Wenn sich nun jemand fände, mein Sohn, der an deine Stelle träte und deine Arbeiten für dich verrichtete, würde man dir dann die Freiheit schenken?“

„Auf der Stelle!“ rief der Galeerensträfling, indem seine Augen vor Freude funkelten. Aber sein Angesicht wurde sofort wieder trübe, und leise sprach er:

„Wie konnte ich Tor nur einen Augenblick an so etwas denken!? Wo wäre wohl auf der ganzen, weiten Erde ein Mensch zu finden, der dieses elende Leben mit seiner Schande freiwillig erwählen würde?“

Der Priester schien die letzten Worte nicht mehr gehört zu haben. Ohne sich zu verabschieden, hatte er sich gewandt und war davongegangen. Mit wehmütigen Blicken sah der Arme dem Manne nach, der in den vier Jahren seiner Gefangenschaft als erster ein Wort des Mitleids und der Liebe zu ihm geredet hatte. Es schmerzte ihn, daß der Fremde ohne Gruß von dannen ging. Hatte er ihn unbewußt beleidigt?

Inzwischen hatte der Priester sich bei dem Kommandanten der Galeeren melden lassen, der ihn sogleich empfing.

„Herr Kommandant“, sprach er zu diesem, „Sie kennen mich nicht. Ich heiße Vinzenz oder, wenn Sie meinen Namen vollständig wissen wollen, Vinzenz a Paulo.“

„Wie?“ rief der Kommandant verwundert, „Sie sind Vinzenz a Paulo? Sie sind der Mann Gottes, der ohne Last und Ruhe umherzieht, um den Armen Gutes zu tun, der auch nicht vor den düsteren Höhlen des Elends zurückschreckt, um zu trösten und zu helfen, und der bei aller Armut doch so reich ist an Barmherzigkeit und Hilfe für andere? Sie sind derselbe Vinzenz a Paulo, der schon in Tunis Sklavenketten getragen hat?“

„Der bin ich allerdings“, antwortete Vinzenz, „doch verdiene ich nichts weniger als die Lobeserhebungen, die Sie eben ausgesprochen haben. Aber es freut mich, daß Sie mich kennen, Herr Kommandant. Ich hoffe, daß meine Bitte deshalb bei Ihnen ein freundliches Gehör und, wenn es angeht, auch Erfüllung finden wird.“

„Reden Sie, ehrwürdiger Herr!“ sagte der Kommandant. „Was in meinen Kräften steht, will ich gern tun, um Ihnen die Hochachtung zu beweisen, die ich vor Ihrem Wandel und Wirken habe.“

„Sie haben“, fuhr Vinzenz fort, „unter Ihren Galeerensklaven einen Mann aus Hyères, namens Armand. Welches Zeugnis können Sie ihm geben?“

„Ein gutes in jeder Beziehung“, antwortete der Offizier. „Armand gehört zu den wenigen Sträflingen, die auf der Galeere nicht schlechter, sondern besser geworden sind. In den vier Jahren, die er bei uns ist, ist keine Klage über ihn laut geworden. Er tut seine Arbeit, selbst die mühseligste und niedrigste, willig und fleißig und trägt sein elendes Los mit rührender Geduld.“

„Dieses Zeugnis“, versetzte der Priester, „gibt mir Mut, Ihnen meine Bitte vorzutragen. Armand

hat noch zwei Jahre zu verbüßen. Er hat mir soeben gesagt, daß sein Weib und seine Kinder dem Hungertode preisgegeben sind, wenn ihnen nicht bald Hilfe wird. Niemand aber kann hier helfen als nur der unglückliche Mann und Vater selbst. Er kann, er will, und er wird arbeiten, um die Seinen zu retten. Aber dazu muß er frei sein. Man hat mir gesagt, daß ein Gefangener sofort freigegeben würde, wenn sich ein Stellvertreter für ihn fände. Ist das wahr?"

„Das ist allerdings wahr“, erwiderte der Kommandant. „Das Gesetz erlaubt es, unter dieser Bedingung einen Galeerensklaven freizulassen. Aber bis jetzt habe ich es noch nicht erlebt, daß sich ein Stellvertreter gefunden hätte, und werde es wohl auch nicht erleben.“

„Das werden Sie doch!“ rief Vinzenz. „Ich habe jemand gefunden, der des Gefangenen Platz einnehmen will. So weit ich ihn kenne, ist er ein unbescholtener Mann, wenigstens vor den Menschen. Wird Armand in demselben Augenblick frei, wo sich dieser Stellvertreter einfindet?“

„Im gleichen Augenblick, ehrwürdiger Herr“, antwortete der Kommandant. „Aber wo ist der Mann, der solche Schmach und Schande freiwillig auf sich nehmen wollte?“

„I c h b i n e s s e l b s t!“ antwortete einfach der Priester, und als der Kommandant, maßlos erstaunt, Einwendungen machen wollte, fuhr er ruhig fort:

„Reden Sie mir nicht darein! Mein Entschluß ist so ernst und fest, daß Sie mich in keiner Weise wankend machen werden. Glauben Sie mir, wer die Sklavenketten in Tunis getragen hat, der fürchtet sich auch nicht vor den Fesseln des Galeerensklaven.“

„Aber Ihre Ehre!“ warf der Offizier ein. „Haben Sie auch bedacht, daß zehn Jahre Sklaverei nicht den zehnten Teil der Schande aufwiegen, welche die Kette des Galeerensträflings in einer einzigen Stunde bringt?“

„Meine Ehre?“ wiederholte der Priester lächelnd. „Lassen wir das! Ich frage nichts nach der Ehre vor den Menschen. Wenn ich sie verlieren sollte, so wiegen das Glück und der Segen der geretteten Familie tausendmal mehr in meinen Augen.“

Der Kommandant wollte weitere Einwendungen machen, aber Vinzenz a Paulo wies alles zurück. So blieb ihm nichts übrig, als den Schmied rufen zu lassen und mit diesem und dem Priester auf das Schiff zu gehen, auf dem Armand sich befand.

„Du bist frei, mein Sohn“, rief Vinzenz dem Gefangenen entgegen. „Es hat sich ein Stellvertreter für dich gefunden.“

Der Angerufene traute seinen Ohren nicht. Wortlos ließ er es zu, daß der Schmied ihm auf Befehl des Kommandanten die Ketten abschlug, die klirrend zu Boden fielen. Als er aber seine Fesseln losgeworden war, sank er auf die Kniee und weinte wie ein Kind. Doch was mußte er sehen? Der Priester hielt Hand und Fuß hin, und der Schmied schmi edete ihm seine Ketten an.

„Nein, nein, um Gotteswillen nein!“ rief er laut. „Sie selbst wollten an meine Stelle treten, ehrwürdiger Herr? Nimmermehr. Für diesen Preis will ich mir meine Freiheit nicht erkaufen. Schmied, die Ketten sind für mich!“

„Du wirst mir doch meine Freude nicht verderben wollen!“ erwiderte der Mann im schwarzen Gewand



„Schmied, die Ketten sind für mich!“

mit freundlichem Lächeln. „Mir werden diese Ketten leichter werden als dir. Ich stehe allein auf dieser Welt. Und den Beruf, den mir mein Gott gegeben, kann ich auch auf den Galeeren, und hier vielleicht besser als anderwärts, ausüben.“

„Edler, großmütiger Mann!“ rief Armand stammelnd und staunend, „was kann Sie zu einem solchen Opfer bewegen?“

„Die Liebe zu dem Heiland, in Dessen Dienst ich stehe“, antwortete Vinzenz a Paulo. „Wenn ich zehnmal für dich leiden und sterben wollte, es wäre nichts gegen das, was Er am Kreuz für mich und auch für dich gelitten hat. Und nun säume nicht länger, mein Sohn! Eile zu deinem kranken Weibe und zu deinen hungrigen Kindern! Gott aber sei mit dir und segne das Werk deiner Hände!“

Der befreite Galeerensträfling folgte der Aufforderung nicht sogleich. Unschlüssig stand er da und wußte nicht, was er tun sollte. Aber der Gedanke an Weib und Kinder ließ ihn schließlich alle Bedenken überwinden. Er stürzte zu Boden, umklammerte die Kniee seines Befreiers und küßte seine Hände unter Tränen. Dann rief er laut:

„Dort oben im Buche der Lebendigen sollen Sie, wenn Gott mich nicht verwirft, meinen Namen einmal finden. Dort am Throne des Heilands werde ich Ihnen danken, und Er wird Ihnen vergelten, was Sie an mir getan haben!“

Mit diesen Worten stand er auf und eilte davon.

Wir schweigen über das Glück und die Freude, die in Armands Hütte einkehrten, als der Gatte und Vater so unerwartet wiederkam. Er bat seiner armen Frau unter vielen Tränen ab, was er an ihr gesündigt hatte, und sie vergab ihm von Herzen. Von da an wurde er ein treuer Hausvater, der mit unermüdlichem Fleiß für die Seinen arbeitete. Not und Mangel schwanden aus seiner Hütte. Die Frau genas unter der sorgsamten Pflege der Liebe. Glück und Freude kehrten wieder ein unter seinem Dache. Und die Furcht und der Friede Gottes wohnten in seinem Hause und in seinem Herzen.

Der edle Priester hat die zwei Jahre der Gefangenschaft auf der Galeere ausgehalten. Sie sind ihm nicht geschenkt worden. Er war äußerlich mit Ketten gebunden, und Schmach war sein Teil, aber innerlich war er ein freier Mensch, denn er war ein Kind Gottes, und als solches genoß er den Frieden, der allen Verstand übersteigt. Er blieb während seiner Galeerenzeit den armen Sträflingen ein treuer Lehrer und ein freundlicher Tröster. Und als er nach zwei Jahren die Galeere verließ, hat manches Auge mit Tränen des Dankes ihm nachgeblickt.

Das war Vinzenz a Paulo! Er ist im Jahre 1581 zu Pouy in Frankreich geboren. Die Chronik berichtet von ihm, daß er sein Leben in der Liebe seines Heilands für seine Brüder geführt habe, unablässig bemüht, seinerseits das Wort des Herrn: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt“, zu erfüllen. Er starb am 27. September 1660 im Alter von etwa achtzig Jahren. Daß die katholische Kirche ihn später in die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen hat, ist von wenig Bedeutung, umsomehr aber die Tatsache, daß wir ihn unter die „berufenen Heiligen“ Jesu Christi rechnen und in ihm einen Gläubigen sehen dürfen, der ein rechter Nachfolger seines Heilands zu sein beehrte. Zwar gilt er als Gegner der Hugenotten, doch beweist die oben mitgeteilte Episode aus seinem Leben, daß die Gesinnung Dessen in ihm lebte, der freiwillig am Kreuz unsere Stelle eingenommen hat, der arm geworden ist, auf daß wir durch Seine Armut reich würden, und der starb, damit verlorene Sünder ewiges Leben empfangen.

Spurgeons Entscheidungsstunde

Viele Leser werden die im Druck erschienenen Reden des englischen Evangelisten C. H. Spurgeon kennen.

Auf welcher merkwürdigen und doch überaus einfachen Weise der geistliche Dienst Spurgeons seinen Anfang genommen, hat er selber einmal in anschaulicher Art erzählt. Sein Bericht sei hier in Übersetzung wiedergegeben:

Seit meiner frühen Jugend befand ich mich in schwerer geistlicher Not. Ich war ein eifriger Besucher der Kirchen meiner Stadt, doch würde ich mich vielleicht heute noch in der Finsternis meiner damaligen inneren Verzweiflung abplagen, hätte nicht Gott in Seiner Güte an einem mir unvergeßlichen Sonntagmorgen einen gewaltigen Schneesturm losbrechen lassen, während ich eben auf dem Weg zur Kirche war. Der Sturm nötigte mich, durch ein offenstehendes Tor in einen Hof zu treten, auf dem eine kleine Methodistenkapelle stand. Die sehr bescheidene Gemeinde war schon versammelt. Sie bestand aus etwa zwölf oder fünfzehn Personen. Man wartete ein Weilchen auf das Erscheinen des Predigers; doch er kam nicht. Wahrscheinlich war er, gleich mir, auf dem Wege eingeschneit. Statt seiner bestieg dann ein ärmlich gekleideter Mann, offenbar ein kleiner Handwerker, die Kanzel.

Dieser Lückenbüßer machte bei seinem Auftreten den Eindruck eines geistig äußerst schlichten Menschen.

Ein fesselndes Eingangswort zu sprechen, schien ihm versagt zu sein, weshalb er sich einzig an den für den betreffenden Sonntag vorgeschriebenen Text hielt. Er las das Wort Jes. 45, 22: „Blicket auf mich, so werdet ihr gerettet, alle ihr Enden der Welt“. (So nach dem englischen Text.)

Schon das Lesen schien dem guten Mann Mühe zu machen, aber das beeinträchtigte nicht die Wirkung der nun folgenden Worte; und mir war's, als leuchte schon aus den Worten des Textes ein Hoffnungsstrahl für mich.

Dann begann der Mann zu reden:

„Freunde, wahrhaftig, ein sehr einfacher Text! „Blicket auf mich!“, heißt es. Das verlangt keine große Anstrengung. Nicht einmal Hand und Fuß muß dabei gerührt werden; auch hat man nicht nötig, eine Hochschule zu besuchen, um zu lernen, „blicken“ zu können. Jedes Kind vermag es ... Auf wen aber soll man blicken? Der Text sagt es: „Auf mich!“ Ja, das ist's“, fügte er in seiner fast bäurisch klingenden Sprache hinzu. „Viele von euch, meine Lieben, blicken auf sich selber. Das hat keinen Wert. Andere blicken auf einen großen, fernen, unbekanntem Gott ... Aber nein, wir wollen auf J e s u s C h r i s t u s blicken, sofort, und nicht etwa meinen, wir müßten abwarten, bis der Heilige Geist uns besonders dazu dränge.“

Er schien sich in das Bild des Herrn derart vertieft zu haben, als hörte er den Heiland selber sprechen: „Blicket auf mich! Für euch habe ich auf dem Ölberg gelitten, für euch hing ich am Kreuz, für euch bin ich gestorben und begraben worden. Blickt auf mich, der ich zum Himmel aufgefahren bin und jetzt zur Rechten des Vaters sitze.“

Hier hielt er inne. Kaum zehn Minuten mochte er gesprochen haben. Er ließ seine Blicke durch den kleinen Raum und über die heute so spärliche Gemeinde wandern. Auch auf der Galerie gegenüber der Kanzel ruhte sein Auge, und hier gewährte er mich, der ich dort oben als einziger von den Besuchern Platz genommen hatte. Er schien zu merken, daß ich zum erstenmal in dieser Kapelle war. Einen Augenblick ließ er sein Auge fragend auf mir ruhen. Dann richtete er in herzlicher Teilnahme das Wort an mich persönlich:

„Junger Mann, Sie scheinen mir nicht glücklich zu sein!“

Das war in der Tat die volle Wahrheit. Doch ich war es bis dahin nicht gewohnt gewesen, von der Kanzel herunter ein Urteil über meinen unglücklichen Gesichtsausdruck zu vernehmen. So sah ich wahrscheinlich sehr verblüfft aus. Der Redner hielt ein Weilchen inne und fuhr dann fort:

„Immer werden Sie unglücklich bleiben, unglücklich im Leben und einmal unglücklich im Sterben, wenn Sie dem Bibelwort, das wir soeben gehört, nicht gehorchen. Gehorchen Sie aber, so sind Sie gerettet! ... Junger Mann, blicken Sie auf Jesus!“

Mir kam's vor, als ob sich bei mir die Wolken teilten und die Sonne schiene. Ich hätte mich gleich jetzt erheben können, um von der ewigen Macht des am Kreuz vergossenen Blutes Zeugnis abzulegen und auch die Einfachheit des Glaubens zu rühmen, der nur auf Jesus zu blicken hat ... Ach, warum hatte mir bisher noch keiner gesagt: „Übergib dich dem Herrn Jesus, und du bist gerettet!“

Lange Jahre sind seit jenem Wintervormittag

dahingegangen, aber mein Herr hat mich in Seiner großen Treue bis heute an Seiner Hand gehalten. Von Ihm habe ich den Auftrag erhalten, auch vor anderen Gottes Liebe zu preisen und das Werk Seiner Gnade.
„Evangelist.“

Sehen

(Nach einer Ansprache)

Unsere Augen weisen den Weg, und unser Herz folgt ihnen. Das wußte Satan, als er Evas Blick auf die schönen Früchte des verbotenen Baumes lenkte. „Und das Weib sah, daß der Baum gut . . . war.“ Nachdem der Teufel so viel bei dem Menschen erreicht hatte, war es nicht mehr weit zum Fall.

Während aber Satan den Blick des Menschen in die verkehrte Richtung lenkt, macht Gott es umgekehrt. Er lenkt den Blick des Sünders zu seiner ewigen Rettung auf Christum, so wie der Israelit durch einen Blick auf die eherne Schlange gerettet wurde.

Der Prediger stellt uns viele Dinge vor Augen und erinnert dann daran, daß alles vergänglich ist, was unter der Sonne geschieht: „Ein Geschlecht geht, und ein Geschlecht kommt“. „Die Sonne geht auf, und die Sonne geht unter.“ Wie das erste sich bewahrheitet, können wir beobachten, und es ist kein ermunterndes Schauspiel. Dagegen ist der Aufgang und Untergang der Sonne ein prächtiger Anblick, an dem unsere Augen sich wie an allen anderen Schönheiten der Schöpfung erfreuen dürfen. Aber würden wir auch alle Schönheiten der Welt gesehen haben, welchen Vorteil hätte unsere Seele davon? Das ist die Frage.

Wenn wir einmal, wie es der Sterblichen Los ist, das dunkle Tal des Todeschattens betreten, welche Frucht ist dann von allem geblieben, was unsere Augen an äußeren Schönheiten gesehen haben? Die Erinnerung daran wird es uns nur umso schwerer machen, diese Erde zu verlassen. Nur wenn der Glaubensblick den Menschen über Golgatha geführt hat, wird sein Ende gut, ja, herrlich sein.

Nachdem der Prediger im Anfang von den großen Werken der Schöpfung geredet hat, kommt er auf den Menschen zu sprechen, der unter Mühen seine Arbeit unter der Sonne verrichtet: „Ich unternahm große Werke: ich baute mir Häuser, ich pflanzte mir Weinberge; ich machte mir Gärten und Parkanlagen, und pflanzte darin Bäume von allerlei Frucht; ich machte mir Basserteiche . .“. Sind wir, ähnlich wie der Prediger, zu unserem Ziel gekommen, dann können wir die Werke unserer Hände bewundern. Aber welchen Vorteil hat unsere Seele davon, wenn einmal unser Lebenslicht erlischt? Für diese Welt ist es sicherlich wertvoll, über ein gutes Einkommen zu verfügen, oder sich Ehre und Ruhm zu erwerben, einen Namen oder Vermögen. Wenn aber das letzte Stündlein für den Menschen geschlagen hat, so muß er alles zurücklassen und ganz allein in die Ewigkeit gehen, und was nimmt er dahin mit? Nichts als seine Sünden. Darum, was unsere Augen auch gesehen haben mögen an Wunderwerken der Schöpfung und an Früchten der eigenen Arbeit — wir sind auf dem Wege in ein Land der Finsternis, wo es auch für das geöffnete Auge nichts zu sehen gibt. Nur für den, dessen Weg über Golgatha geführt hat, wird die äußerste Finsternis verwandelt in wunderbares Licht.

Der weise Prediger gebraucht immer wieder den Ausdruck: Ich habe gesehen . . . und auch habe ich gesehen . . .

Liebe Freunde, was habt ihr gesehen? Habt ihr das Größte gesehen, das je geschah, habt ihr das Werk gesehen, das auf Golgatha vollbracht worden ist? Wenn ihr dies mit den Augen des H e r z e n s gesehen habt, so seid ihr glücklich. Kommt, laßt uns einen Augenblick bei diesem Geschehnis verweilen! Was hat sich dort zwischen einem Aufgang der Sonne und ihrem Niedergang zugetragen? Ein Mensch, von Judas verraten, von Petrus verleugnet, blutig gezeißelt, gelästert und verspottet, schreitet dort in Gesellschaft von Menschen, die Ihn hassen. Wohin geht Er, und welcher Missetat beschuldigt man Ihn? Seine Lebensgeschichte kann in wenigen Worten erzählt werden: Er hat nichts als Gutes getan. Vor Anbruch des Tages noch hat Er ein Wunder gewirkt zugunsten eines Mannes, der zur Gefolgschaft eines Seiner schlimmsten Feinde gehörte. Petrus, Sein Jünger, der Ihn in derselben Nacht verleugnen sollte, gab dazu die Veranlassung. Jetzt, nachdem Er zum Tode verurteilt ist, geht Er hinaus nach Golgatha. Dort wird Er zwischen Himmel und Erde erhöht. Mit durchbohrten Händen und Füßen hängt Jesus, der Sohn Gottes, zwischen zwei Übeltätern am Kreuze. Für Stunden wird es finster im ganzen Lande. Die Sonne verbirgt sich. Um unserer Sünden willen verbirgt Gott Sein Angesicht und wendet es ab. Hat die Welt je Wunderbareres und Größeres geschaut als das Wunder, daß der Sohn Gottes sich freiwillig hingegeben hat, gleich einem Lamme, das zur Schlachtung geführt wird? Gewiß, es ist das Größte — wir dürfen es wohl sagen —,

was auch des Vaters Auge je geschaut hat. O liebe Freunde, kommt nach Golgatha und blickt auf den Gefreuzigten!

Der Prediger fährt fort:

„Auch dieses habe ich als Weisheit unter der Sonne gesehen, und sie kam mir groß vor: Es war eine kleine Stadt, und wenig Männer waren darin; und wider sie kam ein großer König, und er umzingelte sie und baute große Belagerungswerke wider sie. Und es fand sich darin ein armer weiser Mann, der die Stadt durch seine Weisheit rettete; aber kein Mensch gedachte dieses armen Mannes.“ (Kap. 9, 13—15.)

Fürwahr, eine große Beobachtung des weisen Predigers. Die Menschen aller Länder befinden sich als Gefangene unter der Macht eines gewaltigen Herrschers. Alles lechzt nach Freiheit, aber niemand vermag sich zu befreien. Und dann erscheint „der arme Mann“. Niemand ist so arm, wie der Heiland einst war. In Kapernaum konnte Er die Doppeldrachmen nicht bezahlen. Frauen haben Ihm mit ihrer Habe gedient. Er hatte nicht, wo Er das Haupt hinlegte. Und was hat Er getan? „Durch Seine Weisheit gerettet.“ Alle, die Seinem Evangelium gehorchen, werden errettet, und sie alle dürfen bezeugen: „Wir sind durch Seine Armut reich geworden“. Sklaven der Sünde sind durch Ihn reich gemacht worden.

Niemand war so arm wie Er — niemand ist so reich wie Er! Und „kein Mensch gedachte dieses armen Mannes“. Das hat der Heiland der Welt doch nicht verdient, daß Er von Pol zu Pol der große Bergessene sein soll. Selbst in der Christenheit denken die wenigsten an Ihn. Ist das überhaupt zu begreifen? Der Schöpfer von Himmel und Erde kam herab, um zwi-

schen Erde und Himmel zu sterben, damit Er Seine Geschöpfe erlösen könnte, und der Geist des Herrn bittet und ermahnt: „Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugendzeit!“ Ja, denke an den Mann von Golgatha!

Ihr lieben jungen Menschenkinder, meint ihr, ihr würdet etwas von Wert verlieren, wenn ihr diese Aufforderung: Gedenke! mit einem entschiedenen „Ja“ beantwortet? In der Bibel wird uns von manchen erzählt, die am Morgen ihres Lebens an ihren Schöpfer dachten. Joseph hat es getan. Er hat dann freilich zunächst etwas verloren: die Zuneigung seiner Brüder und seine Freiheit, denn er war lange Zeit ein Gefangener. Aber er gewann einen Thron nächst dem Pharao, und er ist der Retter seiner Brüder geworden und damit der Retter der Welt, denn aus Juda ist der Heiland entsprossen. Joseph hat nie Ursache gehabt, zu bedauern, daß er so jung an seinen Schöpfer gedacht und Ihm gedient hat.

Auch Daniel hat früh angefangen, seines Schöpfers zu gedenken. Auch er hat dabei zunächst etwas verloren. Er hätte von der köstlichen Speise der Königstafel genießen können, aber er tat es nicht. Und doch ist er, der die Speise des Königs verschmähte, sein großer Günstling geworden. Das allein aber würde noch nicht viel bedeutet haben. G o t t nennt ihn einen „vielgeliebten Mann“. So hat Daniel viel, ja alles durch seine Wahl gewonnen.

Ihr jungen Menschenkinder, Gottes Geist richtet sich an eure Herzen, an euch, die ihr euren Weg geht, als hätte der Mann von Golgatha nie gelebt. Habt ihr den Mut, zu sagen: Bei mir ist für Jesus kein Platz? Ich bin jung und will das Leben genießen? Es

ist des Teufels Art, zu sagen: Morgen ist auch noch Zeit. Ach, für wieviele ist das „Später einmal“ ein „Ewig zu spät“ geworden! „Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugendzeit, ehe die Tage des Übels kommen.“ Er ist es, der auch in diesem Augenblick euren Weg kreuzt. Euer Leben ist in der Hand eures Schöpfers, in derselben Hand, die sich um euretwillen durchbohren ließ. Er wartet auf eure Antwort.

Nachdem der Prediger von dem armen weisen Mann gesprochen hat, fährt er fort: „Weisheit ist besser als Kraft; aber die Weisheit des Armen wird verachtet...“. Er, der in Schwachheit gekreuzigt worden ist, hat das Heil gebracht. Aber viele haben Ihn verachtet. Das Wort vom Kreuz ist nicht für alle Menschen Weisheit. Es ist „denen, die verloren gehen, Torheit“. „Seine Worte werden nicht gehört.“ Der französische Dichter Viktor Hugo hat gesagt: Der Mensch ist wie Feuer, wo es sich um Lügen handelt, aber gegenüber der Wahrheit ist er wie Eis.

Gott sei Dank! einige h a b e n gehört, und sie haben den Nutzen davon für Zeit und Ewigkeit, wie der Prediger sich ausdrückt: „Worte der Weisen, in Ruhe gehört, sind mehr wert als das Geschrei des Herrschers unter den Toren“. Weise sind diejenigen, die auf die Worte der Weisen hören. Ach, daß die meisten Menschen nicht hören wollen! Ein Vater, der weise ist, weil er gehört und geglaubt hat, teilt seinem Sohne mit, was die Freude seines Herzens ist. Aber wie mancher Vater hat erfahren, daß sein Sohn nicht hörte. Das Heil des Menschen ist, daß er in Ruhe hört, was Gott ihm über Seinen Sohn zu sagen hat, und daß er glaubt an den e i n e n Mittler zwischen Gott und Menschen.

„Ein Sünder vernichtet viel Gutes“, fährt der Prediger fort, und in Röm. 5, 12 lesen wir: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod“. Aber — der „Gehorsam des Einen“ hat den Tod überwunden. Gehören wir zum Geschlecht des ersten Adam, so erben wir den Tod. Gehören wir zum Geschlecht des zweiten Adam, so erben wir das ewige Leben. Wir stehen dann auf demselben Boden wie Johannes, der uns verkündigt, was er gesehen und gehört hat, und unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit Seinem Sohne Jesus Christus. Und in Ihm ist unser Glück vollkommen.

Zurechtgewiesen, verhärtet, plötzlich zerschmettert

Es war im August 1914. Das erste und siebzehnte Armeekorps hatte die an Zahl übermächtige Armee Kennenkampf bei Gumbinnen abzuwehren. Die größte Gefahr drohte dem deutschen rechten Flügel, den die Russen einzudrücken suchten. Zur Unterstützung wurde das erste Reservekorps herangezogen. In überaus anstrengenden Eilmärschen suchten wir dem bedrängten Korps zu Hilfe zu kommen. Schnellstes Auseinanderziehen und Entwickeln zur Schlacht war geboten, da das gutliegende russische Granat- und Schrapnellfeuer auch in unseren Reihen bereits seine Opfer forderte. Der Sturmangriff stand unmittelbar bevor. Als ich den einen und anderen um mich her fallen sah, schlug mir das Gewissen. Ich mußte an das bekannte Wort aus der

Schilderung der Hungersnot in Samaria denken: „Schweigen wir, so wird uns Schuld treffen“ (lies 2. Kön. 7). So verteilte ich, bevor das Kommando zum Sturm kam, noch schnell die christlichen Blätter, die ich bei mir hatte, unter die Kameraden der Kompanie. Unser Hauptmann, ein Graf Schwerin, ließ mich ruhig gewähren. Er war ein gerechter und gottesfürchtiger Mensch, ein Mann von echtem Schrott und Korn, selbstverleugnend und tapfer bis zum äußersten, dabei besorgt für seine Untergebenen wie ein Vater. Sein letztes Stück Brot teilte er mit dem einfachsten Musketier. Wohl jeder, der den Vorzug hatte, diesen Mann kennen zu lernen, denkt seiner in Verehrung und Treue — er fiel bereits am 14. November 1914 —, und es ist mir eine besondere Freude, ihm dieses bescheidene Denkmal zu setzen, besonders wo heutzutage sich so manche Stimmen erheben, die da behaupten, Gottesfurcht mache den Menschen furchtsam und feige.

Meine Traktate fanden geteilte Aufnahme. Einige lasen sie mit ernster Aufmerksamkeit. Andere nannten mich daraufhin spöttisch „den Wüstenprediger“. Zu einer näheren Auseinandersetzung aber kam es nicht. Das Kommando: „Sprung! Auf — Marsch, Marsch!“ machte jeder zustimmenden oder spottenden Bemerkung ein plötzliches Ende. Auch in den nächsten Wochen kam es zu keiner wirklichen Ruhe, die eine eingehendere Unterhaltung ermöglicht hätte. Gewaltige Märsche wechselten ab mit erbitterten Kämpfen. Nachdem die Schlacht bei Tannenberg geschlagen war, galt es, die Armee Kennenkampf eilends aus Ostpreußen hinauszuerwerfen. So groß waren die Anstrengungen, daß jeder froh war über die kürzeste

Ruhepause. Essen und Schlafen war dann die einzige Parole.

Erst als wir etwas mehr in Ruhe kamen, offenbarten sich die Geister des näheren. Jetzt wurde ich für verschiedene die Zielscheibe ihres beißenden Spottes. Vor allen anderen tat sich ein Reservist durch seine gotteslästerlichen Reden hervor. Bei jeder Gelegenheit zeigte er seinen Haß gegen alles Göttliche und tobte und fluchte in einer Weise, daß es einen kalt und heiß überlief. Eine gewisse Hilfe fand dieser Mensch in dem Krankenträger der Kompanie, einem im übrigen sehr gewissenhaften, stets hilfsbereiten und treuen Kameraden. Der Krankenträger war weit ruhiger und sachlicher als der Reservist, widersprach mir aber doch immer wieder, da er Gott nur in der Natur und in sich selbst suchte.

Die Kämpfe nahmen ihren Fortgang, und der Kampf zwischen Licht und Finsternis desgleichen.

Eines Morgens tobte der Reservist wie nie zuvor. Jede Erwiderung meinerseits schien seinem Haß gegen Gott neue Nahrung zu geben. Fluchend erklärte er, wenn es je einen Gott gäbe, so sei Er an all dem Elend des Krieges schuld. In seiner Wut wurde er beinahe handgreiflich gegen mich. Seine Worte waren teilweise so fürchterlich, daß es selbst den Kameraden, die doch an mancherlei gewöhnt waren, zu viel wurde. Obwohl ich mir eigentlich nichts von meinen Worten versprach, konnte ich doch nicht anders, als ihn noch einmal auf den Ernst der Ewigkeit hinweisen. „Jede Minute kann eine Granate dem Leben eines jeden von uns ein Ende machen“, sagte ich. „Sollte es dich treffen, und du fährst in deinen Sünden dahin, so ist die ewige Qual dein Los. Die Bibel sagt: „Ein Mann,

der, oft zurechtgewiesen, den Nacken verhärtet, wird plötzlich zerschmettert werden ohne Heilung“."

Was er auf diese Worte antwortete, will ich nicht wiederholen. Es war so, daß ich mir sagte: Auf diese Bemerkung hin wird Gott nicht schweigen. Und so geschah es. Nicht lange nachher rief man mir zu:

„N. ist tot.“

„Aber wie ist das denn möglich? Die Artillerie schießt heute ja kaum.“

Offensichtlich hatte Gott dem Flucher und Lästereiner ein plötzliches Ende bereitet. N. lag mit seiner Gruppe in einem kleinen Unterstand, der gerade für neun Mann Platz hatte. In diesen Unterstand war eine Granate gefahren und dort krepitiert. Wie durch ein Wunder kamen die acht Mann mit dem Schrecken davon. Nicht ein Haar wurde ihnen gekrümmt. Aber N. traf Gottes Hand. Sein Lebensfaden wurde für immer abgerissen. In seinen Sünden ging er hinüber in eine finstere Ewigkeit, um dort Gott zu begegnen. Die ganze Kompanie, der Krankenträger eingeschlossen, stand unter dem Eindruck: Das ist ein Gottesgericht.

Dieser Tag war ein Wendepunkt für die Kompanie. Der Spott hörte auf, und manchmal baten mich meine Kameraden, wenn ein Angriff bevorstand oder sonst „dicke Luft“ war, um christliche Schriften.

Nicht lange nach dem traurigen Ende des Reservisten wurde der Krankenträger in die Heimat beurlaubt, um in der Kriegsindustrie verwendet zu werden. Kurz vorher hatte ich ihm ein Neues Testament angeboten, und er hatte es angenommen.

Nach Kriegsschluß traf ich ihn wieder.

„Dein Testament habe ich noch“, war sein erstes Wort. Er bekannte, ein Christ geworden zu sein.

Daß Gott gnädig und langsam zum Zorn ist, hat Er selbst feierlich erklärt (2. Mose 34, 6), und viele dürfen Seine Gnade rühmen und Seine Güte und Treue auf dem Wege erfahren. Aber Er ist auch ein „verzehrendes Feuer“, und in Seine Hände zu fallen, ist furchtbar.

Im Anschluß an diese Begebenheit aus dem Weltkrieg sei noch ein erschütterndes Ereignis mitgeteilt, das sich in Rußland zugetragen hat.

In der Zeitschrift „Der Missionsfreund“ berichtet ein Augen- und Ohrenzeuge, Herr J. Dick aus Indien, über sein Erlebnis mit folgenden Worten:

.. Nicht immer hat Gott zu den gotteslästerlichen Aussprüchen der bolschewistischen Atheisten in Rußland geschwiegen. Das kann man aus folgendem Ereignis ersehen, das sich vor meinen eigenen Augen zugetragen hat.

Aus Charloff waren zwei Atheisten in ein Dorf gekommen, um dort ihre gottlose Propaganda zu betreiben. Vor einer großen Zuhörerschaft hielten sie auf dem Marktplatz ihre gotteslästerlichen Reden. Der erste Redner schloß seine Ansprache mit den Worten:

„Wenn es einen Gott im Himmel gibt, so werde ich Ihn jetzt töten.“

Dabei schoß er mit dem Revolver in die Luft und fuhr fort:

„Und wenn es wirklich einen Gott gibt, so möge Er mich jetzt töten. Wenn es einen Gott gibt, so will ich nicht mehr länger leben.“

Der zweite Redner schloß mit den Worten:

„Wenn es einen Gott gibt, so möge Er sich an mir rächen und mich von heute an zum Krüppel

machen! Von diesem Tage an will ich nicht mehr laufen können, wenn es einen Gott gibt!“

Nach der Rede verließen die beiden Männer das Dorf und begaben sich zum Bahnhof, um nach Charzoff zurückzufahren. Auf dem Wege zur Bahn fiel der erste Redner tot zu Boden. Der zweite Mann, der durch den plötzlichen Tod seines Gefährten aufgehalten worden war, kam zu spät auf dem Bahnhof an. Der Zug hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Der Gottesleugner versuchte, auf den fahrenden Zug zu springen, rutschte aber aus und fiel unter die Räder. Beide Beine wurden abgeschnitten, und von dem Tage an konnte er nicht mehr laufen. Gott hatte beide Lästere nach ihren eigenen Worten geschlagen.

In Dir ist Rettung, Heil und Ruh'!

Wo anders als in Deinen Wunden
find' ich, Herr Jesus, Ruh' und Raht?
Wo anders kann mein Herz gesunden
Von seiner Sünden Not und Last?
Lief' ich die Welt gleich aus und ein,
Mein Suchen müßt' vergeblich sein.

So laß ich all das eitle Träumen
Und eil' zu Deinem Krenze hin;
Ich komm, mein Heiland, ohne Säumen,
So arm und schuldig, wie ich bin!
Je ärmer ich, je reicher Du,
Dein Blut deckt meine Sünden zu.

Ich finde Ruh' in Deinen Armen,
Sie halten mich auf ewig fest;
Ich stütze mich auf Dein Erbarmen,
Das nie mehr eins der Deinen läßt.
O welch ein Heiland, Herr, bist Du!
In Dir ist Rettung, Heil und Ruh'!

„Gott sei Dank, ich habe Sie glücklich nach Hause gebracht!“*)

(Die Geschichte einer wunderbaren Bewahrung)

An einem Winterabend war in einem der vornehmsten Häuser in Petersburg ein einzelnes Fenster noch zu später Nachtstunde hell erleuchtet. In ihrem fein eingerichteten Zimmer saß die fromme Witwe des reichen Generals von N. Ihre unbegrenzte Güte gegen die Armen war in der ganzen Stadt bekannt. Sie war allein zu dieser späten Stunde und las den Bericht einer Wohlfahrtsgesellschaft, während ihre Hände zugleich eifrig an einem Strumpf für ein armes Kind strickten. Auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck tiefen Herzensfriedens; zugleich aber machte ihre ganze Persönlichkeit, obwohl ihr Haar schon weiß war, den Eindruck von Entschlossenheit und Tatkraft. Ein leises Klopfen an der Tür ließ sie aufsehen. Ein Diener erschien.

„Nun, was gibt's, Matwei?“ fragte sie, als der Mann unentschlossen an der Tür stehen blieb.

„Verzeihen Sie, Maria Ivanovna, daß ich, entgegen Ihrer Anordnung, Sie noch so spät störe. Aber der Sohn der Witwe Petruschka ist schon wieder da. Er bat inständig darum, Ihnen zu sagen, daß seine

*) Die Erzählung, die sich vor mehr als sechzig Jahren in Rußland zugetragen hat, ist von glaubwürdiger Seite berichtet worden und den Tatsachen entsprechend erzählt.

Mutter dem Tode nahe sei, und daß sie sagen lasse, sie könne nicht in Frieden sterben, ohne von ihrer Wohltäterin Maria Ivanovna Abschied genommen zu haben. Sie bittet Sie, da ihre Kräfte rasch abnehmen, noch in dieser Nacht zu ihr zu kommen und ihr aus dem heiligen Evangelium die Worte vorzulesen, die ihr so oft zum Trost gewesen sind.“

Die Dame hatte ihr Strickzeug beiseite gelegt und sah auf die bronzene Uhr, die in einer Ecke des Zimmers unter Glas stand.

„Elf Uhr!“ sprach sie vor sich hin.

„Ja, in der Tat, gnädige Frau“, sagte der Diener in einem Ton, der deutlich seinen Unwillen verrät, „ich habe dem Jungen schon gesagt, sein Ansinnen sei ganz unbillig; aber er bestand darauf, daß Ihnen Kenntnis gegeben werde von dem Wunsch seiner Mutter. Er meint, Maria Ivanovna könne die Bitte einer Sterbenden nicht abschlagen, und der Segen des Himmels werde auf ihr ruhen.“

„Er hat recht“, sagte die Dame, sich erhebend. „Ich werde zu seiner Mutter fahren. Sie können mir sogleich den Wagen schicken, Matwei.“

„Leider ist er nicht da, Maria Ivanovna. Ivan ist mit den Pferden nach Bassili Petrow, um die jungen Herrschaften zu holen, und kann vor einigen Stunden nicht zurück sein.“

„Richtig“, versetzte Frau General von N. „Das hatte ich ganz vergessen. So müssen wir einen anderen Weg ausfindig machen.“

„Wenn ich eine Meinung äußern dürfte, gnädige Frau“, sagte Matwei, „so wäre es die, daß Sie in dieser bitterkalten Nacht besser nicht ausgingen und den Jungen allein heimschickten.“

„Unmöglich“, sagte Frau von N. kopfschüttelnd. Nach einer Pause stillen Überlegens fuhr sie fort:

„Ja, so geht's, Matwei. Sie holen mir einen „Notschnoi“ *) und sagen Petruschkas Sohn, daß ich sogleich fertig sei; und er könne mit mir zu seiner Mutter fahren.“

„Einen Notschnoi“!? rief der Diener entsetzt. „Unmöglich. Wie können gnädige Frau sich einem solchen Gefährt anvertrauen? Was würden die jungen Herrschaften sagen, und was Seine Excellenz, der Bruder des verstorbenen Herrn General, wenn Sie sich dieses Gefährts bedienten, ganz abgesehen von der Gefahr, in die Sie sich begeben!?“

„Wir haben nach alledem nicht zu fragen, Matwei, wenn Gott uns braucht“, erwiderte Frau von N. ruhig. „Ist Er es nicht, der zu mir spricht: „Maria Ivanovna, ich sende dich heute abend zu einer Sterbenden, um ihr ein Wort des Trostes zu bringen“?“

Matwei schien durch dieses Wort überwunden, denn er schickte sich an, wenn auch kopfschüttelnd, den Befehl seiner Herrin auszuführen.

In kurzem war er zurück, Eiskristalle in Haar und Bart. Die Dame wartete schon, in einen warmen Pelzmantel gehüllt, auf dem weißen Haupt eine dicke Pelzmütze.

„Ist der Schlitten da, Matwei?“

*) Einzig vorhandenes russisches Nachtgefährt der damaligen Zeit, das man mieten konnte, das aber in keinem guten Ruf stand. Ein „Notschnoi“ war der Inbegriff von allem, was dunkel, unheimlich und abstoßend war: eine unsaubere Kutsche mit einem dürren Pferdlein und einem zweifelhaften Fahrer, meist aus den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft.

„Zawohl. Gnädige Frau werden mir, da Sie die Art Leute kennen, die diese Droschken führen, und wissen, daß es zumeist kürzlich aus dem Gefängnis Entlassene sind, natürlich erlauben, Sie zu begleiten.“

„Unter keinen Umständen“, erklärte die Generalin. „Sie müssen hierbleiben, um den jungen Herrn und seine Gattin zu empfangen. Zudem benötige ich Sie nicht, da der Junge bei mir ist, um mir den Weg zu zeigen. Der arme Schelm! Der weite Weg in dieser bitterkalten Nacht wird ihm nicht leicht geworden sein. Haben Sie ihm in der Küche etwas zu essen geben lassen?“

„Ich habe ihn der Köchin übergeben, gnädige Frau.“

„Gut, so rufen Sie ihn, damit wir keine Zeit mehr versäumen.“

Im nächsten Augenblick erschien der Knabe in einem abgetragenen Schafspelz, die Pelzkappe in der Hand. Matwei war seiner Herrin beim Einsteigen behilflich, packte sie sorgfältig in einen großen Bärenpelz und gab, als auch der Junge eingestiegen war, und er sich davon überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war, unter einigen scharfen Anweisungen an den Kutsher das Zeichen zur Abfahrt. Bald war das Klingeln der Schelle der einzige Laut, der in den zu dieser Stunde öde und verlassen daliegenden Straßen Petersburgs gehört wurde. Nach längerer Fahrt hielt der Schlitten vor einem kleinen Hause eines ärmlichen Vororts der großen Stadt.

Von ihrem jugendlichen Begleiter geführt, betrat Frau von N. ein niedriges Zimmer zu ebener Erde. Ein mächtiger Ziegelsteinofen nahm die Hälfte des Raumes ein und verbreitete eine so große Hitze,

daß die Hereinkommenden kaum zu atmen vermochten. Aber die kranke Frau, deren Bett gleich hinter dem Ofen stand, schien nichts davon zu empfinden. Der nahende Tod hatte bereits seine kalte Hand auf sie gelegt. Als sie Maria Ivanovna erblickte, glitt ein Freudenschimmer über das bleiche Antlitz.

Die Besucherin setzte sich zu ihr, nahm ein Neues Testament hervor und las langsam und deutlich einige Worte des 17. Kapitels des Evangeliums Johannes:

„„Dies aber ist das ewige Leben, daß sie Dich, den allein wahren Gott, und Den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen“. Und: „Vater, ich will, daß die, welche Du mir gegeben hast, auch bei mir seien, wo ich bin, auf daß sie meine Herrlichkeit schauen, die Du mir gegeben hast, denn Du hast mich geliebt vor Grundlegung der Welt.““

Die Sterbende lauschte begierig. Es war, als ob beim Klang dieser lieblichen Himmelsbotschaft, die ihr dieselbe Stimme schon so manches Mal gebracht hatte, jeder Schmerz verstumme. Die Wolke schwand von ihrer Stirn, und ein Ausdruck seliger Freude lag in ihren Zügen.

Mit sanfter, bewegter Stimme begann Frau von N. dann zu der Kranken von dem zu reden, was in Gethsemane und auf Golgatha geschehen ist, wie Jesus zum Tode gebracht wurde, wie man Sein Grab versiegelte, wie aber ein herrlicher Auferstehungsmorgen anbrach, und wie der Sohn des Menschen, nachdem Er alles vollendet hatte, zum Vater zurückkehrte, wo Er jetzt erhöht ist zur Rechten Gottes. Als Frau von N. sah, daß der Blick der Kranken mit glücklichem Ausdruck nach oben gerichtet war, stimmte sie mit leiser Stimme ein Lied an. Dann war alles feierlich still.

Es schien, als ob die enteilende Seele schon die Freuden einer besseren Welt schmecke. Plötzlich aber richtete sich die Kranke wieder auf. Ein leichter Seufzer kam über die blassen Lippen, und mit gebrochener, kaum hörbarer Stimme sagte sie:

„Gott segne Sie, Maria Ivanovna, für alles, was Sie an mir und den Meinen getan haben! Er segne Sie tausendmal für all die Hilfe, die Sie uns in der Not erwiesen, und für all die kostbaren Worte, die Sie uns von dem Lamm Gottes gesagt haben, welches die Sünde der Welt wegnimmt!“

Ihr Auge brach im Tode. Die Hand, die in der ihrer Besucherin lag, löste sich sanft. Ganz friedlich lag sie da, bis nach einigen Augenblicken ein leises Beben über die abgezehrte Gestalt ging. Die Augen schlossen sich. Ihr Geist war hinweggeeilt in das Land des Lichts.

Frau von N. verharrte einige Minuten in stillem Gebet. Sie mußte Gott danken für die Gnade, die das Sterben so leicht machte, wie sie es hier hatte schauen dürfen. Sie legte die erkalteten Hände der Toten über der Brust zusammen, glättete die Decke und schaute einige Augenblicke in das schlafende Antlitz, das einmal wiedererwachen würde zu ewiger Glückseligkeit am großen, herrlichen Auferstehungsmorgen. Dann wandte sie sich an den armen Knaben, der, vom Schmerz überwältigt, am Boden lag, richtete ihn liebevoll auf und sagte ihm einige Worte von dem Gott der Waisen, der ihn und die kleine Schwester liebevoll habe und sie nicht verlassen werde. Nachdem sie ihm noch sein Schwesterchen besonders ans Herz gelegt hatte, zog sie ihre Börse und händigte ihm eine Geldsumme aus, wovon er die Beerdigungskosten bezahlen konnte.

Zum Schluß versprach sie den Kindern, daß sie sie nicht vergessen werde, hüllte sich wieder in ihren warmen Mantel und ging mit einem letzten Blick in das Antlitz der Heimgegangenen hinaus.

Es war jetzt zwischen ein und zwei Uhr nachts, wie sie beim Schein einer Laterne durch einen Blick auf ihre Uhr feststellte, ehe sie einstieg. Es war so kalt, daß der Schnee knirschte unter den Rufen des Schlittens. Bald lagen die Hüttlein des Dorfes hinter ihnen. Als sie durch die einsame, völlig unbewohnte Gegend fuhren, die zwischen dem Vorort und der Stadt lag, befiel Maria Ivanovna beim Gedanken an ihre Lage ein unheimliches Gefühl. Sie hatte, als sie beim Einsteigen ein paar Worte mit dem Kutscher wechselte, den finsternen Blick seiner Augen bemerkt. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Nur der Sternenhimmel wölbte sich in unvergleichlicher Pracht über ihr. Als sie zu ihm auf sah, trat das Wort auf ihre Lippen: „In Deiner Hand sind meine Zeiten“. (Ps. 31, 15.) Der Gedanke machte sie still. Sie wußte sich in der Hand „des Hüters Israels“, der „nicht schlummert noch schläft“ (Ps. 121, 4), und bei Dem die Nacht wie der Tag ist. Sie spähte umher. Soweit ihr Auge reichte, war von der Stadt nichts zu erblicken. Die Gegend, durch die sie fuhren, war ihr völlig fremd. Statt der Häuser sah sie nur Bäume. Laternen begleiteten den Weg nicht mehr, und in der Ferne tauchte ein Wald auf.

„Welch eine wunderbare Nacht ist dies!“ sagte sie endlich, sich mit ruhiger Stimme an den Kutscher wendend.

Der Mann knurrte etwas von Bärenkälte, die nicht gerade angenehm sei.

„Da haben Sie recht“, erwiderte sie freundlich. „Es tut mir leid, Sie in diesem dünnen Mantel zu sehen. Sie sollten einen dicken, warmen Pelz tragen.“

„Und wo sollte unsereiner den hernehmen?“ klang es mürrisch zurück. „Kaum daß man sein täglich Brot verdient, wenn man die lange, kalte Nacht hindurch arbeitet.“

„Sie werden nicht mehr hungern, auch werden sie nicht mehr dürsten, noch wird je die Sonne auf sie fallen, noch irgend eine Glut“, sagte Frau von N. halblaut, wie zu sich selbst.

„Was meinen Sie? Von wem reden Sie?“ rief der Mann.

„Ich sprach von Menschen, die einmal glücklich sterben, so wie die Frau soeben, die ich besucht habe. Wissen Sie, daß Sie heute ein gutes Werk getan haben?“

„Ich ein gutes Werk?“ rief der Mann mit höhnischem Lachen. „Das müssen Sie mir erst einmal erklären.“

„Nun, Sie haben mich zu der armen Sterbenden hingefahren, damit ich ihr ein Wort des Trostes bringen konnte, das Hunger und Durst und allen Schmerz vergessen macht.“

„Einen solchen Trost könnte ich auch gebrauchen. Dann brauchte ich nicht länger dieses elende Geschäft zu betreiben.“

„Es ist die Botschaft von Dem“, fuhr die Generalin ruhig fort, „der in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten. Betrachten Sie einen Augenblick die Sterne über sich, wie sie glitzern und funkeln in dieser Frostnacht, gleich Millionen Diamanten. Nun, wären es auch lauter Diamanten, und dürften Sie

sie alle Ihr eigen nennen — was wäre es im Vergleich mit der Herrlichkeit der Botschaft: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe!“

„Was nützt mir das, wenn ich frieren und hungern muß und keinen Grog bekomme?“ versetzte der Mann, wenn auch nicht mehr so mürrisch wie zuvor.

„Das, wovon Sie reden, mein Freund, ist ein schlechter Trost und währt nur eine kleine Weile. Sie wissen nicht, ob nicht vielleicht schon morgen, oder in einer Woche oder einem Monat der Tod an Ihre Tür klopft. Soviel ist sicher: Einmal kommt er gewiß. Und dann wird er zu Ihnen sagen: „Laß alles zurück, deinen dünnen Mantel, deinen Schlitten, dein Pferd und deine Branntweinflasche, und komm mit mir, um deinem Richter zu begegnen“. Sie müssen vor einem großen weißen Thron erscheinen. Engel stehen ringsumher, und auf dem Throne sitzt Einer, Dessen Augen gleich einer Feuerflamme sind. Er wird ein Buch öffnen, in dem alles geschrieben steht, was Sie gedacht, gesprochen, getan und zu tun beabsichtigt haben. Der Richter wird Sie fragen, ob Sie geglaubt haben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, den Heiland der Welt. Sagen Sie: „Ja“, so wird Er Ihnen antworten: „Deine Werke zeugen wider dich. Du hast nicht getan, wie Jesus Christus getan und geboten hat. Du hast Seinem Wort keine Beachtung geschenkt.“ Darauf werden Sie mit all den übrigen „Toten“, die vor dem Throne stehen, das Wort hören: „Hinab in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!“ Und Sie werden hinaus-

geworfen werden „in die äußere Finsternis: da wird sein das Weinen und das Zähneknirschen“.“ —

Die Dame schwieg. Alles war still. Man hörte nur das Knirschen des hartgefrorenen Schnees. Aber vom Himmel schauten die Engel herab auf das ungleiche Paar in der einsamen Landschaft.

Plötzlich hielt der Schlitten an. Der Kutscher sprang von seinem Sitz und befestigte die Schelle, die, von der Begleiterin nicht beachtet, während der ganzen Rückfahrt ihr Klingeln nicht hatte ertönen lassen, am Halsstück des Pferdes. Er faßte das Tier beim Kopf und lenkte es herum. Dann nahm er seinen Platz wieder ein, knallte mit der Peitsche und fuhr, das Pferd mit freundlichem Zuruf antreibend, rasch in der entgegengesetzten Richtung davon.

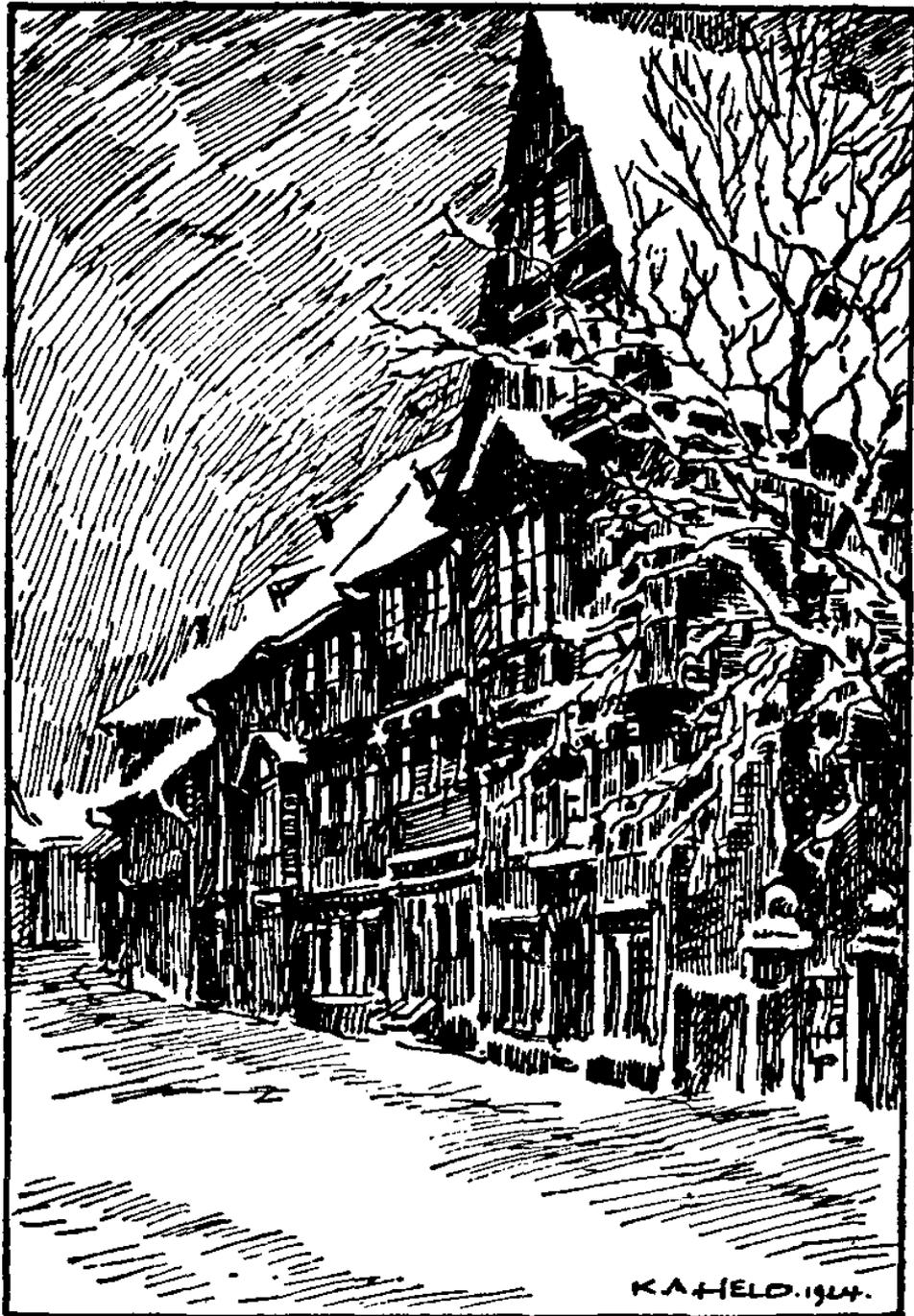
Wie der Wind flog der Schlitten unter dem munteren Geläut des Glöckchens dahin. Man näherte sich mehr und mehr der Stadt. Laternen tauchten auf, und bald kamen die ersten Häuser in Sicht. Die Gegend wurde Frau von N. von Minute zu Minute bekannter, und nicht lange, da hielt das dampfende Pferdchen vor ihrem Hause.

Der Kutscher sprang ab, fiel im Schnee vor Maria Ivanovna auf die Knie und rief, den Saum ihres Mantels mit beiden Händen ergreifend:

„Gott sei Dank, ich habe Sie glücklich nach Hause gebracht!“

Frau von N. sah voll Staunen auf den zitternden Mann und vernahm nun folgendes Bekenntnis:

„Gott möge mir vergeben! Ich hatte die Absicht, Sie in den Wald zu fahren und Sie dort, wo Ihnen niemand hätte helfen können, zu berauben. Ehe Sie das Haus der armen Frau verließen, sah ich, wie Sie



Winternacht / K. A. Held

(Deike M.)

Ihre gefüllte Börse zogen. Ich sah Ihre Uhr, Ihren Pelzmantel. Diese Sachen wollte ich Ihnen nehmen, da ich hungrig war und froh. Ich wollte Sie nicht ums Leben bringen. Als Sie dann aber von dem Buche sprachen und dem großen weißen Thron und dem

Richter mit den Flammenaugen und mir das Urteil sagten, das ich verdient habe, da konnte ich meinen Plan nicht ausführen. Ich flehe Sie an, vergeben Sie mir, und bitten Sie Gott für mich, daß mir mein Vergehen nicht angerechnet werde!“

„Das letzte müssen Sie selbst tun“, sagte die Generalin gerührt. „Gehen Sie zu Jesu. Er nimmt Sünder an. Er kann und will Ihnen vergeben, wenn Sie zu Ihm rufen. Schauen Sie auf Ihn, das am Kreuz von Golgatha geschlachtete Lamm Gottes, das auch Ihre blutroten Sünden abwaschen kann!“

Ihre Stimme zitterte ein wenig. Sie nahm das Testament, aus dem sie vor nicht langer Zeit der Sterbenden die kostbaren Trostworte vorgelesen hatte, blätterte einen Augenblick darin, schloß es wieder und reichte es dem Mann mit den Worten:

„Hier, mein Freund, nehmen Sie das heilige Buch. Es kann Ihnen mehr als ich von Dem sagen, der uns Menschen so innig liebt, daß Er Sein teures Leben für uns gegeben hat. Zwischen den Blättern werden Sie etwas finden, das ausreicht, um einen warmen Pelzmantel dafür zu kaufen. Und wenn Sie in kalter Nacht die glitzernden Sterne am Himmel sehen, so denken Sie an Ihn, der gesagt hat: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte?““

Damit wandte sich die Sprecherin, voll Dank für die gnädige Bewahrung, die sie erfahren, ihrem Hause zu. Der Mann hatte sich niedergebeugt und den Saum ihres Mantels geküßt, während er das Buch in die Brusttasche seines Mantels steckte. Beim Schein der nächsten Laterne zog er es wieder hervor. Zwischen den Blättern lag eine Banknote von beträchtlichem

Wert. Auf der aufgeschlagenen Testamentsseite aber las er die unterstrichenen Worte: „Er, der doch Seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für uns alle hingegeben hat, wie wird Er uns mit Ihm nicht auch alles schenken?“

Umkehr

In einem Evangelischen Sonntagsblatt las ich vor einiger Zeit Worte, die mir des Behaltens wert schienen, und von denen ich deshalb das eine und andere hier wiedergeben möchte. Der Schreiber kam auf einen Ausdruck zu sprechen, der heute nicht mehr gebräuchlich ist, der aber von Gläubigen im Mittelalter häufig benutzt worden zu sein scheint. Der Ausdruck hieß „diekehr“. Den damaligen Gläubigen, heißt es in dem betreffenden Aufsatz, „war es geläufig, zu sagen: Aller Anfang eines gottseligen Lebens ist diekehr, und alle Voraussetzung für ein gottinniges Wandeln und für christliches Sterben ist diekehr. Sie ist der Anfang zur Einigung mit dem Ewigen; sie ist das Entrinnen aus den Stricken des Nichtigen. Sie ist ein heller Spiegel, der Selbsterkenntnis gibt, und ein frisches Wagen, das einen neuen Anfang zuwege bringt. Sie führt heraus aus der Dürre des rein menschlichen Lebens, und sie führt hinein in die Freude des Aufstiegs zu Gott. Der Heiland will, daß diekehr bei uns völlig werde, daß wir Abschied geben allen Gesellen, die uns im Verderben festhalten, und das Anderswerden erleben. Wer seinekehr lau und halb anfängt, dem entschlüpft sie wie ein Aal. Wer sie ganz und entschieden begehrt, dem bringt sie Hilfe

und Heil. Diekehr verlangte der Bußprediger Johannes der Täufer von allen, die zu ihm an den Jordan kamen. Diekehr braucht heute ein jeder, der in der Nachfolge Jesu sein und bleiben will. Wo diekehr geschah, da blieb das Herz nicht mehr eine Herzberge für jedermann, sondern da wurde es ein Tempel, darüber geschrieben steht: Heilig dem Herrn!“

Wie gesagt, das Wort ist verschwunden, niemals aber seine Bedeutung und sein Inhalt. „Umkehr“ haben wir diese Zeilen überschrieben. „Umkehr“ gibt aber vielleicht nicht die ganze Bedeutung des Worteskehr wieder. So sei der Begriff denn ergänzt durch die Hinzufügung „H i nkehr“. U mkehr v o n etwas, H i nkehr z u etwas. „Jehova wird sich wieder über dich freuen zum Guten“, schrieb vor Jahrtausenden der greise Führer des irdischen Volkes Gottes in seinem letzten Vermächtnis, „wenn du u mkehrst z u Jehova, deinem Gott, mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele.“ (5. Mose 30, 9. 10.) „Und doch seid ihr nicht b i s z u m i r u mgekehrt, spricht Jehova“, mußte viele Jahrhunderte später der Prophet Amos auf Gottes Geheiß feststellen.

Es handelt sich also bei dem Menschen darum, daß er mit Entschiedenheit von seinen eigenen Wegen umkehrt und sich zu Gott bekehrt. Das war früher so, und das ist heute nicht anders. „Wir alle irrten umher wie Schafe, wir wandten uns ein jeder auf s e i n e n Weg“ — dieses Wort gilt für jedermann seit dem Tage des Sündenfalls, und für jedermann ist seitdem die Umkehr nötig. Was aber haben wir unter: „Wir wandten uns ein jeder auf s e i n e n Weg“, zu verstehen? Ist nur der Weg der S ü n d e gemeint? Ich glaube nicht. Es kann auch der Weg der eigenen

Ehrbarkeit und Gerechtigkeit sein, der Weg des eigenen Strebens, um auf „die eigene Fassung“, wie Friedrich der Große gesagt hat, „selig zu werden“. Beide Wege führen ins Verderben, denn auch „alle unsere Gerechtigkeiten“ sind vor Gott „gleich einem unflätigen Kleide“. (Jes. 64, 6.) Daß ein Unterschied besteht zwischen dem Menschen, der zügellos seinen eigenen Trieben folgt, und demjenigen, der sich bemüht, anständig und ehrbar zu leben, wer wollte es bezweifeln? Aber dieser Unterschied stößt die ernste Wahrheit nicht um, daß vor Gott „kein Gerechter ist, auch nicht einer“, daß „alle abgewichen, sie alle sind samt untauglich geworden sind“, und daß da „keiner ist, der Gutes tue, auch nicht einer“. (Ries Röm. 3, 10—12.) Die Tatsache, daß „Gott Seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für uns alle hingegeben hat“ (Röm. 8, 32), daß Christus „für alle gestorben ist“ (2. Kor. 5, 15), beweist, daß alle Menschen als Nachkommen des gefallenen Adam im Tode sind und, „weil sie alle gesündigt haben“, der Rettung durch das fleckenlose Lamm Gottes bedürfen, und zwar mittelst des Glaubens. Denn „ohne Glauben ist es unmöglich, Gott wohlzugefallen“. (Hebr. 11, 6.) Dieses Wort zeigt klar, auf was es ankommt. Nur durch ein Anderes, und zwar durch völliges Lossagen vom eigenen Tun, durch das Aufgeben aller eigenen Gedanken über Heilsmöglichkeit und -weg, indem man „umkehrt und wird wie die Kindlein“ (Matth. 18, 3), ist Rettung möglich. Der Weg zu Gott führt über Golgatha. „Niemand kommt zum Vater als nur durch mich“, hat der Herr Jesus selbst gesagt. Und nur indem Er von der Erde ans Kreuz erhöht wurde, konnte

und wollte Er „alle zu Sich ziehen“. (Joh. 12, 32.) Wer deshalb Jesum verwirft, schließt sich selbst von der Errettung aus. Ein solcher Mensch, er mag im übrigen so gut und ehrbar sein, wie er will, begeht die größte Sünde. Er „vernachlässigt eine so große Errettung“. Wie sollte er entfliehen? (Vergl. Hebr. 2, 3.) Deshalb: Umkehr und Hinkehr.

Kehre wieder, kehre wieder,
 Der du dich verloren hast,
 Sinke reuig bittend nieder
 Vor dem Herrn mit deiner Last!
 Wie du bist, so darfst du kommen
 Und wirst gnädig aufgenommen.

Kehre wieder, endlich kehre
 In der Liebe Heimat ein,
 In die Fülle aus der Leere,
 In das Wesen aus dem Schein,
 Aus der Lüge in die Wahrheit,
 Aus dem Dunkel in die Klarheit,
 Aus dem Tode in das Leben,
 Aus der Welt ins Himmelreich!

Zur Umkehr bedarf es entschiedenen Entschlusses. Je entschiedener die Umkehr ist, desto besser. Alle Halbheit ist Gott greulich. Der sogenannte „verlorene Sohn“ in dem bekannten Gleichnis ist sicher keine anziehende Erscheinung. Aber eins schätzen wir bei ihm: Die Entschiedenheit seiner Umkehr. Einmal zu sich selbst gekommen, gab es für diesen Mann kein Zögern mehr. Da machte er sich unverzüglich auf den Weg zu dem Vater, den er in Leichtsinne und Übermut verlassen, dessen Habe er verprast hatte. Wie er war, im vollen Bewußtsein der Tatsache, daß er keinerlei Anspruch auf des Vaters Liebe mehr hatte, kehrte er zu ihm zurück, und das Bekenntnis seines Herzens, nicht nur seiner Lippen, war:

„Vater,
ich habe gesündigt
gegen den Himmel und vor dir,
ich bin nicht mehr würdig,
dein Sohn zu heißen.

Mache mich wie einen deiner Tagelöhner.“

So kehrte er um. Und wie wurde er empfangen?
Stellen wir uns zum Schluß die Szene vor.

Auf der Landstraße naht eine hagere, verwildert aussehende Gestalt. Die schmutzigen, zerrissenen Kleider, die der Mann trägt, lassen keine Spur einstiger Bornehmheit mehr erkennen. In seiner Haltung, seinen Mienen läßt nichts mehr darauf schließen, daß er von edler Abkunft ist. So heruntergekommen, so abschreckend sieht er aus, daß die Leute, die gewöhnlichen Bettlern noch ein Almosen reichen, sich von diesem schaudernd abwenden und die Tür vor ihm zuschlagen. Aber auf ihn, dem die Hunde nachbellen, dem die niedrigste Hütte sich verschließt, und dem die Menschen scheu aus dem Wege gehen — wartet ein Herz. Einer schaut sehnsüchtig nach seinem Kommen aus. Jetzt hat er die Spitze des Hügels erreicht. Die so lang verlassene Heimstätte liegt vor ihm. Welch scharfes Auge ist es, das ihn aus weiter Ferne erspäht hat? Welch eiliger Schritt, der ihm so rasch entgegenläuft? Wer ist es, der den zerlumpten Wanderer, als er ihn erreicht hat, so zärtlich an die Brust drückt, Tränen der Freude an seinem Halse weint und ihm das stammelnde Bekenntnis abschneidet mit dem fröhlichen Ruf nach dem besten Kleide und der augenblicklichen Herrichtung eines Freudenmahls?

Das ist der Empfang des reuig Zurückgekehrten seitens des Vaters. Und ein solcher Empfang wartet

eines jeden Menschen, der da umkehrt vom eigenen Wege und sich in die Arme Dessen wirft, den er, wer weiß wie oft, betrübt, beleidigt, ja, vielleicht gelästert hat. Kein Tadel wird dem Umkehrenden zuteil, nur Gnade und Erbarmen seitens des Heiland-Gottes. Aber der Mensch muß umkehren, so wie er von neuem geboren werden muß, um in das Reich Gottes eingehen zu können. Hier gibt es kein Flickwerk, keine Halbheit. Die alte Natur ist unverbesserlich, durch die Sünde befleckt. Das Alte muß vergehen, alles muß neu werden. Und dieses Neue wirkt Gott, der „Den, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht hat, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm“. (2. Kor. 5, 17—21.)

Gottes Stimme

David Spleiß war der Sohn eines armen Schweizer Ehepaars. Da er ein begabter Knabe war, ließen seine Eltern ihn eine gute Schule besuchen, aber sie konnten ihm nur das Allernötigste von dem, was er brauchte, geben. Sein Anzug war häufig zerschliffen und an vielen Stellen geflickt, was ihn oft zur Zielscheibe des Spottes seiner Mitschüler machte.

Eines Morgens hatten sie ihm wieder recht zugesetzt. Was David aber am meisten betrübte, war, daß auch seine Lehrer unfreundliche Bemerkungen über ihn gemacht hatten. Das kränkte ihn tief, aber es hatte zur Folge, daß der junge David **b e t e t e**. Es war das erste Gebet, das wahrhaft aus seinem Herzen kam. Draußen, an einsamer Stelle, hinter einem

Strauch versteckt, schüttete er in kindlicher Weise sein Herz vor Gott aus und klagte Ihm seine Not. Als er von den Knien aufstand, fiel sein Blick auf eine Lilie, die im Gebüsch wuchs. Schon manchen Tag mußte sie dort in ihrem reinen, weißen Kleid, verborgen vor den Augen der Menschen, geblüht haben. Als David sie sah, mußte er an die Größe und Güte Gottes denken, der selbst die Blume am Bach so herrlich gemacht hat. Er kannte das Wort aus den Evangelien, daß die Lilie des Feldes schöner bekleidet ist als Salomon in all seiner Herrlichkeit. Und mit einemmal stand die Liebe Gottes, die auch für die Blume des Feldes sorgt, so deutlich vor seinen Augen, daß aller Gram über den Spott seiner Kameraden und seine Unzufriedenheit mit seiner armseligen Kleidung aus seinem Herzen schwanden. Hatte die Lilie zu ihm gesprochen und ihn getröstet? Oder war es Gottes Geist, der ihn durch diese Blume an eine Vaterliebe erinnerte, die auch für ihn da war?

David Spleiß wuchs heran. Große geldliche Opfer seitens seiner Eltern ermöglichten ihm das Studium auf der Hochschule. Leider geriet er dort bald auf die gefährliche Bahn des Zweifels an Gottes Wort. Die Heilige Schrift und sein früherer Glaube schienen ihm jetzt Traum, Schein, Täuschung und Trug zu sein. Daß er dabei unglücklicher und unglücklicher wurde, wundert uns nicht. Eine furchtbare Leere füllte und umgab ihn.

In diesem Zustand lag der früher so kindlich gläubige Student eines Nachts schlaflos auf seinem Lager. Am dunklen Himmelsgewölbe hoch über ihm schienen die Sterne in wunderbarer Schönheit. Manchmal hatte David von seinem Dachfenster aus das Mit-

lionenheer dort oben bewundert. An diesem Abend aber fiel der Schein eines einzelnen Sterns durch das kleine Fenster und zog ihn in seinen Bann. Er konnte den Blick nicht davon abwenden, und plötzlich drängte es sich ihm mit unwiderstehlicher Macht auf: Es gibt ein Wesen, das hoch über uns Menschen erhaben ist. Es gibt einen Gott, der alles erschaffen hat, und der alle unsere Wege leitet und regiert. Es erging David Spleiß, wie es dem großen, vielleicht größten Philosophen der Welt, Immanuel Kant, ergangen ist, der bekannt hat, daß er an das Bestehen Gottes glaube, obschon er es mit dem Verstande nicht beweisen könne. Aber der Sternenhimmel über ihm und die Stimme seines Gewissens in ihm bezeugten: **E s g i b t e i n e n G o t t.**

Wie einst der Knabe in seiner Traurigkeit durch den Anblick einer Lilie getröstet worden war, so wurde jetzt für den Studenten, der an seinem Glauben Schiffbruch gelitten hatte, ein einziger Stern das Mittel, das ihn aus der Nacht des Zweifels wieder zum Glauben an Gott führte. Dem Atheisten, angefüllt mit menschlicher Weisheit, wurde ein Stern des Himmels der Wegweiser zu Gott.

Müde geworden nach Seele und Leib, fühlte der Kandidat der Theologie Spleiß das Bedürfnis nach Ruhe und Erquickung. Er fand beides in dem Pfarrhaus zu W., wo Glaube und Liebe herrschten. Der Aufenthalt dort wurde ihm zum Segen. Aber noch genoß seine Seele nicht den kostbaren Frieden mit Gott. Wohl glaubte er jetzt an Gott als den ewig Seienden, und er suchte diesem Gott zu dienen, aber eine unmittelbare Verbindung mit Ihm, den herrlichen Frieden Gottes, besaß er noch nicht. Er kannte

Den noch nicht, der „der Weg und die Wahrheit und das Leben“ ist. Was aber keine Predigt und keine Ermahnung zuwege bringen konnten, sollte ein einfaches hölzernes Kreuz bewirken.

Eines Tages wanderte Spleiß nach St. Gallen. In Gedanken versunken, schritt er dahin. Dieselbe immer wiederkehrende Frage: „Wie findet meine Seele Frieden?“ hielt alle seine Sinne gefangen. Da sah er im goldenen Licht der Abendsonne ein hölzernes Kreuz am Wege stehen, und was ihm einst eine Lilie und später ein Stern gewesen war, sollte ihm jetzt dieses hölzerne Kreuz werden: der Wegweiser zu Christo. Hell und deutlich erklang es plötzlich in seinem Innern: Das, was du dein ganzes Leben hindurch gesucht hast, den Weg zu Gott, der Licht und Liebe ist, findest du nur in dem Gekreuzigten, dem Sohne Gottes, der der Heiland der Welt ist.

Auf diese Stunde bezugnehmend, schrieb Spleiß später an einen Freund:

„Mein Herz schmachtete nach Ihm, der am Kreuz gehangen, der Gerechte für die Ungerechten. Zugleich fühlte ich eine tiefe Traurigkeit, daß ich trotz all meines Suchens nach Wahrheit so lange an Ihm vorübergegangen war. Ich rang danach, einen festen Boden für meinen Glauben zu finden, damit mein sehnliches Verlangen nach Frieden gestillt und der Glaube an das Kreuz Christi der Grund für meine Bewahrung werde. Ich war mir meiner eigenen Ohnmacht, meiner gänzlichen Verderbtheit bewußt. Da neigte Jesus Christus Sein Ohr zu meinem Flehen. Sein Tod brachte mir Versöhnung mit Gott . . .“

So hatte David Spleiß, der bis zu seinem Tode im Jahre 1854 vielen Menschen in seinem Heimat-

land zum Segen geworden ist, den Weg zu Gottes Vaterherz gefunden. Das Kreuz von Golgatha hat ihn die wunderbare Tatsache erkennen lassen, daß Gott Licht und Liebe ist. Denn weil Er beides ist, Licht und Liebe, hat Er Seinen eingeborenen Sohn in den Tod gegeben, „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. Er konnte nicht Liebe üben auf Kosten Seiner Gerechtigkeit. Die Gnade mußte triumphieren durch Gerechtigkeit.

Sollte es den Leser wundern, daß so einfache Dinge, wie wir sie im Leben David Spleiß' sahen, von solchem Segen und mächtigen Einfluß sein können, dann denke er daran, daß Gott in diesem allem Seine Hand gehabt hat. Denn Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern Er sucht ihn auf alle Weise zu Sich zu ziehen, damit Er seine Seele errette vom ewigen Verderben.

Die Forelle

Es ist Sonntag-Nachmittag. Die Sonnenstrahlen dringen durch die Spalten der Fenstervorhänge eines Krankenzimmers. Im Halbdunkel gewahrt man in einer Zimmerecke ein Bett, in welchem mit bleichen Zügen ein Schwerkranker liegt. Vor dem Bett sitzen seine Gattin und zwei Kinder. Behmut füllt die Herzen. Seit längerer Zeit wissen sie alle, daß der Vater nicht mehr aufstehen wird. Seine Tage sind gezählt. Bei allem Weh wohnt jedoch stiller Friede in dem kleinen Raum. Eltern und Kinder dürfen sich ein Eigentum des Herrn Jesus nennen, weil sie durch den Glauben an Ihn, den Sohn Gottes, die

Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden haben. Infolgedessen hat der Tod an sich alle Schrecken für sie verloren, wissen sie doch, daß nur Herrlichkeit und ewiges Glück jenseit des Grabes ihr Teil sind. Der Kranke fühlt im Tale des Todeschattens die Wahrheit und Kostbarkeit der Worte des 23. Psalms: „Du bist bei mir; Dein Stecken und Dein Stab, sie trösten mich“.

Alles, was dem Kranken noch an Liebe erwiesen werden kann, um ihm Erleichterung und Stärkung zu geben, wird aufgeboten. Mutter und Kinder suchen ihm seine Wünsche an den Augen abzulesen. Seit einigen Tagen mag der Kranke nichts mehr genießen. Alles, was ihm gereicht wird, lehnt er ab. So wird er zusehends schwächer und schwächer.

Wieder streicht die Gattin über seine eingefallenen Wangen und spricht sorgend:

„Du mußt doch irgend etwas essen. Hast du denn gar keinen Wunsch, etwas, worauf du besonders Appetit hast?“

Der Kranke besinnt sich ein Weilchen, dann flüstert er mit schwachem Lächeln:

„Ja, ich wüßte schon etwas, was ich sehr gern hätte, aber ihr Lieben könnt es mir doch nicht verschaffen. Es ist etwas ganz besonderes, nämlich — eine Forelle!“

Da war allerdings guter Rat teuer. Woher am Sonntag-Nachmittag einen solch seltenen Fisch nehmen? In dem kleinen Städtchen gab es nirgends welche zu kaufen. Zwar war das Flüßchen in früheren Jahren reich an Fischen gewesen, und viele muntere Forellen hatten sich darunter befunden. Die Erinnerung daran mochte wohl den Wunsch des Kranken her-

vorgerufen haben. Die immer mehr vordringende Industrie hatte sich indessen auch an den Ufern des Flüsschens breit gemacht. Die Fabriken hatten durch ihre Abwässer die sonst so klaren Bellen stark verunreinigt, und seit Jahren war kaum noch hie und da ein Fisch zu sehen. Wie also den Wunsch des teuren Kranken erfüllen? Da mußte Gott schon beinahe ein Wunder tun. Aber war denn Gott nicht ein Gott, der Wunder tut? An Ihn wandte sich deshalb die Gattin, eingedenk der Ermunterung in Seinem heiligen Wort: „Alle eure Sorgen werfet auf Ihn, denn Er ist besorgt für euch!“ Mutter und Kinder knieten am Krankenbett nieder und baten ihren himmlischen Vater kindlich-einfältig, er möge doch den Wunsch des Kranken erfüllen und ihm zu einer Forelle verhelfen. Wie — das wußten sie freilich nicht, doch der Glaube darf sich kühn über alle menschlichen Berechnungen und Vernunftschlüsse schwingen.

Nicht lange waren sie vom Gebet aufgestanden, da klopft es, und auf das Herein tritt ein Jüngling aus der Nachbarschaft ein und zeigt unseren erstaunten und überraschten Freunden — eine prächtige Forelle!

„Die läßt Herr N. mit einem herzlichen Gruß bringen, und der Kranke möchte sie sich gut schmecken lassen!“

Tränen der Freude und des innigen Dankes für die so wunderbare und schnelle Erhörung ihres Gebets blinken in den Augen der Eltern, und mit stillem Jubel betrachten die Kinder den Fisch. Dann geht es an ein Erzählen, wie wunderbar doch das Zusammentreffen sei und der Fisch für sie ein ganz besonderer Fisch, den ihnen offenbar Gott selbst gesandt habe.

Nun war das Erstaunen auf seiten des Jünglings, der so unvermutet ein Bote Gottes geworden war.

„Das ist aber wunderbar!“ rief er aus. „Jetzt sollt ihr auch hören, auf welche höchst merkwürdige Weise ich an die Forelle gekommen bin.“

Er setzte sich, schüttelte lächelnd den Kopf und fuhr fort:

„Ich schlenderte mit einigen Kameraden nach der Bibelstunde am Flüsschen entlang. Wir erzählten uns dies und das, schauten nach den Vögeln, beobachteten das Leben und Treiben der Tiere am Wege, auf der Wiese, und wie ich von ungefähr in die kleinen Wellen schaue, die über die Steine rinnen, sehe ich da auf einmal eine große Forelle stehen. Ich traue meinen Augen nicht. sehe schärfer hin. — wahrhaftig, es ist eine. Sie steht ganz still gegen die Strömung und läßt das Wasser über sich hinlaufen. Ich, ganz aufgeregt, greife nach einem Stein und werfe ihn ins Wasser, dahin, wo die Forelle steht. Im nächsten Augenblick wird sie auch schon ans Land geswült! Habt Ihr schon so etwas erlebt? Mit einem Stein eine Forelle totgeworfen? Wir fischten sie unter großem Halloh auf, und das Wasser lief uns schon im Munde zusammen, da sagte einer der anderen zu mir:

„Ja, hör mal, darfst du denn überhaupt die Forelle behalten? Wir sind hier auf dem Grundstück von Herrn N.; dazu ist er dein Voraesetzer.“

Daran hatte ich in meinem Eifer nicht gedacht. Er hatte recht. Etwas geknickt, suchten wir Herrn N. auf. Er hatte Verständnis für meinen im jugendlichen Übermut vollführten Streich. „Ja“, sagte er, „was machen wir nun mit diesem prächtigen Exemplar von

Forelle? Du hast sie gefangen, und mir gehört sie. Weißt du was? Bring sie doch unserem kranken Friedrich drüben. Vielleicht machen wir ihm damit eine Freude.“ — So bin ich nun hier und sehe, daß das alles so kommen mußte. Ein Glied hat sich an das andere gefügt in der Kette von Gottes wunderbarem Tun und Walten und von Seinem gnädigen Hören auf das Gebet der Seinen.“

Dieser so deutliche Beweis von Gottes sichtbarer Liebe und Fürsorge stärkte die Familie mächtig, und als der Kranke nach zwei Wochen in Jesu sanft entschlief, da wußte die Witwe, daß der allmächtige Gott auch ferner bei ihnen sein würde, Er, der verheißt hat, der Witwen Mann und der Waisen Vater zu sein.

„Der Wind weht, wo er will“

In einer chinesischen Stadt stand ein Missionar eines Tages am Hafen und sah ein Weilchen dem Ausladen eines großen Handelsschiffes zu. Der Kapitän desselben, ein gottloser Mann, aber selbstgerechter Pharisäer, rief dem Missionar zu, den er an seiner Kleidung als solchen erkannte:

„Geda, Herr Missionar! Ich habe hier einen schlimmen Patron an Bord. Wenn Sie den bekehren können, dann alle Achtung vor Ihrer Religion, denn das ist ein hartgefottener Sünder!“

„Ich, Herr Kapitän, kann keinen Menschen bekehren, keinen Pharisäer und keinen Zöllner“, antwortete der Missionar ruhig, indem er ihm näher trat. „aber Gott in Seiner Gnade kann es tun. Wo ist der Mann?“

Der Kapitän nannte ihm den Namen des Matrosen und wies ihn an, wo er ihn finden könne. Darauf stieg der Missionar in einen der unteren Schiffsräume hinab und fand dort einen wild aussehenden Matrosen, der auf einer Bank saß und sein Zeug flickte.

„'n Morgen, Jakob“, sprach er ihn an, „ich habe eine Botschaft an Sie!“

„An mich?“ erwiderte der Matrose und fügte einen Fluch hinzu. „Wer in aller Welt schickt m i r eine Botschaft?“

„G o t t!“ entgegnete ruhig der Missionar.

Mit einem noch schrecklicheren Fluche rief der Matrose:

„Ich glaube an keinen Gott!“

Ohne von dieser Bemerkung Notiz zu nehmen, sagte der Missionar feierlich und ernst:

„Wir alle irrten umher wie Schafe, wir wandten uns ein jeder auf seinen Weg!“ (Jes. 53, 6.)

Dabei sah er dem starr zu ihm aufschauenden Matrosen ruhig und fest ins Gesicht. Im nächsten Augenblick traten diesem Tränen in die Augen und rollten über seine wettergebräunten Wangen.

„Das ist wahr“, sagte er vor sich hin, „Gott weiß es!“

Diese Tränen und Worte bewiesen, daß Gott hier gewirkt hatte durch Seinen Geist, und zwar in e i n e m Augenblick, durch e i n Wort Seines Mundes. Der bis dahin so verhärtete Mann war mit einemmal ein überführter, bußfertiger Sünder geworden. Jetzt sagte der Missionar die zweite Hälfte jenes kostbaren Verses aus Gottes Wort:

„Und Jehova hat Ihn treffen lassen
unser aller Ungerechtigkeit.“

An diese Stelle anschließend, verkündigte er dem
Matrosen das kostbare Evangelium von Jesu, der Sich
freiwillig als Bürge vor Gott gestellt hat und Sich
„um unserer Übertretungen willen ver=
wunden, um unserer Missetaten willen
zerschlagen ließ“. (B. 5.) Und nicht lange dau=
erte es, da konnte Jakob erkennen und bekennen:
„Die Strafe zu unserem Frieden lag auf
Ihm, und durch Seine Striemen ist uns
Heilung geworden“. Er, der große Sünder,
Spötter und Verächter Gottes, fand in dieser geseg=
neten Stunde Vergebung und Frieden in Dem, der
einst am Kreuze litt und starb für Gottlose.

In kindlichem, freudigem Glauben bekannte Ja=
kob, daß Gott ihm alle seine vielen und schweren Sün=
den um Christi willen vergeben habe. G o t t, Dessen
Geist da wirksam ist, wo Er will, hatte ihn aus ei=
nem Gottesleugner und Lästerer in einen glücklichen
Zeugen der Gnade und Wahrheit umgewandelt. „Ist
mein Wort nicht also — wie Feuer, spricht Jehova,
und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?“
(Jer. 23, 29.)

Der ungläubige, selbstgerechte Kapitän konnte
nicht lange an der Echtheit und Wirklichkeit dieser Be=
kehrung zweifeln. Sie war zu augenscheinlich. Inmit=
ten der Schiffsmannschaft hatte Jakob täglich Gele=
genheit, zu beweisen, daß er die e n t s c h e i d e n d e
B e g e a n u n g mit Jesu gehabt hatte und nun in
Wahrheit für seinen Heiland lebte als ein demütiger,
stiller Christ.

Ein Original

Sa, er war wirklich ein Original, der Robert Zedel. Vom ersten Augenblick an, als ich ihn in unserem Versammlungsraum in der Hindenburgstraße kennen lernte, empfand ich eine innere Anteilnahme für ihn. Sein Freund, der mit ihm auf der gleichen Arbeitsstelle war, hatte ihn mitgebracht.

Sein Aussehen war eher mitleid- als achtungweckend. Auf einem vom vielen Operieren zerschnittenen, dabei etwas verwachsenen Körper saß ein kantiger Kopf mit eckigem, hageren Gesicht, aus dem die tiefliegenden Augen einen ansahen wie zwei beständige Fragezeichen. Nach Schluß der Bibelstunde begrüßte ich ihn und erfuhr, daß er aus der Provinz Sachsen stammte. Im Blick auf christliche Dinge war er derart unwissend, daß man sich fragen mußte: Wie ist so etwas in einem christlichen Lande nur möglich? Von einer unsterblichen Seele, von einem Leben nach dem Tode, von Schuld und Sühne, von einem heiligen Gott, sowie von Jesu, dem Sünder-Heiland, schien er nie etwas gehört zu haben. Auf alle Fragen, die ich ihm in dieser Beziehung stellte, sahen mich die schwarzen Auglein wohl neugierig fragend an, aber der Mund blieb verschlossen.

Er mochte etwa fünfzig Jahre alt sein, als wir uns kennenlernten. Von dem betreffenden Sonntag an war er regelmäßig in der Versammlung zu sehen und lauschte, wie es den Anschein hatte, aufmerksam der Verkündigung des Wortes.

Einige Wochen später erkundigte ich mich wieder einmal nach seinem äußeren und inneren Wohlergehen und erfuhr dabei zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß es ihm immer besser gehe, seitdem er die Versammlung in der Hindenburgstraße besuche. Da ich auf diese Auskunft hin nichts Passendes zu erwidern wußte, ließ er mich stehen und entfernte sich mit seinem rätselhaften Gesichtsausdruck.

Nicht lange nachher entschlief einer unserer alten Brüder nach nur ganz kurzem Krankenlager. Am Beerdigungstage kamen viele von nah und fern, um dem geschätzten Mann das letzte Geleit zu geben. Unter den Leidtragenden fehlte auch Robert Zeddel nicht. Ich gewahrte ihn bei der Nachfeier im Saal. Während einer Pause setzte ich mich zu ihm und benutzte die Gelegenheit, um ihm einige Worte über den Ernst des Lebens zu sagen.

„Wie schnell der Tod kommen kann, haben wir wieder an unserem verstorbenen Freund gesehen“, sagte ich unter anderem. „Sie sind auch nicht der Gesundeste. Wenn nun der Tod plötzlich kommen sollte, wo wollen Sie dann hin mit Ihren Sünden?“

Ganz geheimnisvoll erwiderte er:

„Sehen Sie, ich wäre ja schon längst Ihrem Verein beigetreten. Aber ich bin seit einigen Monaten arbeitslos, und ich wollte doch gern vorher meinen Beitrag zahlen.“

Obwohl mein Erstaunen auch diesmal nicht geringer war als bei der Antwort, die ich einige Wochen früher von ihm bekommen hatte, faßte ich mich doch schnell und erwiderte:

„Lieber Herr Zeddel, Sie können hundert Jahre die Versammlung besuchen und doch in die Hölle kom-

men. Ihr ewiges Heil hängt nicht davon ab, ob Sie einer christlichen Gemeinschaft angehören oder nicht, sondern davon, ob Ihre Sünden getilgt sind durch Christi Blut.“

Da sah er mich wieder ganz verständnislos an, verließ auch kurz nachher den Saal.

An einem Dienstagabend hatten wir Gebetsversammlung. Wir saßen still und warteten auf die Leitung des Herrn, in Dessen Namen wir versammelt waren. Plötzlich wurde ich von hinten am Rock gezogen. Mich umwendend, sah ich Zeddel, der Miene machte, etwas zu erzählen. Leise bat ich ihn, bis zur Beendigung der Stunde zu warten. Das tat er auch. kaum aber war das Schlußlied verklungen, da stand er auf, schlug sich an die Brust und rief:

„Ich hab's, ich hab's!“

„Was haben Sie?“ klang es von verschiedenen Seiten.

„Die Chloroformflasche hab' ich weggeworfen.“

„Die Chloroformflasche haben Sie weggeworfen? Was ist das denn?“

„Das ist das, was das Herz immer wieder umnebeln will. Ich wußte ja nicht, um was es ging.“

Kopfschütteln hin und her, stummes Fragen bei vielen.

„Ich will Ihnen was sagen, Herr Zeddel. Ich besuche Sie in diesen Tagen. Dann erzählen Sie mir, was Sie erlebt haben.“

Damit war er zufrieden.

So machte ich mich denn an einem der nächsten Abende auf den Weg zu Herrn Zeddel. Er wohnte ganz bescheiden im dritten Stock eines von vielen Familien bewohnten Hauses. Eine abgearbeitete, ver-

drießlich aussehende Frau öffnete mir die Tür und führte mich in die Wohnung. Da Zeddel selbst nicht zu Hause war, ließ ich mich in ein Gespräch mit der Frau ein. Auf meine Fragen gab sie mir ziemlich offenen Bescheid. So erfuhr ich bald, weshalb die Frau so unzufrieden und bitter war. Herbe Enttäuschungen hatten sie vorzeitig alt gemacht. Durch fleißiges Arbeiten und unaufhörliches Sparen hatten sie bis Beginn des großen Krieges etwa M. 5 000.— zusammengebracht. Aber Krieg und Inflation hatten alles verschlungen. Sie waren heute ärmer denn je. Alle Fragen, die ich betreffs ihres Seelenlebens an die Frau richtete, wurden feindselig abgewiesen. Wenn es einen Gott gebe, solle Er es dadurch beweisen, daß Er ihnen zunächst wieder zu den verlorenen fünftausend Mark ver helfe. Wie töricht urteilt doch das von Satan betrogene Menschenherz!

Nach einigem Warten kam auch der Mann. Er schien erfreut, mich zu sehen, und ließ sich nicht lange bitten, mir seine Erfahrungen mitzuteilen. Die Frau verließ während der Erzählung das Zimmer.

„Der Tod von dem alten Uhrmacher“, begann er, „hat mich doch gepackt. Ich saß immer so schön gedeckt hinter seinem breiten Rücken. Der leere Platz vor mir hat es mir manchmal ungemütlich gemacht in der Versammlung. Er schien mir ins Ohr zu wispern: Wenn dein Platz nun auch so schnell leer wird, und man buddelt dich in die Erde 'nein, was dann? Ich hatte bis dahin geglaubt: Mit dem Tod ist alles aus. Aber das tiefe Grab kuckte mich so grauslich an mit seinen dunklen Augen, als wenn's hätte sagen wollen: Zeddel, hab' ich dich mal erst, dann gibt's was, was dich noch tiefer drücken soll

als die Schaufeln Erde, die man auf deinen Sarg wirft. Sollst sehen, deine Sünden drücken dich tiefer als die Erde. Du bist ein hartnäckiger Sünder. Hast geschrappt wie einer, der nie genug kriegen kann. Hast doch die Doppelschichten nur deshalb verfahren, um einen Schein nach dem anderen zur Sparkasse oder Bank bringen zu können. Und wie hat der heilige Gott mit dir geredet! Paarmal bist du verunglückt. Dann haben sie im Krankenhaus an dir herumgeflickt, aber du hast immer nur ungeduldig auf den Augenblick gewartet, wo du wieder Geld verdienen konntest.

„Sehen Sie, so hat das Grab noch manchmal sein Riesenmaul wider mich aufgesperrt. Und immer, wenn ich in der Versammlung war, schnappte es nach mir und hat mir so 'nen Schrecken eingejagt, daß ich manchmal garnicht mehr auf meinen Freund Gustav gewartet hab', der mich doch in die Versammlung gebracht hat, sondern bin allein aus der Stunde und nach Hause gerannt.

„Ja, das Geld, das Geld. Da bin ich soviel hinterher gelaufen. Schließlich hatten wir ein paar Tausend beieinander, und nun ist der Dreck doch futsch. Seitdem ist meine Frau krank vor Verdruß, hat sich gelb und grau geärgert, und ich geh' ihr am liebsten aus dem Weg, ist sie doch ein rechtes Kräutchen „Rühr mich nicht an“ geworden. Ich bin jetzt richtig unstät und flüchtig auf Erden, aber nicht mehr auf der Jagd nach Geld, und hier“ — damit deutete er auf seine Brust — „hier sitzt das Ding, das mich aufpeitscht. Sie haben mal in Ihrem Vortrag vom Gewissen gesprochen. Das ist nicht immer wach, sondern liegt oft wie in einem Nebel. Und da mußte ich mir sagen: Zeddel, du hast ein nebelig Herz.“

Damit schaute er mich an mit einem Ausdruck, wie ich ihn noch nie bei ihm bemerkt hatte. War es Furcht oder nur tiefer Ernst, der aus seinen dunklen Augen sprach?

„So so“, erwiderte ich, „jetzt verstehe ich schon besser, was Sie Dienstagabend haben sagen wollen. Aber was ist denn nun mit der Chloroformflasche?“

„Wenn ich Magenkrämpfe habe“, erklärte er, „nehme ich ein paar Beruhigungstropfen, und das hilft dann gewöhnlich. So wollte ich es auch machen, wenn es hier drinnen rumorte. Es hat auch ein paar mal geholfen, und mein Herz kam wieder in den dicken Nebel. Aber ich hab' doch gemerkt, wie schädlich das ist. Und nun hab' ich die Chloroformflasche weggeworfen, und ich hab' sie auch nicht mehr nötig. Und ich will auch kein nebelig Herz mehr haben.“

„Wollen Sie mir nicht etwas genauer erklären, wie Sie dazu gekommen sind, die Chloroformflasche wegzuworfen?“ fragte ich.

Er nickte bereitwilligst.

„Sehen Sie“, fuhr er fort, „als ich letzten Sonntagabend nach Hause ging, kam ich an einem Saal vorbei. Da standen zwei junge Männer davor und verteilten Einladezettel. Auch mir gaben sie so'n Ding und sagten: „Gehn Sie nur hinein; es hat schon angefangen“. Ich lasse mich hineinschieben, denn 'ne neugierige Ziege war ich immer. Da drin wurde wirklich schön gesungen. Ein Chor junger Leute sang. Hier ist der Zettel. Da können Sie selber lesen:

Sag', warum noch warten, o Seele?
 Steh auf und komm eilends herzu!
 Dein Heiland ruft dich schon so lange.
 Gern schenkt' Er dir Frieden und Ruh'.

„Jetzt glaubte ich aber richtig: Damit ist niemand anders gemeint als der Robert Zeddel. Dann erzählte der Prediger eine Geschichte aus England. Eine reiche schottische Dame fuhr mit ihrem Töchterchen in die Stadt. Vor einem Laden hielt sie an, gab dem Kind die Zügel in die Hand und stieg aus, um einzukaufen. Plötzlich wurden die Pferde scheu und gingen durch. Ein Steinbrucharbeiter sah das Unglück kommen, warf sich den Tieren in den Weg und brachte sie zum Stehen. Er selbst aber wurde zu Boden getreten und mitgeschleift.

„Die Leute liefen herbei und trugen den armen Mann in seine Wohnung. War das ein Jammer! Frau und Kinder standen um den Sterbenden herum und weinten. Schließlich kam die reiche Dame angelaufen. Sie hörte, wie ihr Kind gerettet worden war. Aber als sie es unverfehrt fand und die Pferde dazu, kümmerte sie sich nicht um den Retter, sondern stieg auf und fuhr nach Hause, gerad' als ob nichts geschehen wäre.

„In dem Sterbezimmer hörte man von Zeit zu Zeit den Mann rufen: „Kommt denn die Dame noch nicht? Ich hab' doch ihr Kind gerettet!“

„Aber sie kam nicht. Und dann ist der arme Mann gestorben. Er hatte sein Leben für jemand anders hingegeben. Aber niemand dankte es ihm.“

Hier machte Zeddel, sichtlich bewegt, eine Pause. Dann erzählte er weiter:

„Und nun denken Sie sich, was jetzt kommt! Eben hat der Prediger seine Erzählung beendet, da kuckt er im Kreise herum, sieht mich an und ruft: „Lieber Freund, aus dieser Geschichte spricht der Sohn Gottes, Jesus, der Heiland der Welt, zu dir. Freiwill-

lig hat Er Sein Leben für dich hingegeben. Der arme Steinbrucharbeiter setzte sein Leben aufs Spiel und verlor es. Der Herr Jesus hat es gegeben und wiedergenommen, und Er wartet jetzt auf dich. Hörst du nicht, wie Er ruft: Kommt denn der Heinrich, die Anna, der Robert noch nicht?" So rief der Prediger, und wie ich das hörte, da bin ich aufgesprungen, bin nach Hause gerannt, hab' mich im Schlafzimmer auf die Kniee geworfen und gerufen: Herr Jesus, hier ist der Robert Zeddel, hier ist er, hier ist er! Da war es mir, als ob mir jemand den Spruch gesagt hätte: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. Und da wurde ich auf einmal so froh, daß ich die ganze Welt hätte umarmen können. Da ich aber niemand anders hatte, ging ich zu meiner Frau und wollte sie in den Arm nehmen. Aber sie sagte nur: „Du bist wohl verrückt geworden!“ Und wenn ich jetzt in der Bibel lesen will, steht sie auf und geht weg:

„Und nun“, schloß er seinen Bericht, „gehöre ich doch auch zu euch. Jetzt komme ich aber mit Haut und Haaren in die Versammlung, und jetzt will ich auch getauft werden, denn der Herr Jesus hat doch gesagt: „Wer da glaubt und getauft wird, wird errettet werden“.“

Er hatte kaum ausgeredet, als seine Frau zu uns ins Zimmer trat. Unter dem Eindruck des eben Gehörten sagte ich zu ihr:

„Wie müssen Sie froh sein, Frau Zeddel, jetzt einen glücklichen Mann zu haben! Sie wissen doch auch, daß nur der wirklich glücklich wird, der von Herzen an Jesum glaubt?“

Die Frau erwiderte kein Wort. Sie warf mir ihrem Mann einen verächtlichen Blick zu und verschwand wieder im Nebenzimmer. Ich verabschiedete mich jetzt auch. An der Tür flüsterte Zeddel mir zu:

„Sie müssen entschuldigen. Meine Frau ist eine so gottlose Person.“

Diese Worte wollten mir nicht recht gefallen. Ich hatte überhaupt das Gefühl, daß Zeddel seiner Frau gegenüber eine wenig schöne Stellung einnahm. So antwortete ich:

„Sprechen Sie nicht so, lieber Freund. Haben Sie Mitleid mit Ihrer Frau und beten Sie für sie.“

In unserem Brüderkreise wurde der Bericht von Zeddels Bekehrung mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Vorderhand bestanden bei manchen noch Zweifel, ob wirklich eine Wiedergeburt bei ihm stattgefunden hatte. Nun, sein Benehmen würde es bald klarmachen. Jedenfalls aber würde niemand Freude haben, Zeddel im Namen und auf den Tod des Herrn Jesus zu taufen, der nicht davon überzeugt war, daß er, wie es in Röm. 6 heißt, „mit Ihm eingemacht worden sei in der Gleichheit Seines Todes“, daß er „mit Christo gestorben sei“. Es kam aber auch nicht zur Taufe. Als einige Zeit später mehrere getauft wurden, konnte Zeddel nicht dabei sein, weil er krank geworden war. Und als er nach seiner Wiederherstellung mich besuchte, um erneut um die Taufe zu bitten, und ich ihn bei dieser Gelegenheit nach dem Ergehen seiner Frau fragte, wurde er so unwillig, daß ich recht ernst mit ihm reden mußte. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß eines der ersten Kennzeichen des neuen von Gott geschenkten Lebens die Liebe sei, die sich nicht erbittern läßt. Ich sagte

ihm, daß er sich zu allererst im eigenen Hause als Christ bewähren und seiner Frau den Beweis erbringen müsse, daß er wirklich ein neuer Mensch, eine neue Schöpfung geworden sei.

Bei dieser Unterhaltung hatte ich fast den Eindruck, als ob meine Worte völlig in den Wind geredet seien. Ich vermochte bei Zeddel keinerlei Verständnis für meine Ausführungen wahrzunehmen. Unser Abschied war ziemlich kühl, wenigstens von seiner Seite, und von da an — kam er wochenlang überhaupt nicht mehr in die Versammlung.

Erst nach zwei Monaten sah ich ihn wieder. Auf meine Frage nach seinem Befinden antwortete er zunächst nur kurz:

„Es geht mir schlecht.“

Er sah auch nicht gut aus.

„Sehen Sie“, fuhr er fort, „ich wollte Ihnen gern eins auswischen, und da bin ich jeden Sonntag in eine andere Kirche gegangen und hab' alle christlichen Gemeinschaften besucht, die in der Stadt sind, aber dann hab' ich zu meiner Frau gesagt: „Die in der Hindenburgstraße, hab' ich gesagt, wollen es ganz genau nach der Bibel machen. Da geh' ich wieder hin.“ Und nun bin ich da. Es geht mir schlecht. Ich sterbe bald. Und da wollte ich euch fragen, ob ihr mir nicht die Nottaufe geben wollt.“

Die Nottaufe? Wir sahen einander an und wußten wirklich nicht, was wir nach allem, was vorhergegangen war, zu solchem Verlangen noch sagen sollten. Da stand der Mann mit den schwarzen, fragenden Augen vor uns und schaute fast so hilflos drein wie das erste Mal, als wir ihn gesehen hatten. Schließlich sagte einer von uns:

„Von einer Nottaufe steht nichts in der Bibel. Und des dürfen Sie gewiß sein, lieber Herr Zeddel, sollte der Tod kommen, dann gehen Sie nicht in den Himmel, weil Sie getauft sind, sondern nur, wenn Sie die Vergebung Ihrer Sünden durch den Glauben an das Werk von Golgatha empfangen haben, nur, wenn Ihre Schuld getilgt ist durch das kostbare Blut Jesu Christi. Der Räuber am Kreuz war auch nicht getauft, und doch ging Er mit dem Herrn Jesus vom Kreuze ein ins Paradies.“

„Ja“, fügte ein anderer hinzu, „verlassen Sie sich doch nur nicht auf die Taufe! Sie kann Ihnen an und für sich garnichts nützen, sondern ist nur ein schönes Sinnbild, das keine lebengebende Kraft hat. Haben Sie sich aber ganz dem Herrn Jesus übergeben, dann dürfen Sie Ihm getrost die Verantwortung für alles weitere überlassen. Ihm können Sie voll und ganz vertrauen. Seine Schäflein dürfen froh und dankbar von sich singen und sagen:

Im Leben und im Sterben
Sind sie und bleiben Sein.“

„Das ist gut!“ lautete seine Antwort, und wir hatten das Gefühl, es kam aus innerstem Herzen. Er wiederholte auch seine Bitte um die Taufe nicht.

In den nächsten Tagen mußte ich eine kurze Reise machen. Als ich zurückkam, fand ich unter anderen Briefen folgende Zeilen von Frau Zeddel:

„Werter Herr! Mein armer Mann war nur zwei Tage krank, und dann ist er still und in Frieden gestorben. Wenn das, was er geglaubt hat, wahr ist, dann hat er es jetzt viel besser, auch besser als ich. Da ich keine andere Adresse habe, sende ich Ihnen diese Trauer-Nachricht.“

Beim Lesen kamen mir die Tränen. Ich las den kurzen Bericht ein zweites Mal, und es drängte sich mir die innere Gewißheit auf:

„Wir sehen den Robert Zeddel wieder!“

F. F.

„Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes“

Diese ernste Mahnung steht in der sogenannten Bergpredigt. Sie gehört zu den erhabenen Lehren, die Jesus Seine Jünger lehrte inmitten der Volksmenge. Wenn Er die Jünger aufforderte, zuerst nach dem Reiche Gottes zu trachten, so machte Er einen Unterschied zwischen ihnen und den Nationen oder den Völkern der Erde, an die Er sich bis dahin noch nicht gewandt hatte. Bei den Nationen der Erde, die Gott nicht kannten, war es ganz naturgemäß, daß ihr Trachten darin bestand, der Schwierigkeiten des Lebens Herr zu werden. Wenn sie voller Sorge fragten: „Was sollen wir essen? was sollen wir trinken? was sollen wir anziehen?“ so war das weiter kein Wunder, und der Herr der ganzen Erde machte ihnen deswegen keine Vorwürfe. Die Jünger dagegen hatten einen himmlischen Vater, der nicht nur wußte, was sie bedurften, sondern der auch mächtig und gütig genug war, sie nicht aus Mangel an den Notwendigkeiten des Lebens umkommen zu lassen.

Seit der Zeit, wo die Mahnung: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes!“ von seiten des auf Erden lebenden Herrn und Heilands an die Jünger ergangen

ist, sind Jahrhunderte verstrichen. Längst ist die Aufforderung, von der Gnade Gottes Gebrauch zu machen, an alle Menschen erfolgt, denn der Opfertod, den Gottes Sohn freiwillig erlitt, sollte nach Gottes Willen nicht nur einer bestimmten Menschenklasse zugute kommen, sondern allen Menschen. Deshalb wendet sich das Wort des Herrn: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und — so heißt es weiter — nach Seiner, d. i. Gottes, Gerechtigkeit“, an jedermann ohne Ausnahme, und, das sei gleich hier hinzugefügt, von der Stellung, die ein jeder Mensch dieser Aufforderung gegenüber einnimmt, hängt für ihn alles ab. Über den Ausdruck „Reich Gottes“ wäre manches zu sagen, aber das gehört nicht in den Rahmen dieser kurzen Abhandlung. Uns kommt es hier nur auf eine sinngemäße Anwendung dieses Wortes des Herrn an, d. h. darauf, dem Leser klarzumachen, was für ihn die allererste Notwendigkeit ist. Und so möchten wir denn die Mahnung des Herrn an Seine Jünger in etwas andere Worte kleiden. Denjenigen unserer Leser, die noch keinen persönlichen Gott und Vater haben, möchten wir zurufen: „Trachtet zuerst danach, eure Sache mit Gott ins reine zu bringen. Schreibt euch zuallererst das Apostelwort ins Herz hinein: „Wir bitten an Christi Statt: Laßt euch verfühnen mit Gott!“ Suchet Jesum und Sein Licht, alles andre hilft euch nicht.“

Und uns selbst, sowie allen Lesern, die bereits Gottes Gnade an sich erfahren haben, möchten wir es aufs neue dringend auf Herz und Gewissen legen: „Trachtet zuerst danach, euer Leben dem Herrn zu weihen! Sucht vor allem Seine Ehre! Trachtet danach, in Gerechtigkeit und Heiligkeit vor Ihm eu-

ren Weg zu gehen. Familie, Geschäft, Lebensstellung usw. usw. — alles das folgt erst in zweiter Linie.“

Das Wörtchen *z u e r s t* ist's also, auf das wir den Nachdruck legen möchten. Es ist in der Verbindung unseres Verses in Wahrheit überaus wichtig. Gibt es nicht unter den eigenen Volksgenossen, also unter denen, die sich Christen nennen, wie auch unter den anderen christlichen Völkern, gar viele, die geradezu in Zorn und Entrüstung geraten, wenn man ihnen bezeugt: Das Wichtigste ist: Bringt *z u e r s t* eure Sache mit Gott ins reine! Laßt euch *z u e r s t* mit Gott versöhnen!? Was könnte es denn Wichtigeres geben? Daß es auf Erden Pflichten zu erfüllen gibt, wichtige Pflichten, wollen wir gewiß nicht bestreiten. Wir alle haben unseren Platz in diesem Leben. Ob Schüler, Studenten, Angestellte, Kaufleute, Beamte, führende Persönlichkeiten in Handel, Industrie oder Staatsleben, ob Kinder, ob Eltern, oder solche, die mit irgend einer Fürsorge für andere betraut sind — wir alle haben unsere irdischen Pflichten, und wehe uns, wenn wir sie versäumen! Aber das andere ist wichtiger und größer. Denn alle Dinge, die mit dieser Erde in Verbindung stehen, sie mögen noch so schön und herrlich, noch so groß und edel sein, gehören zu den „Dingen, die erschüttert werden als solche, die gemacht sind“. Die Himmel selbst werden ja mit gewaltigem Geräusch vergehen, die Elemente werden im Brande aufgelöst, und die Erde und die Werke auf ihr werden verbrannt werden. (Hebr. 12, 27; 2. Petr. 3, 10.) Alles Irdische ist eitel. Alle großen Reiche, die von starken Männern gegründet worden sind, sind vergangen. Wo ist das Reich Alexanders, das Reich der Cäsaren, das Reich der großen

deutschen Kaiser und Könige, das Reich Napoleons? Sie alle sind gekommen und sind gegangen, und in der Zukunft wird es nicht anders sein. Aber einmal wird Einer kommen, und Ihm wird Herrschaft und Herrlichkeit und Königtum gegeben werden, Ihm werden alle Völker, Völkerschaften und Sprachen dienen; Seine Herrschaft wird eine ewige Herrschaft sein, die nicht vergehen, und Sein Königtum ein solches, das nie zerstört werden wird. (Vergl. Dan. 7, 14.) Und dieser Eine heißt J e s u s C h r i s t u s. Von Ihm, auf dessen Schulter die Herrschaft ruhen wird, sagt der Prophet: „Man nennt Seinen Namen: Wunderbarer, Berater, starker Gott, Vater der Ewigkeit, Friedefürst“. (Jes. 9, 6.) Und alle die, welche mit diesem „starken Gott“ in persönliche Lebensgemeinschaft kommen, „empfangen ein u n e r s c h ü t t e r l i c h e s Reich“.

Haben wir deshalb nicht ein Recht, von diesen Dingen als größeren zu reden und es als das Wichtigste für den Menschen zu bezeichnen, sein Verhältnis zu dem Herrn der Herren zu klären? Ist es etwa ein Beweis von Lebensflucht, Lebensverneinung, Lebensuntüchtigkeit und phantastischen Träumereien, oder was da alles behauptet werden mag, wenn jemand der Mahnung des göttlichen Lehrers folgt? Nein, dreimal ein. Es ist einfach v e r s t ä n d i g, die Weisungen des Wortes Gottes zu beachten, und töricht, sie abzuweisen. Es handelt sich hier um Ewigkeitswerte. Keiner, der dem Wort Gottes folgt, wird es je bereuen. Von denen aber, die dieses Wort hassen, steht geschrieben: Sie lieben den Tod. G l ü c k s e l i g, die es bewahren! Glückselig, ewig glücklich, die Den finden, der das Wort selbst ist, Jesum Christum, das

ewige Wort. Nur wer Ihn findet, hat das Leben gefunden. Wiederum aber sind von denen, welchen das ewige Leben zuteil geworden ist, in der Jetztzeit nur solche wahrhaft glücklich, die Gottes Gedanken entsprechend zu leben suchen, die in Jesu Liebe bleiben, indem es der tiefe Wunsch ihrer Herzen ist, Seine Gebote zu halten. Denn nur so ist Seine Freude ihr Teil und ihre Freude völlig. (Bergl. Joh. 15, 10. 11.) Auch bringt nur ein Leben in Seiner Nachfolge die Früchte hervor, die in der Ewigkeit wiedergefunden werden, Früchte zur Ehre Dessen, der die Kraft gibt, sie hervorzubringen.

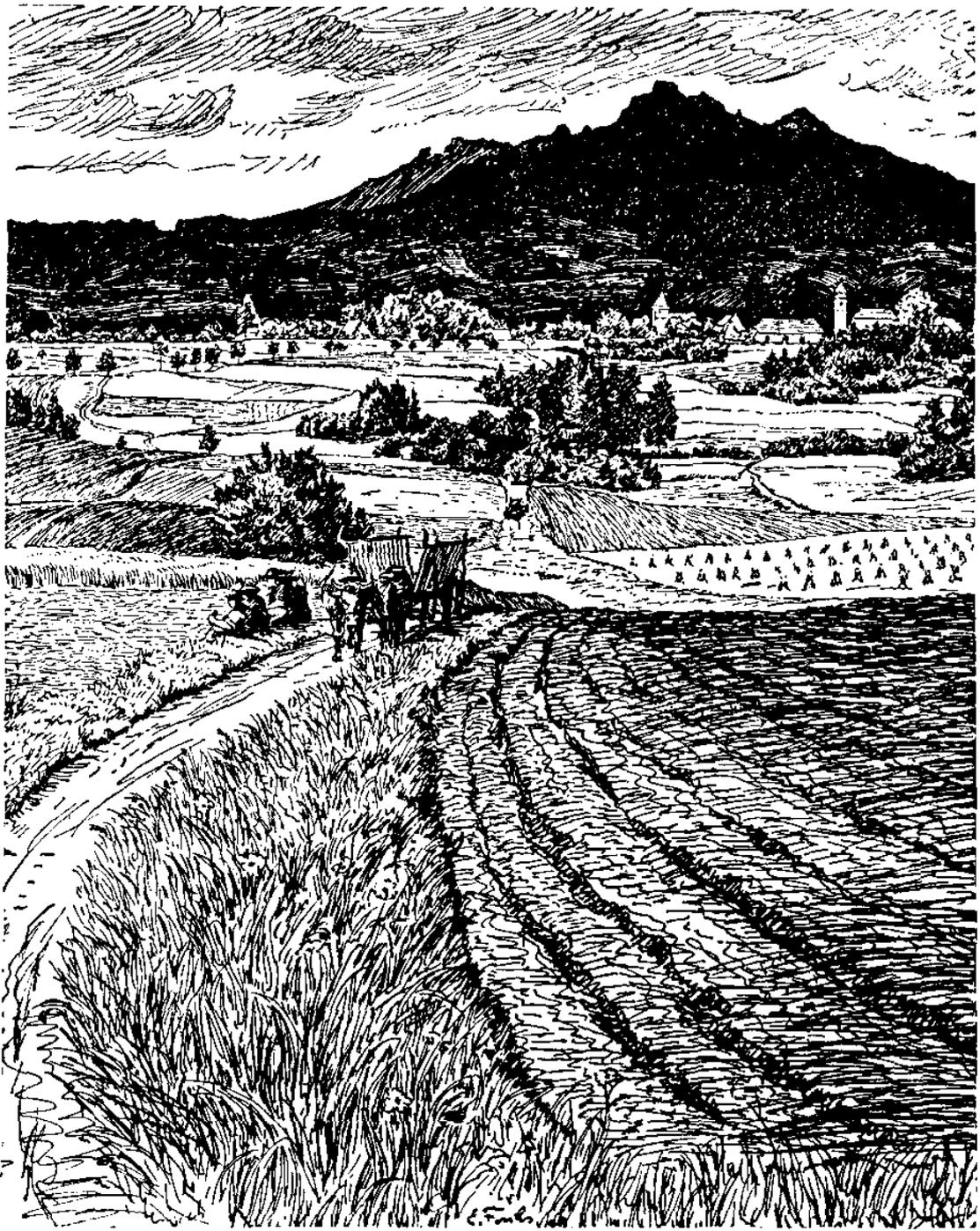
Und nun noch einmal, kurz zusammengefaßt:
Es liegt uns fern, klein von Menschen zu denken, denen ein großes und edles Ziel auf Erden vor-schwebt, und die es unter Kämpfen und Opfern zu erreichen trachten. Solche verdienen unsere Achtung, jenachdem auch unsere Liebe. Aber mit ehernen Lettern steht geschrieben, und solange Menschen auf Erden leben, wird dieses Wort seine Kraft behalten:

„Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit.“

Gott in der Natur

Es mahnt mich freundlich jede Kreatur:
O suche deines Schöpfers heil'ge Spur,
Erkenne Seine ew'ge Lieb' und Huld,
Empfang' die Wohltat und bezahl' die Schuld.

Der Himmel spricht: „Ich bringe dir den Tag,
Daß rüstig Wirken dich erfreuen mag,
Und bist du müd', dann segn' ich deine Ruh'
Und decke dich mit dunklen Flügeln zu.“



Erich Fuchs

(Deike M.)

Es spricht die Luft: „Ich will dein Odem sein,
In vollen Zügen trinke du mich ein,
Und wird am heißen Tag dir bang und schwül,
Ich fächle dir die Wangen wieder kühl.“

Das Wasser spricht: „Neig' deine Lippen mir,
Und einen frischen Trunk kredenz' ich dir;
Ich lade deine Flur bei mir zu Gast
Und treib' dein Rad und trage deine Last.“

Die Erde spricht: „Ich lichte, was dir not,
Ich trage dich und kräft'ge dich mit Brot,
Ich rüste Fleisch und Frucht für dich zum Mahl,
Und perlend glänzt mein Wein im Goldpokal.“

Mein Herr und Gott! Dein' große Güt' und Treu'
Wird über mir an jedem Morgen neu;
Laß meinen Dank Dir wohlgefällig sein
Und mich mein Leben Deinem Dienste weihn.

Jul. Sturm

Einer Mutter Gebet

Mein Geburtsort ist Hastings an Englands
Südküste. Gottesfürchtige Eltern zogen
mich auf in der Furcht und Ermahnung des
Herrn. Schon auf Mutters Schoß hörte ich die Ge-
schichte von Jesu Liebe, und wenn Mutter am Abend
ihre beiden Jungen zu Bett brachte, sang sie oft mit
uns:

Jesus liebt mich ganz gewiß,
Denn die Bibel sagt mir dies.

Heute noch, nachdem fünf Jahrzehnte verflossen sind,
vermeine ich ihre liebe Stimme zu hören.

Zweimal bin ich in meiner Jugend auf wunder-
bare Weise vom Tode errettet worden. Ich war drei
Jahre alt, als ich ohne Wissen meiner Eltern mit mei-
nem kleinen Schubkärrchen zum Strand lief. Die
Flut kam, und ehe ich recht wußte, was geschah, lag
ich im Wasser und wurde von den Wellen fortgespült.
Zwei Kinderermädchen, die den Vorgang mit angesehen
hatten, kamen bei dem Versuch, mich zu retten, selbst
in Gefahr, zu ertrinken. Ohne Gottes Dazwischen-
kunft wären wir alle drei verloren gewesen. In der

höchsten Not bemerkte uns ein Maler, der bei einem der großen Strandhotels vor seiner Staffelei saß. Er rannte zum Strand und rettete uns mit Gefahr seines Lebens. Zwanzig Minuten muß ich schätzungsweise im Wasser gelegen haben. Es schien, als wenn kein Leben mehr in mir wäre. Die Ärzte bemühten sich zwei Stunden, mich durch künstliche Atmung wieder ins Leben zurückzurufen. Schließlich hatten ihre Bemühungen Erfolg.

Kurze Zeit danach versetzte ich meine Eltern aufs neue in große Angst. Ich lief einer Gruppe Heilsarmee-Leute nach, die singend durch die Straßen zogen. Wie sie nahm ich ein Blatt in die Hände, hielt es vor mich und sang aus Leibeskräften. Ich war so völlig bei der Sache, daß ich ein Fuhrwerk, das unseren Weg kreuzte, gar nicht bemerkte. Ich wurde zu Boden geworfen, und ein Rad des Wagens ging über mich dahin. Immerhin kam ich noch glimpflich davon; wenigstens schien es so. Die schlimmen Folgen des Unfalls zeigten sich erst sieben Jahre später. Dank der aufopfernden Pflege und den Gebeten meiner Mutter wurde ich jedoch vollkommen wiederhergestellt. Leider aber hatte die ernste Sprache, verbunden mit der Güte Gottes, nicht das Ergebnis, daß ich mich fragte, wohin ich wohl gegangen wäre, wenn ich hätte sterben müssen.

Um diese Zeit war es, daß meinen Vater ein Unglücksfall traf, an dessen Folgen er bald darauf verschied. Nun kam eine schwere Zeit für meine Mutter, besonders als wirtschaftliche Sorgen sich wie dunkle Wolken um uns lagerten. Doch sie kannte den „Gott alles Trostes und den Vater der Erbarmungen“ und nahm allezeit ihre Zuflucht zu Ihm in vollem Ver-

trauen auf Seine unwandelbare Liebe und Treue. Und oft genug haben wir erfahren, daß Gott auf wunderbare Weise antwortete, ja, daß Er die Hilfe schon bereit hatte, ehe sie erbeten wurde.

Doch noch drückender als die äußeren Sorgen lastete auf meiner Mutter die Sorge um das Seelenheil ihrer Kinder. Inbrünstig und anhaltend flehte sie zum Herrn, daß wir uns doch als verlorene Sünder erkennen und unsere Zuflucht zu Jesu, dem Heiland und Retter, nehmen möchten. Aber die Zeit verging, und es blieb alles beim alten.

Zur Vollendung meiner Ausbildung mußte ich eine auswärtige Schule besuchen und kam von da an nur selten nach Hause. Mehr und mehr entfernte ich mich in dieser Zeit von Gott. Ich las nicht mehr in Seinem Wort, das meine Mutter mir so dringend ans Herz gelegt hatte. Die Folgen blieben nicht aus. Ich wurde leichtsinnig, und als Anführer einer Gruppe nichtsnutziger Burschen tat ich es bald im Bösen vielen zuvor. Dennoch machte ich in der Schule gute Fortschritte, so daß ich bereits mit fünfzehn Jahren bei der Königlichen Marine eintreten konnte. Anfänglich enthielt ich mich aller alkoholischen Getränke, ja, ließ mich sogar als Abstinenzler in die Liste eintragen. Als ich aber nach Verlauf eines Jahres auf ein Schiff versetzt wurde, vergaß ich mein Gelübde und tat es nach und nach im Trinken den Argsten gleich.

In den folgenden vier Jahren führte ich ein gottloses Leben. Bei Raufereien stand ich meinen Mann, und als unverbesserlicher Trinker machte ich meiner guten Mutter nur Kummer und Schande.

Da redete Gott wiederum mit mir. Während eines gewaltigen Sturmes wurde ich über Bord ge-

spült. Obwohl ein ausgezeichnete Schwimmer, gelang es mir nicht, das Schiff wieder zu erreichen. Schließlich wurde mir von dort Hilfe zuteil. Vermittelt eines Zugtaues wurde ich unter großer Mühe an Bord geholt. Doch auch dieser ernste Vorfall machte keinen Eindruck auf mich.

Ein paar Jahre danach wurde ich auf ein Schiff kommandiert, das nach China bestimmt war. Während der langen Reise trieb ich es schlimmer denn je. Der Kapitän mußte mich wegen Aufwiegelung und anderer Vergehen zur Verantwortung ziehen. Auf Grund meiner Versprechungen erhielt ich eine Bewährungsfrist von sechs Monaten zugebilligt. In dieser Zeit hielt ich mich einigermaßen ordentlich. Kaum aber war sie zu Ende, so war auch mein Leben wieder das alte. Als unser Schiff mit neuer Ladung von China nach England auslaufen sollte, bat ich, in China zurückbleiben zu dürfen. Ich wünschte, ungehindert meinen Küsten leben zu können. Gott aber, zu Dem meine Mutter unaufhörlich für ihren so weit abgeirrten, gottlosen Sohn betete, ließ dies nicht zu. Mein Antrag wurde abgelehnt.

Nach einem längeren Aufenthalt in England wurde ich der Besatzung der „Britannia“ zugeteilt. Das war ein altes Schlepp-Boot, das nur noch zur Beförderung von Seekadetten nach der Seefahrtsschule in Dartmouth benutzt wurde. In dieser Zeit wurde ich tief unglücklich: wie ich heute überzeugt bin, eine Erhörnung der unaufhörlichen Gebete meiner Mutter und auch meines Bruders, der sich inzwischen zum Herrn bekehrt hatte. Diese Tage werde ich nie vergessen. Um mich zu betäuben und mein Elend zu vergessen, trank ich mehr denn je. Aber es nützte nichts.

Es war in dieser Zeit, daß ich einmal für Samstag und Sonntag nach Hause beurlaubt wurde. Wie gewöhnlich holte meine Mutter nach dem Frühstück am Sonntagmorgen die Bibel herbei. Diesmal reichte sie mir das heilige Buch und bat mich, einen Abschnitt aus der Offenbarung zu lesen. Obwohl ich die Bibel haßte, willfahrte ich ihrem Wunsch. Die Worte, die ich las, drangen mir wie Schwertstiche in die Seele und ließen mich nicht wieder los. Die Vorstellung des furchtbaren Gerichts, das über diese Welt hereinbrechen sollte, verfolgte mich selbst des Nachts in meinen Träumen. Ich wußte nur zu gut, daß dieses Gericht auch mich treffen, und daß mein ewiges Teil in dem See sein würde, der mit Feuer und Schwefel brennt, dem See, der für Satan und seine Engel bereitet ist, der aber auch das entsetzliche Teil aller derer sein wird, die sich nicht aus seiner Gewalt haben befreien lassen. Meine Angst wuchs mit jedem Tage, und das Verlangen, gerettet zu werden, wurde größer und größer.

Doch auch der Verführer und der Lügner von Anfang war auf dem Plan. „Was werden deine Freunde sagen, wenn du fromm wirst! Wie werden sie dich auslachen! Denk an deinen Beruf! Wie kann ein guter Seemann zugleich ein Christ sein!“ Mit solchen und ähnlichen Einflüsterungen suchte er mich in seiner Gewalt zu behalten. Aber Gottes Geist ließ nicht locker. An manchen Tagen rannte ich stundenlang auf Deck auf und nieder, in tödlicher Sorge um meinen verderbten und verlorenen Zustand. Nach Wochen voll Seelenangst faßte ich einen Entschluß. Ich wollte mit meinen Sünden brechen und ein neues Leben beginnen. Ein guter Entschluß — wenn ich ihn

nur hätte ausführen können. Nur zu schnell mußte ich erfahren, daß ich dazu aus eigener Kraft nicht imstande war, und damit wurden meine Gewissensqualen nicht nur nicht geringer, sondern noch größer.

Die Monate, die jetzt folgten, waren wohl die schlimmsten meines Lebens. Hinzu kam, daß ich Grund hatte, zu fürchten, ich möchte blind werden. Als Folge meines ausschweifenden Lebenswandels war diese Gefahr vorhanden. In entsetzlicher Angst fuhr ich manche Nacht aus unruhigem Schlummer auf, und während mir dicke Schweißtropfen von der Stirn perlten, schrie ich mit gellender Stimme in die Dunkelheit um mich her: „Ich bin blind! ich bin blind!“ Ich war dem Wahnsinn nahe. Wenn die Meinen in dieser Zeit nachgelassen hätten, in ernstem Gebet und Flehen für mich zu Gott zu rufen — ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre. — —

Wiederum hatte ich für anderthalb Tage Heimaturlaub. Es war Samstagabend. Mutter und Bruder waren schon zu Bett gegangen. Ich saß allein im Zimmer. Da stiegen die lang zurückliegenden Kinderjahre in meiner Erinnerung auf. Ich meinte meine Mutter wieder singen zu hören: Jesus liebt mich ganz gewiß, denn die Bibel sagt mir dies. Unwillkürlich richtete sich mein Blick zum Bücherbrett, auf dem ihre Bibel lag. Eine Stimme schien mir zuzurufen: Nimm und lies! Ich gehorchte, schlug das Wort Gottes auf und las Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. In dem gleichen Augenblick richtete der Heilige Geist meinen Blick auf den Herrn Jesus, der am Kreuz für Sünder starb. Ich

fiel auf die Kniee, bekannte meine große Sündenschuld und — o Wunder über Wunder — konnte Ihn im Glauben erfassen als meinen Heiland und Erlöser, der am Kreuz auch meine Schuld getragen hatte. Nie, nie werde ich diese Stunde vergessen. Nie gekannt, tiefer Friede zog in mein Herz ein. Es war um Mitternacht. Ein neuer Tag brach an. Für mich begann ein neues Leben. Das Alte war vergangen, alles war neu geworden.

Am liebsten hätte ich meine Mutter sofort geweckt, um ihr zu sagen, daß ihr Gebet erhört und ihr verlorener Sohn endlich, endlich gefunden war. Aber ich fürchtete, sie zu erschrecken, und so unterließ ich es. Ich ging nun auch zu Bett und schlief bald fest ein. Alle Angst und Furcht waren verschwunden.

Als ich am Morgen betend vor meinem Bett kniete, trat mein Bruder ins Gemach. Leise schloß er die Tür wieder. Ich hörte ihn draußen sagen: „Mutter, Bert betet!“ Als ich das Wohnzimmer betrat, kam meine Mutter mir entgegen, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte:

„Mein Junge, Jesus will dich retten!“

„Er hat mich gerettet, Mutter, gestern abend“, war meine Antwort.

An diesem Sonntagmorgen waren drei glückliche Menschen beisammen, die dem großen Heiland der Verlorenen nicht genug danken konnten für Seine viele Liebe. Ein Verlorener war gefunden, einer, der sich in Ketten der Finsternis befand, war befreit worden und jetzt versetzt in „das Reich des Sohnes Seiner Liebe“. (Kol. 1, 13.) Vor den Engeln Gottes im Himmel war Freude über einen Sünder, der Buße getan.

Auf mein Schiff zurückgekehrt, machte ich meinem Vorgesetzten sogleich Mitteilung davon, daß ich mich zu Jesu bekehrt habe. Er meinte: „Das ist ja gut; wenn's nur standhält!“ Zu dieser Bemerkung war gewiß Grund genug vorhanden. Doch ich wußte mich in der Hand Dessen, der gesagt hat: „Niemand wird sie aus meiner Hand rauben“. (Joh. 10, 28.) Auf dieses Wort habe ich mich verlassen, und heute, nachdem dreiundzwanzig Jahre seit meiner Bekehrung vergangen sind, tue ich es immer noch.

Auch meinen Kameraden gegenüber bemühte ich mich, Zeugnis abzulegen von dem, was ich erlebt hatte, und was mir nun das Kostbarste und Teuerste war. Von dieser Stunde an begannen sie mich zu hassen und zu verfolgen; ja, einige von ihnen hätten mich am liebsten über Bord geworfen. Doch Jesus half mir, alles zu ertragen. Er stand mir zur Seite. Er half mir auch, meine alte schlimme Leidenschaft völlig zu überwinden. Zugleich führte Er mir einen Matrosen zu, der ebenfalls ein Eigentum des Herrn war. Wir waren viel zusammen, und gern gedenke ich heute noch der gemeinsam verbrachten Abendstunden, in denen wir Gottes Wort miteinander lasen und uns darüber unterhielten.

Heute, mehr als zwei Jahrzehnte nach meiner Bekehrung, ist mir mein Herr und Heiland teurer denn je. Wie hat Er sich um mich bemüht! Er hat mich gerettet aus dem Grab in den Wellen, gerettet vom Seemannstod, gerettet aus der Sklaverei Satans und der Knechtschaft der Sünde — gerettet, um Ihm zu leben und zu dienen.

Gott tut auch heute noch Wunder. Ist meine Geschichte nicht ein Beweis dafür? Darum, ihr gläu-

bigen Väter und Mütter, ihr gläubigen Brüder und Schwestern, hört nicht auf zu beten, auch wenn es um, menschlich gesprochen, hoffnungslose Fälle geht! Gott kann Wunder tun, und Er tut es. Er ist ein Erhörer des Gebets. „Elias war ein Mensch von gleichen Gemütsbewegungen wie wir; und er betete ernstlich, daß es nicht regnen möge, und es regnete nicht auf der Erde drei Jahre und sechs Monate. Und wiederum betete er, und der Himmel gab Regen, und die Erde brachte ihre Frucht hervor.“ (Jak. 5, 17. 18.)

Hannes Weil

Die Sonne lachte. Grillen geigten hell im Gras. Die Freude des Sommers lächelte aus vielen bunten Blumen und reifenden Früchten. Aber im Dorf war Trauer. Hannes Weil wurde beerdigt.

Zur Rechten der Straße des kleinen Rhöndorfes standen die Frauen, Bäuerinnen, in ihren schweren, schwarzen Trauertrachten. Wie Glocken standen sie da, in ihren dicken Röcken, die mit seidene Stickerien verziert waren. Ihre Gesichter waren wetterverbrannt. Das Leben der Arbeit auf dem Felde hatte ihnen tiefe Runen ins Gesicht gezeichnet. So auch den Bauern, die zur Linken der Straße in schwarzer Kleidung standen. Ihre schmalen, weißen Umlegkragen mit den schwarzen Seidenschleifen und ihre derben, mattschwarzen Stiefel betonten die Feierlichkeit der Trauer. Es waren meist mittlere, hagere Gestalten.

Als ic. durch ihre Mitte schritt, grüßten sie mit halblautem: „Grüß Gott!“ — und nickten mit den Köpfen.

Neben dem Backhaus stand eine Gruppe Knaben mit einem schwarzumflorten Kreuz. Hell läuteten die Glocken der kleinen Dorfkirche. Die Knaben gingen voran und sangen: „Jesus, meine Zuversicht . . .“ Wie eine dumpfe Harmoniumbegleitung setzten die tiefen Stimmen der Bauern ein.

Der Trauerzug schritt andächtig zum Friedhof. Neben mir die schluchzende Frau des Hannes Weil.

Da standen wir bald davor. Aufgeschüttete, frische Erde — ein Grab für Hannes Weil.

Der Gesang der Bauern brach jäh ab. Unsere Blicke waren alle auf die frische, aufgeschüttete Erde gerichtet: — „Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: „Kommet wieder, Menschenkinder!““ —

Hannes Weil wurde in die Erde gesenkt. Nach der Predigt und dem Gebet grüßten die Bauern und Bäuerinnen ihren toten Hannes zum letztenmal und warfen ihm eine Hand voll Erde auf den Sarg.

Eine halbe Stunde später stand ich in einer niedrigen Bauernstube. Die Bäuerin übergab mir einen Paß Geld und Kriegsanleihescheine.

„Das war unser Erspartes von achtundvierzig Jahren. Mein Mann und ich haben gearbeitet. Wir wollten erst einen Bauernhof kaufen, aber es fehlten noch dreitausend Mark. Dann kam der Krieg und die Inflation.“

Ich sah der Frau einen Augenblick ins runzelige Gesicht, so wie ich auf die frische, aufgeschüttete Erde gesehen hatte.

Reichsbanknoten, gedruckt am 21. April 1910. Es waren zweiundsechzigtausend Mark. Noch dreitausend Mark, dann hätte Hannes Weil einen großen Bauern-

hof mit Pferden kaufen können, hätte alles bar bezahlen können. Nun war das alles nichts mehr wert. — Eine Hand voll frische, aufgeschüttete Erde.

Aber Hannes Weil hatte nicht nur Vergängliches gespart. Er hatte auch an das Ewige, Unvergängliche gedacht, und das mit Ernst. Seine Frau erzählte mir, daß er sich eines Tages für Gott und Christum entschieden hätte, und im Glauben an Christum hatte er das ersparte und verfallene Geld vergessen.

„I spoar jetzt für'n Himmel, Song! — Christus ist mein Gewinn! — Dös is a Dreck do'“, hatte Hannes Weil zu seinem Nachbar gesagt, als er ihm das Geld gezeigt hatte.

Und Hannes Weil glaubte seitdem an seinen Erlöser, Dessen Liebe er immer rühmte.

Draußen auf dem Friedhof lag nun sein Leib, und in der Hand hatte ich, was er in seinem Fleiß dem Leben abgerackert hatte, — Erde — und Papier, die Hoffnung seines alten Lebens — „a Dreck!“ —

Hannes Weil hatte es nicht zu einem großen Bauernhof gebracht, aber er hatte Christum gewonnen.

Alwin Wiederhold

Was ist dir Jesus?

Als Johann Huß an den Pfahl gekettet war, an dem er verbrannt werden sollte, sprach er: „Willkommen, du Kette, um Jesu willen!“ —

Von dem Liederdichter Gellert wird erzählt, daß er, als er auf dem Sterbebett lag, zu seiner Umgebung sagte: „Wenn ich nichts mehr verstehen und hören kann, dann ruft mir das eine Wort „J e s u s“ ins Ohr! Das werde ich immer noch verstehen und hören.“

Peter Reinharts Befehring

(Aus dem Holländischen)

Heinrich Beek war soeben als junger Rekrut in die Kaserne zu Hoorn eingezogen.

Wie fremd war ihm hier alles! Zum erstenmal sollte er woanders als im Elternhause schlafen, sich zum erstenmal statt in sein eigenes, gewohntes Bett in eins der schmalen Kasernenbetten legen und mit vierundzwanzig anderen Rekruten zusammen in einem gemeinsamen Schlafraum schwitzen.

Daran mußt du dich erst gewöhnen, sagte er sich. Ja, und daran w ü r d e er sich gewöhnen. Weit schlimmer war und viel schwerer zu tragen, daß er die reine Atmosphäre daheim mit einer Luft hatte vertauschen müssen, die verpestet war durch unflätige Reden und Flüche, Reden, wie sie ihm früher nie zu Ohren gekommen waren. Von Hause aus war er es so ganz anders gewöhnt. Da wohnte er bei seiner gottesfürchtigen Mutter. Hier wollte es ihm vorkommen, als sei er in der Hölle. Es schien, als ob die Soldaten geradezu darauf aus wären, sich gegenseitig in seichten und ungeziemenden Redensarten zu überbieten.

Heinrich war einige Tage später als die anderen in die Kaserne eingezogen. Er war nicht wohl gewesen, als er den Gestellungsbefehl erhielt, und die besorgte Mutter hatte ihn einige Tage zurückgehalten. Endlich aber hatte er doch fortgemußt. Die wenigen Stunden, die er in der Kaserne war, hatten ihm das Soldaten-

leben nicht von der angenehmsten Seite gezeigt. Er fragte sich, ob die Kameraden zuhause auch alle so reden mochten, wie sie es hier taten. Er konnte es sich kaum denken. Es hatte ihn angewidert, und er war in den Schlaffaal geflüchtet, wo er wenigstens eine halbe Stunde lang nichts mehr von dem sah und hörte, was ihn geradezu entsetzte und ihm den neuen Abschnitt seines Lebens so sehr schwer machte.

Er hatte sich auf den Stuhl neben seiner Bettstelle gesetzt und den Kopf in die Hände gestützt. Seine Gedanken wanderten nach Hause in die traute Wohnstube, wo um diese Stunde die Mutter mit ihrem Strickzeug vor der alten Petroleumlampe saß. Sicher weilten auch ihre Gedanken bei ihrem Jungen in der Ferne, und sicher betete sie für ihn. Und am Harmonium saß gewiß Minna, Heinrichs einzige Schwester, so wie sie es allabendlich tat. Oft spielte sie Mutters Lieblingslied:

„Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege Des', der den Himmel lenkt“.

Und vielleicht waren sie auch gerade in diesem Augenblick dabei, dieses Lied zu singen. Heinrich wußte, daß die Mutter beim Singen des Liedes immer an den Vater dachte, der gestorben war, als er selbst noch ein kleiner Knabe war.

Dem einsamen jungen Soldaten traten die Tränen in die Augen, als er sich im Geiste so lebhaft nach Hause versetzte. Hier war niemand, zu dem er sich hingezogen gefühlt hätte. Hier herrschten Kühle und Gemeinheit. Ob die Mutter wohl ahnte, wie es hier war? Als sie ihm den Abschiedsfuß gegeben, hatte sie ihm nur fest ins Auge geschaut und ruhig gesagt: „Gott behüte dich, mein Junge!“

Ja, die Mutter erwartete alles von Gott, auch was ihn betraf. Während Heinrich sich langsam auszog, mußte er sich noch darüber wundern, wie merkwürdig ruhig die Mutter ihn hatte ziehen lassen. Er wurde selbst innerlich wieder ganz still dabei. Wie er gewohnt war, kniete er auch an diesem Abend, bevor er sich zu Bett legte, nieder und bat Gott, ihm zu helfen, damit er auch in dieser gottlosen Umgebung tapfer und treu als Christ seinen Weg gehe.

Heinrich war schon eine Weile im Bett, als die anderen mit viel Lärm in den Schlaflsaal traten. Alle waren rasch ausgezogen und in den Betten, und nachdem „Licht aus!“ kommandiert worden war, dauerte es nicht lang, bis alle, auch Heinrich, in tiefem Schlaf lagen.

Am nächsten Abend hatte Heinrich sich schon etwas mit dem Kasernenleben abgefunden und seine Kameraden kennen gelernt, die mit ihm auf der Stube lagen. Er hatte erfahren, daß Peter Reinhart, der ihm den größten Einfluß auf die ganze Stube zu haben schien, nicht zu den eigentlichen Rekruten gehörte, sondern ein Freiwilliger war, der schon drei Jahre diente. Er hatte aber auch gemerkt, daß Reinhart bei seinen Vorgesetzten nicht gut angeschrieben war und sich im Dienst noch keine Lorbeeren erworben hatte. Es hieß, er sei bereits schlimmer Vergehungen wegen bestraft und vom Korporal wieder zum gewöhnlichen Soldaten degradiert worden. Daß er von seinen größeren Erfahrungen und Kenntnissen im Militärdienst einen schlechten Gebrauch machte und den jungen Rekruten in allem Verkehrten voranging, machte ihn bei seinen Vorgesetzten besonders unbeliebt. Die Neugekommenen sahen dagegen begeistert zu ihm auf. Er

hatte Erfahrung, die sie nicht besaßen, konnte überzeugend reden und trefflich erzählen. Die Gesprächsthemen, die er anschnitt — und sie waren meist recht liederlicher Art —, wurden von den jungen Soldaten, die sich um seine Freundschaft bewarben, aufgegriffen und mit Behagen weitergesponnen.

Heinrich Beek graute vor dem Einfluß Peter Reinharts, den er für einen ganz bösen Menschen hielt. Aber wenn er ihm auch sorgsam aus dem Wege ging, so fühlte er doch seine besondere Verantwortung diesem einflußreichen Verführer gegenüber, und als er am zweiten Abend in Gegenwart der Kameraden wieder an seinem Schemel niederkniete, betete er in besonderer Weise dafür, daß Gott Peter Reinhart befehren möge. Plötzlich ertönte lautes Lachen um ihn her, und als er sich von den Knien erhob, redete einer der jungen Kameraden ihn an:

„Was fällt dir denn ein, Beek? Was hat das zu bedeuten? Hast du vielleicht gebetet?“

Heinrich erwiderte ruhig, wenn auch ein wenig errötend:

„Ich bin das von Hause aus so gewöhnt.“

„Nun, hier mußt du dir das abgewöhnen“, fiel Peter Reinhart ein. „Du bist kein kleines Kind mehr. Mit solchen Kindereien haben wir hier nichts zu tun.“

Beek hielt es für das Beste, nichts auf diese Bemerkung zu erwidern, aber er lag an diesem Abend noch lange wach.

Sooft Peter Reinhart unserem Heinrich in den folgenden Tagen begegnete, konnte er es nicht unterlassen, in teils ernst, teils recht höhnisch klingenden Worten auf seine Gewohnheit, zu beten, anzuspie-

len. Keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, allein oder im Beisein der anderen, den jungen Kameraden zu hänseln und zu quälen und ihm so das Leben bitter zu machen. Aber Heinrich widerstand ihm mannhaft. Hatte er eine Antwort zur Hand, so gab er sie, hatte er keine, schwieg er. Vom Gebet ließ er sich nicht abbringen.

Leider hatte Reinhart die anderen Stubengenossen sämtlich auf seiner Seite. Oft spotteten und lachten sie alle miteinander, wenn Beck morgens und abends knieend betete. Doch mit dem Mut eines Menschen, der sich bewußt ist, an der Hand des Allmächtigen zu gehen, blieb Beck seiner Gewohnheit treu.

Eines Tages kam es zu einer Katastrophe. Wie gewöhnlich waren die Rekruten an dem betreffenden Morgen nach dem Wecken aus den Betten gesprungen, hatten sich gewaschen und angekleidet, die einen laut redend und singend, die anderen — unter ihnen Heinrich — still und schweigend. Als er fertig war, kniete er wie gewöhnlich nieder, um sich des Herrn Segen für den Tag zu erbitten. Während er betete, merkte er nicht, daß Peter Reinhart sich mit geballter Faust hinter ihn stellte und auf den Augenblick wartete, wo er sich erheben würde. Die übrigen, gespannt, was sich nun zutragen werde, blickten erwartungsvoll auf die beiden.

Heinrich erhob sich. Aber noch ehe er auf den Füßen stand, versetzte Reinhart ihm mit den zornig hervorgestoßenen Worten:

„Du scheinst auf gute Art nicht zu bewegen zu sein, mit der lächerlichen Komödie aufzuhören“, ei-

nen so heftigen Faustschlag ins Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase strömte.

Einen Augenblick taumelte Heinrich. Dann aber bemächtigte sich seiner grenzenlose Erregung, und ohne ein Wort zu sprechen, ergriff er seinen Peiniger, hob ihn hoch in die Höhe und schleuderte ihn mit unvermuteter Kraft gegen die Wand.

Mit lautem Schmerzensschrei fiel Reinhart auf eine Bettkante. Im selben Augenblick sank auch Heinrich entkräftet zusammen, gerade in eine Blutlache hinein.

Fürchterlicher Lärm entstand. Ein Unteroffizier eilte herbei.

„Was ist los?“ rief er streng.

„Da“, schrie Reinhart, auf Beek zeigend, „der Kerl da ist an allem schuld.“

„Ja, ja“, bestätigten einige der Rekruten; „er hat ihn gegen die Wand geworfen.“

Der Unteroffizier aber, ein verständiger Mensch, der Heinrich schon länger beobachtet und seinen stillen Mut bewundert hatte, erfaßte rasch die Lage.

„Nein, Reinhart, nicht er, sondern Sie sind der Schuldige. Sprechen Sie! Was haben Sie wieder angestellt?“

Inzwischen hatte Heinrich sich erhoben und erklärte jetzt ruhig, daß die Kameraden recht hätten, und er im Zorn seinen Feind gegen die Wand geworfen habe.

„Ich konnte mich nicht mehr beherrschen, Herr Unteroffizier.“

Der Unteroffizier sah von Beek auf Reinhart und von Reinhart wieder auf Beek. Dann sagte er zu Beek:

„Wenn Sie, dessen Geduld ich schon lange bewundert habe, sich nicht mehr beherrschen konnten, wie muß der Bursche Sie dann gequält haben! Hat Reinhart Sie so zugerichtet?“ fuhr er fort, auf Heinrichs zerschlagene Nase deutend.

Tiefes Schweigen. Alle sahen auf Beek, was er antworten würde. Aber er blieb still.

„Das dürfte Sie vierzehn Tage kosten, Reinhart“, sagte der Unteroffizier.

„Bitte, Herr Unteroffizier“, rief Heinrich, „machen Sie keine Anzeige! Er hat ja seine Strafe bekommen.“

Aber der Unteroffizier meldete den Vorfall, und der Schuldige erhielt seine vierzehn Tage.

Nachdem die Strafe verbüßt war, betrug Reinhart sich eine Zeitlang anständiger gegen Beek. Doch war seine innere Einstellung ihm gegenüber keineswegs anders geworden. Nach wie vor ärgerte dessen fortgesetztes stilles Beten ihn maßlos, und er sann darauf, wie er Heinrich auf andere Weise beikommen konnte. Aber wie? Ihn offen anzugreifen, wagte er nicht mehr. Die Kraft, mit der der junge Rekrut ihn an die Wand geworfen hatte, war ihm noch zu wohl im Gedächtnis.

Eines Mittags indes, als sonst niemand in der Stube war, trat Reinhart, der einige seiner Getreuen bei sich hatte, auf Beek zu, faßte ihn unvermutet, warf ihn mit Hilfe der anderen zu Boden und band ihm mit einem dicken Strick die Arme über der Brust zusammen. Heinrich sah, daß er gegen die Übermacht nichts ausrichten konnte, und verlegte sich aufs Bitten, ihn doch in Ruh' zu lassen, aber vergebens. Ge-



fesselt lag er da, unfähig, sich aufzurichten. Plötzlich wurde er ganz ruhig, schloß die Augen und sagte mit deutlich hörbarer Stimme:

„O Gott, gib mir die Kraft, diesen Strick zu zerreißen!“

Dann spannte er alle Kräfte an, und noch ehe

sich Reinhart und seine Kumpane recht bewußt wurden, was da vorging, rissen die Stricke, mit denen Beek gebunden war, und der eben noch Gefesselte stand zu aller maßlosem Erstaunen frei und aufrecht vor ihnen.

„Es wird euch nicht gelingen. Ihr bekommt mich nicht dazu, eurer bösen Lebensweise zu folgen“, sagte Heinrich ruhig. „Ich werde fortfahren, zu beten, und ich bete auch für euch, besonders für dich, Reinhart.“

Ein häßliches Gelächter beantwortete die freundlichen Worte.

An seinen freien Abenden pflegte Beek die Zusammenkünfte der Freien Evangelischen Gemeinde in Hoorn zu besuchen. Auch deswegen mußte er sich von seinen Kameraden allerlei Spott gefallen lassen. Der Hauptansteller war wieder Reinhart.

„Darf man fragen, was ihr dort treibt?“ erkundigte er sich einmal spottend.

„Geh nur mit, da wirst du's ganz genau erfahren“, versetzte Beek ruhig.

Reinhart horchte auf. Der Gedanke war nicht übel. Auf diese Weise konnte neuer Stoff für seine Zwecke gesammelt werden.

„Wird gemacht! Jungens, das gibt einen Hauptspaß! Da gibt's was zu erzählen. Beek wird wohl sein Schätzchen dort treffen. Warum auch nicht? Dabei kann man doch den ganzen Tag beten. Nun, vielleicht werde ich mir auch eine von der Sorte holen, und wer weiß, ob Peter Reinhart nicht auch noch mal dahinkommt, vor seinem Bett zu knien!“

Ein dröhnendes Gelächter belohnte diesen geistreichen Witz.

Der nächste Versammlungsabend kam, und Reinhart ging mit Heinrich, um an der Zusammenkunft teilzunehmen. Er hatte sich einen Spaß versprochen, aber es kam ganz, ganz anders. Auch an diesem Spötter und Lästlerer erwies sich Gottes Wort als „lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert, und durchdringend bis zur Scheidung von Seele und Geist“. (Hebr. 4, 12.) Unter der Verkündigung des Wortes wurde Reinhart so mächtig von der Heiligkeit, aber auch von der Liebe Gottes ergriffen, daß er sich in Seinem Licht als einen schrecklichen Sünder erkannte und in einem Augenblick seinen völlig verlorenen Zustand sah. Er geriet in solche Sündennot, daß er fast verzweifelte. Als die Versammlung zu Ende war, wollte er nicht zur Kaserne zurück, bis man mit ihm gebetet habe, und bei dieser Gelegenheit kam der Schrei des Zöllners über seine Lippen: „O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“ und, o Wunder der göttlichen Gnade! noch am selben Abend wurde Peter Reinhart bekehrt und fand durch den Glauben an Jesum Christum Frieden und die Vergebung seiner vielen Sünden.

Hernach ging er still und in tiefen Gedanken neben Heinrich Beck durch die Straßen zur Kaserne. Während Heinrich, überglücklich über das Vorgegangene, die Gnade Gottes rühmte, schwieg Reinhart fast den ganzen Weg. Vor der Kaserne sagte er:

„Wir gehen zuerst in die Kantine, Heinrich.“

In der Kantine wurden sie mit lautem Hallo empfangen, und der Lärm wurde noch größer, als Reinhart seine Hand hob und zu reden begann.

„Jungen“, sagte er, „ich bin entschlossen, fortan Gott zu dienen.“

Die Kameraden, die in seiner ernstesten Miene nur eine gutgespielte Komödie sahen, warteten gespannt darauf, was weiter kommen werde, und Reinhart fuhr fort, jetzt mit bebender Stimme:

„Jungens, was bin ich doch ein gemeiner Kerl! Ich habe Beek am Beten gehindert, und euch allen bin ich im Schlechten vorangegangen. Jungens, schlagt mich, tretet mich, tut mir alles Böse an! Ich hab's nicht anders verdient! O was für ein Sünder bin ich! Wäre Gott nicht ein gnädiger Gott — ich wäre ein verlorener Mensch.“

Hier und da wurde noch gelacht. Die meisten aber standen oder saßen da mit einem Ausdruck von Geschlagensein in ihren Mienen, als sie diesem Ausbruch von Schmerz und Reue lauschten. Sie begriffen, daß da etwas Ungewöhnliches vor sich gegangen war, und sie hörten aufmerksam zu, als Reinhart, der seine Ruhe wiedergewonnen hatte, ihnen jetzt seine Befeuerung erzählte und nochmals seinen Entschluß kundtat, von jetzt ab ein anderes Leben zu führen.

Peter Reinhart hat Wort gehalten. Von Stund an wurden faule, lästerliche Reden nicht mehr von ihm gehört. Vielmehr suchte er die, denen er früher im Schlechten vorangegangen war, jetzt für Christum zu gewinnen. Er zeugte mit aller Macht und ungewöhnlicher Kraft — sichtlich waren ihm reiche Gaben von Gott verliehen — von dem Heil, das ihm selbst zuteil geworden war, und das Gott ausnahmslos allen Menschen entbieten läßt.

Später hat er als Heilsarmee-Offizier in großem Segen öffentlich in Holland gewirkt, hat sich aber mit der Zeit wieder von der Heilsarmee getrennt

und ist auf eigene Verantwortung, durch Glauben lebend, nach Tibet gegangen.

Er ist ein Bahnbrecher der Mission in jenem verschlossenen Land der heiligen Lotusblume geworden und ist dort im Jahre 1898 durch die Hand eines unbekanntes Mörders ums Leben gekommen — im Dienst für Den, welchen er in seinen Jugendjahren so oft gelästert hatte.

„Das Bild Gottes“

(2. Kor. 4, 4.)

Weißt du, wer Der ist, mein Leser, den Gottes Wort „das Bild Gottes“ nennt?

In der Schöpfungsgeschichte lesen wir bezüglich der Erschaffung des Menschen: „Und Gott schuf den Menschen in Seinem Bilde, im Bilde Gottes schuf Er ihn“ (1. Mose 1, 27): nicht vernunft- und geistlos, wie die Tiere, sondern als ein mit Geist, Verstand, Weisheit und Einsicht begabtes Wesen, mit einer unsterblichen Seele, ein Geschöpf, von Gott dazu bestimmt, als Haupt zu herrschen über alle die niedrigeren Ordnungen der Schöpfung. Wenn wir von diesem Anfang des menschlichen Daseins lesen und damit die Geschichte des Menschen vergleichen, erschrecken wir. Welch ein Zerrbild ist geworden aus der untadelhaften Schöpfung Gottes: Aus dem unschuldigen ersten Menschenpaar ein schuldiges Geschlecht, von dem viele, einzelne und ganze Stämme, unter das Tier gesunken sind; aus dem im „Bilde Gottes“ Geschaffenen ein Mensch, der ein Spielball sündiger Lüste und Begierden und ein mit Angst und Furcht an den Tod denkender Sklave Satans gewor-

den ist — so nach dem untrüglichen Worte Gottes, so auch nach den Beweisen der Geschichte und des Lebens.

Aber wer ist nun Der, den Gottes Wort als „das Bild Gottes“ bezeichnet? Wird, kann so von einem Menschen gesprochen werden? Ja, ein Mensch ist gemeint — wunderbare Aedelung des Menschengeschlechts —, freilich ein Mensch von besonderer Art. Es ist niemand anders als Jesus Christus, Gottes Sohn, der aber zugleich durch Seine Geburt von einem menschlichen Weibe wahrhaftiger Mensch geworden ist, und der auch heute noch, nach Seiner Rückkehr zum Vater, als Mensch im Himmel lebt. (Vergl. 1. Tim. 2, 5; Hebr. 2, 6—9 u. a. St.) Von diesem Menschen redet die Schrift in Verbindung mit dem herrlichen Evangelium, das von Ihm ausgeht, als von dem „Bilde Gottes“. Dieser wunderbare Mensch, der letzte Adam, wie das Wort sich ausdrückt, hat es anders gemacht als der erste Adam, der erste Mensch. Während dieser in den günstigsten Umständen Gott mißtraute, ungehorsam war und durch seine Sünde namenloses Elend in diese Welt brachte, hat jener in den allergrößten Versuchungen Seinem Gott völlig vertraut, ist völlig und in allem gehorsam gewesen und in Seiner freiwilligen Erniedrigung und Selbstentäußerung bis zum Tode am Kreuz gegangen. Furchtbar ist, wie die Menschen diesen Heiligen und Gütigen, diesen Wohltäter und Freund der Armen behandelt haben. Schon als Kind von Herodes verfolgt, dann während Seines öffentlichen Auftretens, in der Hauptsache von den Leitern des Volkes, aber auch von dem Volke selbst verhöhnt, angefeindet und angegriffen, mußte Er am Ende Seines Le-

bens den ganzen Haß der Menschen, Juden und Heiden, über sich ergehen lassen. Das Volk schrie sein „Kreuzige, kreuzige Ihn!“, Hohenpriester und Angehörige des Hohen Rats spieen Ihn an und schlugen Ihn mit Fäusten, Diener gaben Ihm Backenstreichs, und Kriegsknechte verhöhten, geißelten, krönten Ihn mit Dornen und schlugen Ihn ans Kreuz, und selbst dann hatte die Feindschaft der Menschen noch kein Ende.

Weshalb das alles? Was hatte Er ihnen getan? Hatte Er die Menschen schlecht behandelt? Im Gegenteil. Nur Gutes hatten sie von Ihm empfangen und Seine Freundlichkeit und Hilfe reichlich erfahren. Kranke hatte Er geheilt, Hungerige gespeist und Armen das Evangelium verkündigt. Es gab nichts, das sie Ihm hätten vorwerfen können. Sein Leben war in jeder Hinsicht unanstößig, heilig und gerecht gewesen. Keiner konnte Ihn auch nur einer Sünde zeihen.

Weshalb nun diese schändliche Behandlung seitens Seiner Zeitgenossen? Deshalb, weil ihre Werke böse waren, Er aber gerecht, weil sie die Finsternis mehr liebten als das Licht, und weil sie sich verführen ließen von dem Vater der Lüge, dem Teufel.

Und die Nachfolger jener Menschen haben es alle nicht besser gemacht. In ihrem natürlichen Zustand besteht kein Unterschied zwischen diesen und jenen. Bis zur heutigen Stunde ist Jesus Christus ein Gegenstand menschlicher Feindschaft gewesen und geblieben. Die Welt will Ihn heute ebensowenig wie damals. Käme Er heute wieder, sie würde Ihn kreuzigen wie im Jahre 33, Ihn, der heute wie immer „das Bild Gottes“ ist.

Es gibt Menschen, die zwar Jesum anerkennen, sich in ihrer Stellung zu Christo aber in einem gefährlichen Irrtum befinden, ebenso wie viele sich von Gott ein ganz und gar verkehrtes Bild machen. In dem trefflich redigierten „Berliner Evangelischen Sonntagsblatt“ finde ich da gerade recht gute Worte über Gott und uns, die ich hier anführen möchte.

„Menschliches Dasein“, heißt es in der Nummer vom 18. August, „kann Ihn nicht fassen, menschliches Suchen nicht finden. Menschliches Sein vermag Ihn nicht zu erreichen oder Ihn gar einzufangen in ein Wort, in einen Begriff, in eine Idee oder Vorstellung, die doch immer nur menschlich bleibt. Wir sind Seiner nicht mächtig; Er ist unser mächtig. Er ist über uns. Wir ergreifen Ihn nicht; wir werden von Ihm ergriffen. Wir finden Ihn nicht; wir werden von Ihm gefunden. Wir erkennen Ihn nicht; aber wir sind von Ihm erkannt. Gottesfurcht, die Ehrfurcht vor dem großen, allmächtigen, ewigen und heiligen Gott, bleibt in allem Gotterleben, in allem Gottesdienst der Grundzug und das Wesen wirklicher Frömmigkeit. Ohne diese Gottesfurcht wird aller Gottesdienst zum Götzendienst, das heißt zur Anbetung eines Gottesbildes, das der Mensch aus sich selbst heraus gesetzt und vor sich hingestellt hat. Solches geschieht aber nicht nur da, wo man mit der Hand und mit dem Meißel aus Holz oder Stein sich ein Bild von Gott nach eigener Willkür zurechtmacht, sondern auch da, wo man in Gedanken mit Hilfe geistiger Arbeit sich Ideen und Ideale formt, um dann vor ihnen niederzuknieen, sie anzubeten und zu sagen: Das ist mein Gott.“

Auch in bezug auf Jesum Christum formen viele

Menschen sich ihre eigenen Ideen und Ideale. Und was man da zu lesen und zu hören bekommt, ist oft geradezu erschreckend. Wir wagen nicht, die Worte zu wiederholen, mit denen Menschen den hehren Sohn Gottes erniedrigen, indem sie Ihn nach ihrem Wunsch und Willen gestalten, indem sie über Ihn reden, was ihren von der Sünde verdorbenen Herzen entspringt, statt daß sie sich in Demut von Gottes Wort belehren lassen. Möchten alle diese bedenken: Wohl ist Jesus Christus Mensch geworden und lebt als Mensch zur Rechten Gottes, aber Er ist auch Gott von Ewigkeit, ist ewiger Sohn: „Er ist das Bild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene aller Schöpfung. Durch Ihn sind alle Dinge geschaffen worden, die in den Himmeln und die auf der Erde, die sichtbaren und die unsichtbaren, es seien Throne oder Herrschaften oder Fürstentümer oder Gewalten: alle Dinge sind durch Ihn und für Ihn geschaffen. Und Er ist vor allen, und alle Dinge bestehen zusammen durch Ihn.“ (Kol. 1, 15—17.) Ihm ist als Mensch alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. (Matth. 28, 18.) Durch Ihn wird Gott den Erdbkreis richten in Gerechtigkeit (Apstgsh. 17, 31). Er ist der Erste und der Letzte und der Lebendige. Er ist lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und hat die Schlüssel des Todes und des Hades. (Offbg. 1, 17. 18.) Er wird einmal auf dem großen weißen Thron sitzen, um zu richten, Er, vor Dessen Angesicht die Erde entflieht und der Himmel, und keine Stätte wird für sie gefunden. (Offbg. 20, 11.)

Das ist Er, Jesus von Nazareth, Jesus Christus, unser Herr und Heiland, Jesus, der Sohn des lebendigen Gottes. Laß es dir gesagt sein, du, der du es wagst, Seine Person nach eigenem Willen und

Verstand umzugestalten. Wer verständig ist, naht Ihm mit Furcht und Ehrerbietung, denn wer zerbrochenen und zerschlagenen Herzens zu Ihm kommt, darf auch heute noch Seine Gnade und Sein Erbarmen erfahren. Wer so zu Ihm kommt, wird nicht von Ihm hinausgestoßen, sondern ewige Glückseligkeit wird ihm gegeben werden. Wer aber in Stolz und dem Übermut eines ungebrochenen Herzens vor Ihn tritt, der sehe wohl zu, daß Er nicht zürne, und er dann unkomme auf dem Wege, wenn nur ein wenig entbrennt Sein Zorn. (Vergl. Ps. 2, 12.)

Wie ein Nasser einen Missionar Belehrte

Nachfolgender Bericht eines Missionars über ein Erlebnis auf der Insel Nias, der vor längerer Zeit in der in Elberfeld erscheinenden „Bergisch-Märkischen Zeitung“ zu lesen stand, ist so eigenartig und bedeutungsvoll, daß er, wie mir scheint, uns allen, auch den Lesern der „Samenkörner“, etwas sagen kann.

Noch nicht lange war ich in Batavia stationiert, als ein Mann in der Nähe meiner Wohnung erkrankte. Sofort besuchte ich ihn und gab ihm zur Stillung seines brennenden Fieberdurstes alles, was ich an Süßigkeiten in meinem Eßschrank hatte. Dazu pflegte ich ihn — manchmal stundenlang. Ich wollte auch meinen heidnischen Nachbar, der noch nie einen Gottesdienst besucht hatte, durch meine Liebe und Für-

sorge dazu bringen, niha mgu (Kirchgänger) zu werden. Schon glaubte ich, einen Erfolg meiner Bemühungen bei ihm zu bemerken, wurde aber nur zu bald in meiner Hoffnung getäuscht. Es war am dritten Tage nach der Erkrankung des Mannes. Da hörte ich am frühen Morgen, als ich eben im Begriff stand, meinen Patienten wieder zu besuchen, erst leise, dann immer lauter den Klang der Priestertrummel und den den Trommelschlag begleitenden eintönigen Gesang des heidnischen Priesters. Kaum traute ich meinen Ohren. War's möglich, daß der Kranke, der doch so viel Liebe von mir erfahren hatte, nun wie zu meiner Verhöhnung meinen schlimmen Gegner, den vom Volke hochverehrten heidnischen Priester Heia zu sich gerufen hatte?

Ich ließ den Guru (Lehrer) rufen und forderte ihn auf, nachzusehen, ob ich mich etwa verhöhrt hatte, oder ob vielleicht Kinder im Spiele den Priester nachahmten. Aber es war keine Täuschung. Der Lehrer kehrte mit der Meldung zurück: „Heia ist da, und das Haus ist mit frischem Laub von Kokospalmen geschmückt“ —, zum Zeichen, daß für dessen Bewohner geopfert werden sollte.

Kaum meine Aufregung beherrschend, schritt ich im Zimmer auf und ab. Der Lehrer hatte sich geräuschlos entfernt. Still war es um mich her. Um so deutlicher und unheimlicher klang von dem Hause des Kranken her das Bum — bum der Trommel und der gräßliche Gesang des Heidenpriesters. Da übermannte mich der Zorn. Mit einem Stock in der Hand eilte ich über die Straße in das mit Blättern geschmückte Haus und sah nun mit eigenen Augen, was geschehen war. Den Kranken hatte man aus dem Schlafgemach auf

die Bordergalerie gebracht, wo er auf einer schmutzigen Matte lag und nach Atem rang. Neben ihm saß der Priester. Er grinste mich an, fuhr aber, unbekümmert um meine Nähe, fort, seinen Gesang herzustellen. Es war nicht zum Aushalten. Mit vor Zorn und Trauer bebender Stimme rief ich: „Ist das der Dank für meine Liebe?“ Und dem Priester drohte ich: „Wehe dir!“ Zugleich schlug ich die Tür hinter mir zu und verletzte dabei den Fuß eines Mannes, der eifrig beschäftigt war, ein Netz zu stricken. Der durch meine Unachtsamkeit Verletzte war kein anderer als mein Freund Lani. Am folgenden Tage, als ich in meinem Arbeitszimmer gerade einen Brief schrieb, öffnete sich langsam die Tür, und herein trat Lani mit einem noch unfertigen Netz in der Hand.

„Nun, Lani“, begrüßte ich ihn, „das ist ja schön, daß du kommst.“

Ohne etwas zu sagen, nur mit einem freundlichen Blick meinen Gruß erwidern, setzte er sich auf den Boden, nahm aus der Falte seines Lententuches ein Priemchen und breitete dann das Netz aus, um weiter daran zu arbeiten.

„Nun, Lani,“ fragte ich ihn, „was ist denn der Grund deines Kommens?“

Nach langem Zaudern entgegnete er:

„Der Tua war gestern wohl zornig auf den Heia?“

„Gewiß“, sagte ich, „ist es denn nicht, um aus der Haut zu fahren? Tagelang habe ich den Kranken Mann gepflegt und ihm alle Liebe erwiesen, und dann läßt er den Priester rufen! Glaubst du denn, daß dieser mit seinem Trommeln und Opfern ihn heilen kann? Wirklich, Lani, ich klage es dir als ei-

nem Freund, man könnte an deinen heidnischen Volksgenossen verzweifeln.“

„Aber, Tua“, wendete Lani ein, „was kann Heia dazu, wenn er von dem Kranken gerufen wurde? Er hat mehr Rechte hier als du. Warum zürnst du ihm denn?“

„Ich zürne“, antwortete ich, „weil der Kranke den Priester hat kommen lassen. Ist das nicht eine unerhörte Undankbarkeit?“

Während dieses Zwiegesprächs hatte Lanisagoro ruhig an seinem Netz weiter gearbeitet. Jetzt hielt er damit ein, richtete seinen Blick auf mich und sagte:

„Der Tua kennt das Herz eines Heiden noch nicht.“

Hierauf beugte er seinen Kopf wieder über seine Arbeit und schwieg.

Inzwischen wurde es mir klar, daß ich doch nicht recht gehandelt hatte. Kleinlaut fragte ich Lanisagoro:

„Was willst du damit sagen, daß ich das Herz eines Heiden nicht verstehe?“

„Das hat sich gestern gezeigt“, lautete seine Antwort. „Du wurdest so zornig auf Heia, daß sogar die Kinder, die dich sonst so lieb haben, in Furcht vor dir gerieten. — Klug bist du, Tua, du bist sogar ein Bote Gottes; aber das Herz eines Heiden kennst du noch nicht.“

„So sage mir doch, wie meinst du das?“

„Nun, Tua, so höre!“

Bei diesen Worten schob Lani das Netz von sich, schlug seine Hände um das eine Knie und fuhr, dieses langsam auf und ab bewegend, in freundlichem Tone fort:

„Sieh, Tua, das Herz dieses Kranken ist noch

heidnisch. Darum vertraut er mehr auf die Macht des Priesters als auf deine Macht. Wohl hat er von dir viel Liebe und Wohltaten empfangen; aber ein Heide fürchtet den Tod und klammert sich wie mit beiden Händen an das Leben. Als nun gestern nacht die Krankheit des Mannes sich verschlimmerte, da sagte er sich: Der Tua kann mir nicht helfen, so will ich den Priester Heia rufen lassen, den mächtigsten und kundigsten Mann, den es hier gibt; der wird mich gesund machen. War das nicht ganz natürlich gedacht, Tua? — Ich will es dir offen bekennen: Obwohl ich den Taufunterricht besuche und an Jesus glaube, kann ich noch bei einer Erkrankung in Versuchung kommen, die Hilfe des Priesters anzurufen. Bedenke, Tua, daß wir mit tausend Ketten ans Heidentum gebunden sind. Wenn der Glaube an Jesus uns auch frei macht, so sind wir noch nicht von allem frei und müssen noch jeden Tag zunehmen an Erkenntnis. Ich denke öfters an die Geschichte von Lots Weib, die du uns kürzlich erzählt hast, wie sie hinter sich blickte nach ihren Schätzen, nach der Vergangenheit. So geht es auch uns Heidenchristen in vielen Fällen. Wieviel schlimmer aber wird es bei einem noch ungläubigen Heiden sein!“

Die Worte Lanis hatten mich innerlich bewegt und mein Gewissen getroffen.

„Du hast recht, Lani“, sagte ich, „ich habe töricht gehandelt. Das habe ich jetzt erkannt. — Wenn du heute noch zu dem Kranken gehen willst, so grüße ihn von mir und sage ihm: „Der Tua hat dir verziehen, daß du zu dem Priester geschickt hast. Wenn du erfahren wirst, daß die Kunst des Priesters dir nicht hilft, so darfst du den Tua wieder rufen lassen.““

Zwei Tage später verstummte der Trommelschlag und der gräßliche Priestergesang. Heia hatte den Kranken nicht gesund machen können. Da schickte dieser zu mir, und der Herr segnete jetzt meine ärztliche Behandlung, so daß mein Nachbar gänzlich genes. Auch gewann ich des Nachbars Herz. Er wurde in der Folgezeit ein lieber Gast und mein treuer Freund.

Dem Lanisagoro bin ich aber bis heute dankbar für die gute Lehre, die er mir erteilt hat.

Jeden Tag kam er früh neun Uhr dieselbe Straße

Jeden Tag kam er früh, neun Uhr, dieselbe Straße daher, hatte dasselbe Lächeln um Mund und Wange. Jeden Tag hatte er denselben Gruß und dieselben Fragen nach meinem Befinden und nach manch anderen Dingen des Lebens.

„Was gibt es sonst noch?“ war seine letzte Frage. Dann folgten meist seine Einwendungen über diese und jene politischen oder sonstigen gesellschaftlichen Vorkommnisse.

Aus den bunten, nahbezüglichen Dingen des Lebens fanden wir bald den Weg zu der allerwichtigsten Frage, zur Frage nach Gott und nach Christus. Das letzte diesbezügliche Gespräch drehte sich um die Frage: „Wer ist denn nun ein wirklicher Christ?“

Ich hatte ihm darauf die Antwort aus der Heiligen Schrift mitgeteilt: „Wer Christi Geist hat! — Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht Sein!“

Da war ein Schweigen der Unwilligkeit über ihn gekommen.

Christi Geist? —

Ich erklärte ihm näher, was ich meinte. „Wer Christi Geist hat, dem hat Gott die Sünden vergeben, der hat geglaubt, daß durch das Sühnopfer Christi allein, durch den Glauben, uns Frieden mit Gott wird, der wird sich bemühen, im Glauben an Christum nicht seinen Willen, aber den Willen Gottes zu tun.“

Ein verlegenes, nichts sagendes Gestammel und ein „Auf Wiedersehn!“ war dann der Schluß unserer Aussprache.

Wie immer, kam er jeden Tag früh, neun Uhr, dieselbe Straße daher, hatte dasselbe Lächeln um Mund und Wange, dieselbe Frage nach meinem Befinden und nach mancherlei Dingen des Lebens.

Nur eine Frage blieb auf einmal aus. Die Frage nach Gott und nach Christo.

Eines Tages verreiste ich. Nach drei Tagen kam ich wieder zurück und ging wie stets zur selben Zeit dieselbe Straße.

Ich dachte an meinen täglichen Passanten, dachte an seine noch ausgebliebene Antwort auf meine Frage: „Haben Sie Christi Geist?“

Es war fünf Minuten vor neun. Dort von der Hauptstraße herauf kam er immer um diese Zeit.

Es wurde neun.

Er kam nicht.

So ging ich meinen Weg weiter.

Da, beim Lesen der Lokalen Tageszeitung fiel mir plötzlich ein Name auf, ein Name, dick gedruckt und stark schwarz umrandert. Ich las: „Verstarb nach kurzem Leiden im Alter von neununddreißig Jahren. Die Bestattung findet in aller Stille statt.“

Jeden Tag ging er zur selben Zeit dieselbe Straße, hatte dasselbe Lächeln um Mund und Wange, immer dieselbe Frage nach meinem Befinden... Nur eine Frage hatte er nicht mehr...

Nun kommt er nicht mehr früh neun Uhr die Hauptstraße herauf. Ich sehe ihn nicht mehr. — —

Oder — doch? Ob er in seinem Leiden über die Frage nachgedacht hat?

Wie ist das alles doch so seltsam! — — —

Viele Menschen begegnen uns täglich auf den Straßen, und für alle gilt das Wort: „Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht Sein!“ — — —

Jeden Tag kam er früh um neun Uhr dieselbe Straße daher. Hatte dasselbe Lächeln um Mund und Wange, hatte dieselbe Frage nach meinem Befinden.

— — Jetzt aber zwingt sich mir die Frage nach meinem Befinden auf. Alwin Wiederhold.

Eine Frage ohne Antwort

Es hielt einer einen Vortrag, in dem er dreist und prahlerisch seine Gottlosigkeit kundtat. Am Schluß forderte er die Anwesenden zur freien Besprechung auf. Da trat eine gebückte alte Frau vor ihn hin und sagte: „Ich möchte Ihnen eine Frage vorlegen.“

„Nun, gute Frau, was wäre das?“

„Vor Jahren wurde ich Witwe mit acht kleinen, unversorgten Kindern, und damals besaß ich nur das Notwendigste und meine Bibel. Aus ihr habe ich gelernt, von Gott Kraft zu holen, und wir haben uns

redlich durchgeschlagen. Jetzt sinke ich bald ins Grab, aber ich bin glücklich und zufrieden, denn ich weiß, daß meiner ein ewiges Leben wartet. Das verdanke ich meinem Glauben. Nun sagen Sie einmal ehrlich, was Sie Ihrem Unglauben verdanken?“

„Nun, gute Frau, ich will Ihnen Ihren Trost nicht rauben, aber —“

„Das ist keine Antwort auf meine Frage“, fiel die Alte ein, „Sie müssen bei der Sache bleiben. Was haben Sie für Gewinn von Ihrem Unglauben?“

Der Unglaubensheld versuchte noch einmal, sich aus der Klemme zu ziehen, aber es wollte alles nichts helfen. Die Zuhörer stimmten der alten, frommen Frau zu, und es blieb ihm nichts übrig, als sich aus dem Staube zu machen.

„Wo ist, o Tod, dein Stachel?“

Ein armer Schuhmacher, der schon in gesunden Tagen sich und die Seinen nur mit größter Mühe hatte durchbringen können, wurde krank und geriet allmählich in die tiefste Not. Ein gottesfürchtiger Mann, der seine freie Zeit darauf verwandte, Arme und Kranke zu besuchen und ihnen nach Möglichkeit zu helfen, hörte von seiner traurigen Lage und ging zu ihm. Obwohl an den Anblick von Leid, Jammer und Elend gewöhnt, erschrak er, als er das enge Dachzimmer betrat, das der kranke Schuhmacher bewohnte, denn was er hier sah, war ein Bild solch bitterer Armut, wie er es noch nie geschaut hatte. Das niedere, finstere Gemach sah kaum einer menschlichen Wohnung ähnlich. Es enthielt überhaupt keine Möbel. Nicht einmal ein Stuhl war vorhanden,

auf den er sich hätte setzen können. Mit Mühe entdeckte er in einer Zimmerecke auf einem Haufen Lumpen eine menschliche Gestalt, die so abgemagert war, daß sie nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Es war der Kranke Schuhmacher. Halb sitzend hockte er auf seinem armseligen Lager.

Dem Fremden stockte der Atem, als er nahe genug heranaetreten war, um Einzelheiten erkennen zu können. Nie, nie hatte er ein solches Jammerbild geschaut. Er ließ sich auf den Boden neben dem Kranken nieder, griff nach der wächsernen Hand und brachte schließlich die Worte hervor:

„Sie scheinen ja sehr krank zu sein, mein armer Freund. Können Sie sich nicht hinlegen? Das aufrechte Sitzen muß Sie doch furchtbar ermüden.“

Mit diesen Worten versuchte er den Kranken in eine etwas bessere Lage zu bringen. Mit einem matten Kopfschütteln wehrte dieser ab, indem er keuchend und nach Atem ringend hervorstieß:

„Bitte, lassen Sie! Ich kann es so noch am besten aushalten. Wenn ich versuche, mich hinzulegen, wird es hier so eng.“ Damit deutete er auf seine Brust.

Nachdem der Kranke diese wenigen Worte gesagt hatte, setzte ein derart schweres, röchelndes Atemholen ein, daß der Fremde bedauerte, überhaupt eine Frage gestellt und so den offenbar Sterbenskranken zu einer Bemerkung veranlaßt zu haben. In teilnahmsvollem Schweigen saß er neben dem armen Leidenden. Dieser hatte die Augen geschlossen, und schwer und mühsam hob und senkte sich die kranke Brust. Nach einiger Zeit jedoch blickte er wieder auf und begann von neuem:

„Ja, ich bin sehr krank. Ich fühle, daß ich dem Tode nahe bin. Nur noch wenige Tage, vielleicht nur einige Stunden, und alles wird vorbei sein.“

Wieder versagte ihm die Stimme. Wieder kam das schwere, ringende Atmen. Trotzdem fuhr er nach einer Pause abermals fort:

„Ich weiß, wie es gehen wird. Es ist mir, als sähe ich alles genau vor mir. Schon sehe ich mich hier liegen als einen Toten. Ich sehe, wie sie hereinkommen und mich in den Sarg legen. Ich sehe, wie sie mich die Treppe herab und zum Kirchhof tragen, wie sie mich ins Grab senken, ein paar Schaufeln Erde auf meinen Sarg werfen und dann fortgehen und mich — allein lassen.“

Den Fremden übersief es eiskalt bei diesen Worten. So hatte er noch nie einen Sterbenden reden hören. Das Bild, das der Kranke von sich selbst entwarf, war so wahr in seiner furchtbaren Wirklichkeit, daß der Tod, den er schon längst nicht mehr zu fürchten vermeinte, in diesem Augenblick vor ihm stand als der König der Schrecken. Und dabei hatte der Kranke kein Wort zu viel gesagt. Alles würde so kommen, wie er es geschildert hatte, und wer weiß, wie bald? Bange und erwartungsvoll ruhte des Fremden Blick auf dem Sterbenden. Dieser schien bereits ein Toter zu sein. Dicke Schweißtropfen standen auf der marmornen Stirn. Der Besucher wollte etwas sagen, ein Wort, das den Kranken ablenkte von seinem Schicksal, wie er es geschildert hatte, ein Wort von dem großen Todesüberwinder Jesus Christus, aber er brachte keinen Laut über die Lippen. Schweigend starrte er auf die Totenmaske vor sich. Da öffneten sich die müden Augen noch einmal, und mit Stau-

nen nahm der Besucher wahr, wie das ganze Gesicht sich plötzlich veränderte. Ein seliges Lächeln erhellte die verfallenen Züge. Und jetzt begann der Sterbende wieder zu sprechen, mühsam, stockend, kaum hörbar — mit angehaltenem Atem lauschte der Besucher —, und in großen Zwischenräumen kam es über die blutleeren Lippen:

„Aber ich bin — es nicht selbst —, der da — sein wird. Ich sehe mich — d o r t“, mit letzter Anstrengung hob er die Hand und suchte nach oben zu weisen: „Ich sehe mich — dort oben — bei Christo — bei meinem — Erlöser, dort — wo E r i s t. — Ich habe — den Lauf vollendet. — Ich habe — den Glauben — bewahrt. — Fortan — liegt — mir — bereit — die Krone — der — Gerechtigkeit.“

Es war nur noch ein Flüstern. Nur wer die letzten Worte kannte, konnte sie verstehen. Noch einige schwere Atemzüge, und die Seele war ihrer sterblichen Hülle entflohen. Der arme Schuhmacher war heimgegangen zu Jesu, ins Paradies. Für immer hatte er diesen Schauplatz der Leiden vertauscht mit jenen seligen Gefilden, wo die Erlösten auf den großen Auferstehungsmorgen warten, an dem alle Toten in Christo in verherrlichten Leibern auferstehen werden.

Tief erschüttert verließ der Fremde das armseelige Dachstübchen, die Stätte tiefster Armut, bittersten Leidens und — eines seligen Heimgangs. Sein Herz jubelte: „Wo ist, o Tod, dein Stachel? wo ist, o Tod, dein Sieg?“ Was er an diesem Tage erlebt, wollte ihm schon als eine Vor-Erfüllung jener kostbaren und machtvollen Verheißung erscheinen: „V e r s c h l u n g e n i s t d e r T o d i n S i e g.“

Die Beiden Buchdrucker

In einer Stadt im Elsaß lebten um das Jahr 1848 zwei Buchdrucker, die beide in der gleichen Buchdruckerei beschäftigt waren. Beide waren Gottesleugner und hatten die revolutionären Ideen jener Tage zu den übrigen gemacht. Ihr Unglaube fand täglich neue Nahrung in den Schriften, die in ihrem Betriebe gedruckt wurden. Soweit hatten sie viel gemeinsam. Dennoch bestand ein großer Unterschied zwischen den beiden Männern.

Gonthier, der jüngere, war von edler Gesinnung. Er war ein selbstloser Mensch, der sein Volk und Land liebte und ihm zu dienen wünschte. Das Volksheil erblickte er in der Verwirklichung seiner rationalistischen Ideen. Der andere, namens Fischer, der ein Jahr oder zehn älter sein mochte als sein Gefährte, war dagegen von roher, leidenschaftlicher Natur. Alles andere als selbstlos, haßte er alle, die über ihm standen, schaute aber auch mit Verachtung auf die herab, die geringer waren als er. Sein Haß, der sich gegen jede Regierung und jeden Glauben richtete, wurzelte in dem Leben, das er führte. Er war ein Trinker. Seine erste Frau hatte er verlassen und lebte mit einer anderen. Die Verschiedenartigkeit der Gesinnung unserer beiden Buchdrucker zeigte sich deutlich, als sie nach einem Aufstand, den sie mitangezettelt hatten, festgenommen wurden. Fischer wußte sich mit List und Lügen

aus der Schlinge zu ziehen, während für Gonthier, der für seine Überzeugung Brot, Freiheit und Blut gegeben hätte, die Sache beinahe schlimm abgelaufen wäre. Aber dank einer merkwürdigen, man kann wohl sagen, göttlichen Fügung wurde er aus dem Gefängnis befreit und damit vom Tode errettet.

Es war um diese Zeit, daß Gottes Gnade das Gewissen Gonthiers anrührte. Ein Mann, ein einfacher Arbeiter wie er selbst, der durch seinen ganzen Wandel ein Zeugnis für die Kraft des Evangeliums ablegte, benutzte eine ihm geschenkte Gelegenheit, um mit Gonthier über die Liebe Jesu zu reden, wie Er für Sünder gestorben und wieder auferstanden sei. Diese Unterredung machte tiefen Eindruck auf den Mann, der so lange ein Gottesleugner gewesen war, aber Beweise von dem Vorhandensein göttlicher Macht bereits in seiner wunderbaren Rettung erfahren hatte. Ein heftiger Kampf entbrannte in ihm, und das Ende war Sieg. Seine Augen wurden geöffnet. Er sah seine Sünden, nahm Zuflucht zu dem Sünderheiland, für den er bis dahin nur Hohn und Spott gehabt hatte, und empfing die Vergebung all seiner Schuld. Jetzt machte er sich an das Studieren der Bibel, die ihm bis dahin ein verschlossenes Buch gewesen war. Er las und forschte voll Eifer. Blieben ihm auch viele Stellen vorläufig noch unverständlich, so drangen ihm andere umso tiefer ins Herz. Wie bedauerte er jetzt, wenn er abends nach der Arbeit in seinem Zimmer über der Bibel saß, und all die häßlichen Schmähungen, mit denen er das Christentum so oft beschimpft hatte, vor seinen Geist traten, daß er die Wahrheit nicht früher erkannt hatte! Aber umso heller erstrahlte demgegenüber das Bild seines Heilandes. Er sah Ihn in Sei-

ner Sanftmut und Langmut inmitten erbitterter Feinde. Er hörte Seine Frage an Petrus: „Hast du mich lieb?“ Und aus der Tiefe seines Herzens antwortete dann eine Stimme: „Herr, Du weißt alles, Du erkennst, daß ich Dich lieb habe“.

Der Umgang mit seinen früheren Gesinnungsgenossen war ihm jetzt nicht mehr möglich. Er suchte nur noch den Verkehr des Mannes, der ihm das Evangelium verkündigt und ihn auf den guten Weg gewiesen hatte. Nach einiger Zeit verzog er in eine andere Stadt.

Jahre vergingen. Die beiden Buchdrucker hatten einander aus den Augen verloren. Seit der bösen Erfahrung, die ihn den Kopf hätte kosten können, hatte sich auch Fischer nicht mehr mit politischen Dingen beschäftigt, war aber auf seinen Sündenwegen immer weiter gegangen. Seine Abende verbrachte er in den verrufensten Wirtshäusern, hin und wieder auch in einem neu gegründeten Handwerker-Verein, der die Verbreitung des Unglaubens mit auf seine Fahne geschrieben hatte.

Unterdes ging Gonthier durch alle Übungen und Erfahrungen hindurch, die einem Christen auf seinem Wege begegnen. Auf die erste Freude der Errettung waren Kämpfe und Prüfungen gefolgt. Er hatte an seinem neuen Wohnort wohl einige gläubige Freunde gefunden, aber im allgemeinen stand er ziemlich allein. Das war ein Grund mehr, sich an Gottes Wort zu halten. Wort und Gebet waren ihm Speise und Kraft im täglichen Kampf. Diese Kraft stärkte ihn, erhielt ihn aufrecht und machte ihn zu einem eifrigen, demütigen Nachfolger seines Herrn. Nach Verlauf einiger Jahre kehrte er, durch die Verhältnisse gezwungen, wieder in die Stadt zurück, in der er früher ge-

arbeitet hatte. Der Wechsel wurde ihm schwer, denn nur mit Abscheu konnte er an die Stätte denken, die Zeugin seiner gottfeindlichen Wege gewesen war.

Schon am ersten Tage hatte er eine ihm unangenehme Begegnung. Im Begriff, sich eine Wohnung zu suchen, hörte er hinter sich seinen Namen rufen. Sich umwendend, erkannte er mit Schrecken seinen früheren Arbeitskollegen. Wie sah der Mann aus! Sein ganzes Äußeres verriet, welch trauriges Leben er führte. Sie begrüßten einander, aber Gonthier kürzte die Unterhaltung nach Möglichkeit ab und entfernte sich mit der Bemerkung, er habe noch keine Wohnung. Fischer dagegen, der von Gonthiers Sinnesänderung nichts wußte, schien höchst erfreut über das unerwartete Wiedersehen. Er erklärte dem ehemaligen Freunde, für eine Wohnung werde er schon sorgen, ging auch sogleich zu seinem Hausherrn und mietete zwei Zimmer. Was sollte Gonthier machen? Er hatte keinen stichhaltigen Grund, die Wohnung auszuschlagen, und so geschah es, daß er, ganz gegen seinen Willen, in die unmittelbare Nähe des Mannes zu wohnen kam, den er vor allem hatte meiden wollen. Daß bald ein Zusammenstoß zwischen den alten Freunden stattfinden mußte, war vorauszusehen. Gonthier fühlte, daß mit Halbheiten hier nichts getan war, und erklärte dem alten Freunde bei dessen erstem Besuch:

„Hör mal, Fischer, ich will dir gleich die reine Wahrheit sagen. Ich bin nicht mehr derselbe, der ich damals, vor vier Jahren, war. Es ist mir z. B. unmöglich, eurem neuen Verein beizutreten. Meine Ansichten sind ganz andere geworden. Ich glaube jetzt, daß es einen Gott gibt; und Jesus Christus ist mein Heiland geworden.“

Weiter sprach er nicht. Lautes Lachen des andern, der seine Worte offenbar für Scherz hielt, ließ ihn abbrechen.

„Das ist ja prachtvoll!“ rief der Freidenker, sich vor Lachen schüttelnd, „wie brav du das sagst! Du, Gonthier, diese Botschaft mußt du uns allen noch einmal in größerem Kreise ausrichten, damit die anderen auch das Vergnügen haben. Ich traktiere dir dafür drei Zwetsch *)!“

Als Gonthier aber ernst blieb und ruhig und bestimmt erklärte: „Was ich gesagt habe, ist mir vollkommen bedacht“, wurde Fischer sehr aufgeregt, überhäufte den ehemaligen Freund und Gesinnungsgenossen mit Spottreden und verließ endlich zornig das Zimmer. Gonthier, glücklich, wieder allein zu sein, verbrachte die nächste Stunde im Gebet vor Gott.

Von da ab verspürte Fischer keine Lust mehr, Gonthiers Gesellschaft zu suchen, und längere Zeit sah und hörte dieser bei Tage nichts mehr von ihm. Umso mehr aber wurde er des Nachts an ihn erinnert, wenn Fischer, meist nach Mitternacht, betrunken nach Hause kam und unter lautem Lärmen und Fluchen Frau und Tochter mißhandelte.

Eines Sonntags kam Frau Fischer zu Gonthier und klagte ihm ihre Not. Gonthier hörte sie geduldig an. So viel Mitleid er aber auch mit der armen Frau hatte, fühlte er doch, daß ihr gegenüber ein ernstes Wort am Platz war.

„Ihre Lage, Frau Fischer“, antwortete er daher mit freundlichem Ernst, „ist gewiß bedauerlich, und ich habe das größte Mitleid mit Ihnen. Trotzdem muß

*) Zwetschen=Branntwein, im Elsaß viel gebrannt und getrunken.

ich Sie fragen: Ist es nicht Ihre eigene Schuld, die Sie in dieses Elend gebracht hat? Sie haben vollkommen recht, sich über Ihren Mann zu beklagen, aber haben Sie nicht noch mehr Ursache, sich über sich selbst zu beklagen? Können Sie sich wundern, daß alles so gekommen ist? Und ich muß Ihnen ganz offen sagen: Es wird nicht anders mit Ihnen werden, solange Sie sich nicht selbst für schuldig erklären und Gott Ihre Sünde bekennen.“

Dank erinnerte er sie daran, wie sie ihren eigenen Mann verlassen habe und jetzt in einem sündigen Verhältnis lebe, und wie sie sich, obwohl sie heute über ihre Armut jammere, an Sonntagen doch stets schön herauszuputzen und auszugehen pflege.

„Es ist nur natürlich, daß Sie unglücklich sind“, fuhr Gonthier fort. „Sie ernten die bitteren Früchte Ihres Lebens. Gott straft Sie durch Ihre eigenen Sünden, damit Sie zu sich selbst kommen und sich bekehren, so lange es noch Zeit ist. Suchen Sie Jesum, Frau Fischer! Bitten Sie Ihn um Vergebung und Hilfe, und Sie werden erfahren, daß Er Sein Ohr nicht vor dem Rufen der Mühseligen und Beladenen verschließt.“

Die arme Frau saß mit niedergeschlagenen Augen da und erwiderte kein Wort. Da erzählte ihr Gonthier, wie auch er selbst früher weit von Gott entfernt gewesen sei, wie aber die Gnade Gottes ihn gesucht und gefunden habe.

„Ich habe erfahren“, sagte er, „was Seine mächtige Gnade an einem sündigen Menschen zu tun vermag. Darum fühle ich mich verpflichtet, von dieser Gnade und von der Heilandsliebe meines Erlösers zu zeugen. Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verstehen,

aber glauben Sie mir, Frau Fischer, wenn Sie Jesum nicht suchen, wird Ihr Elend nur immer größer werden, und das Ende wird furchtbar sein.“

„Ach, ich verstehe Sie nur zu gut“, erwiderte die Frau schluchzend. „Als meine gläubige Mutter noch lebte, stand es anders mit mir als heute.“

Ihre Tränen hinderten sie am Weitersprechen. Als sie sich endlich gefaßt hatte, erzählte sie, wie sie in ihrer Jugend in Schule und Kirche Gottes Wort gehört habe. Seit ihrer Verheiratung aber sei sie nie mehr in eine Kirche gekommen.

„Von dieser Zeit an“, schloß sie ihren Bericht, „sind Sünde und Elend mein Los gewesen.“

Gonthier riet ihr, die schlechte Behandlung seitens ihres Mannes mit Geduld zu tragen und ihre Wohnung so ordentlich und gemütlich wie möglich zu machen, damit Fischer nicht in Versuchung komme, von der häuslichen Unbehaglichkeit fort in die Wirterschaft zu flüchten. Auch forderte er sie auf, viel für sich selbst und ihren Mann zu Gott zu beten und zusammen mit ihrer Tochter in Gottes Wort zu lesen. Er schenkte ihr zu diesem Zweck eine Bibel.

Von dieser Zeit an hörte das Lärmen und Poltern des Nachts zwar nicht auf, aber es pflegte doch nicht mehr so schlimm zu sein und vor allem nicht mehr so lange anzuhalten wie früher. Fischer selbst hatte sich nicht geändert, aber seine Frau war geduldiger geworden.

Als es Sommer wurde, saß Gonthier des Abends zuweilen auf der Bank draußen vor dem Hause. Eines Tages trat Fischer, der ihn bis dahin geflissentlich gemieden hatte, mit einem Blatt in der Hand an ihn heran und sagte:

„Dieses Blatt ist gerade gedruckt worden. Es wird euch Frommen wohl endlich den Mund stopfen. Hab' die Güte, es zu lesen. Ich bin nur neugierig, was du darauf zu sagen hast.“

Gonthier las das Blättchen, das ein merkwürdiges Durcheinander enthielt. Der Verfasser suchte einerseits zu beweisen, daß die Bibel nur eine Sammlung von Fabeln sei, andererseits aber betonte er, daß man das beachten und befolgen solle, was Jesus von Nazareth selbst gelehrt habe.

„Nun, was sagst du dazu?“ fragte Fischer, als Gonthier zu Ende gelesen hatte.

„Daß es nutzlos ist“, erwiderte der Gefragte, „mit Menschen, die derartiges Zeug schreiben, zu streiten. Der Schreiber glaubt, etwas Neues zu bringen, aber seit beinahe zweitausend Jahren haben die Feinde des Evangeliums dasselbe oder ähnliches behauptet. Es ist eine der schlimmsten Listen des Feindes der Seelen, Wahres mit Falschem zu vermengen. Dessenungeachtet hat sich das Christentum weiter und weiter ausgebreitet. Dieser Mann hätte besser getan, die Bibel zu lesen, bevor er darüber schrieb. Übrigens scheint er von dem, was der Herr Jesus gesagt hat — Seine Worte läßt er ja gelten —, auch nicht viel zu halten. Wie stellt er sich zum Beispiel zu dem Ausspruch des Herrn: „Gehet ein durch die enge Pforte; denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele sind, die durch dieselbe eingehen. Denn eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind, die ihn finden“? Das hat der Herr Jesus doch auch gesagt!“

Fischer setzte an diesem Tage das Gespräch, dessen Wendung ihm unangenehm wurde, nicht lange fort. Aber sooft er Gonthier traf, kam er immer wieder auf die gleiche Sache zurück, und Gonthier benutzte jede sich bietende Gelegenheit, um ihm ein gutes Wort von Dem zu sagen, der gekommen ist, um das Verlorene zu suchen und zu erretten. Wenn Fischer ihm dann in höhnischer Weise antwortete, blieb er ruhig und gelassen, und diese Gelassenheit war ein deutlicherer Beweis von der Kraft des Evangeliums, als die heftigsten Worte gewesen wären. Gonthier empfand herzliches Mitleid mit Fischer, und je öfter dieser ihn aufsuchte, desto inniger wünschte er, ihn zu dem Heiland der Seelen führen zu dürfen.

Es war in der Tat auffallend, daß Fischer trotz seines Hasses gegen alles Göttliche immer wieder zu Gonthier kam. Dieser ging jetzt auch zuweilen zu Fischers. Eines Abends las er der Familie die Lebensbeschreibung eines Missionars vor. Die Folge davon war, daß Fischer, wohl aus der Unruhe und Zerrissenheit seines Herzens heraus, am nächsten Tage seine Frau aufs neue prügelte und in häßlicher Weise über Gonthier schimpfte, der ihn, wie er sagte, in seinen Stricken fangen wolle. Gonthier hielt sich nun wieder mehr zurück, aber es dauerte nicht acht Tage, da erschien Fischer abermals in seiner Wohnung. Er wollte nur einen Regenschirm geliehen haben. Doch kaum war er im Zimmer, als er von religiösen Dingen zu reden begann, indem er eine neue Schmähschrift gegen das Evangelium aus der Tasche zog. Gonthier fiel ihm ernst in die Rede:

„Fischer, du verhärtest dich gegen die Wahrheit. Ich warne dich. Du kannst dem mächtigen Gott nicht

entrinnen. Ich sage es dir noch einmal: Entweder du nimmst das Heil an, das dir, wie jedem, in Christo frei und umsonst angeboten wird, oder du gehst ewig verloren."

Das Wort saß. Deutlich waren in Fischers Miene der Kampf und die Unruhe des Gewissens wahrzunehmen. Ohne eine andere Bemerkung als: ich werde den Schirm zurückbringen, ging er hinaus.

Während mehrerer Tage sah und hörte Gonthier dann nichts von ihm. Am fünften Tage begegnete ihm Frau Fischer und erzählte ihm, ihr Mann liege krank zu Bett. Sogleich ging Gonthier zu ihm. Als aber der Kranke ihn sah, schrie er unter Schimpfen und Fluchen, er solle machen, daß er fortkomme. Die Krankheit nahm zu und dauerte längere Zeit. Während einer ganzen Woche lag Fischer ohne Bewußtsein. Die arme Familie litt große Not. Um ihnen helfen zu können, aß Gonthier sein Brot trocken. Das Ersparte brachte er Fischers. Endlich nahm die Krankheit eine günstige Wendung. Fischer lag ruhig in seinem Bett und ließ sich willig pflegen. Gonthier freute sich über die gute Nachricht, hielt sich aber selbst noch fern. Da kam nach einigen Tagen Frau Fischer und erzählte ihm voll Freude, ihr Mann habe sie gebeten, ihm eine Bibel zu holen. Sie habe ihm darauf die ihrige gebracht, sich dann aber sogleich wieder entfernt. Nach einer halben Stunde, als sie wieder ins Krankenzimmer gekommen sei, habe die Bibel noch aufgeschlagen vor dem Kranken auf dem Deckbett gelegen.

Es war kein Zweifel, daß der Geist Gottes begonnen hatte, am Herzen dieses verstockten Sünders zu wirken. Als Fischer wieder gesund war, war sein Haß gegen das Evangelium verschwunden. Schau-

dernd hatte er erkannt, daß er für ewig verloren sein würde, wenn er auf seinem bisherigen Wege verharrte, und Gonthiers Herz jubelte, als Fischer sich kleinlaut und zitternd erkundigte, ob denn auch für ihn noch Hoffnung sei, Gnade und Friede bei Gott zu erlangen. Der Freund las ihm nun viel aus Gottes Wort vor, betete mit ihm und nahm ihn mit zur Kirche. Fischer ließ sich willig leiten. Er war eine suchende Seele geworden. Je länger, desto mehr drückte es ihn, in einer Druckerei zu arbeiten, in der fast ausnahmslos gottlose Schriften gedruckt wurden. Eines Tages erklärte Gonthier ihm:

„Wenn du für Gott sein willst, kannst du nicht länger der Welt, die Ihn haßt, dienen. Du mußt dich entscheiden.“

Als Fischer bald darauf bei der Druckerei um Befreiung von der Sonntagsarbeit einkam, wurde ihm das nicht nur rundweg abgeschlagen, sondern er verlor auch seine Stellung. Das war eine schwere Prüfung für den armen Mann, der nichts besaß. Aber Gonthier ließ ihn nicht im Stich, sondern teilte seinen Verdienst mit ihm. Da Fischer in einer anderen Druckerei keine Arbeit bekommen konnte, entschloß er sich, zu seinem früheren Handwerk zurückzukehren. Er wurde Stellmachersknecht. Dabei verdiente er nicht viel, aber er war zufrieden. Und endlich kam es dazu, daß er sich rückhaltlos in die geöffneten Arme des Sünder-Heilandes warf. Wie er war, ging er zu Jesu. Friede und Freude zogen in sein Herz ein, und damit hielt ein großes Glück seinen Einzug in Fischers Heim, ein Glück, das Geld und Gut nicht zu geben vermögen, das Glück, welches seinen Ursprung allein in Gott hat.

Das Wichtigste

Zwei Herren saßen während einer langen Reise im Eisenbahnwagen nebeneinander, der eine ein vornehmer, würdiger Greis, der andere ein junger Student. Der jüngere erzählte von vielen Dingen, die er auf der Hochschule kennengelernt hatte. Er fragte den alten Herrn:

„Kennen Sie Nietzsche?“

„Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Kennen Sie Schopenhauer?“

„Nein.“

„Kennen Sie Gerhart Hauptmann, den berühmten Dichter?“

„Nein“, erwiderte der Alte.

Da wurde der junge Mann unwillig, und die Ehrerbietung, die er dem Alter schuldete, vergessend, fragte er in beinahe unhöflichem Ton:

„Wen kennen Sie denn eigentlich, mein Herr?“

Die Antwort lautete:

„Als ich so alt war wie Sie, wurde ich Doktor dreier Fakultäten und kannte viele und vieles. Jetzt kenne ich nur Einen, nämlich Ihn, den zu kennen das ewige Leben ist.“

Weißt du, an welchen Ausspruch die Antwort dieses alten Herrn mich denken ließ, mein lieber Leser? An die ergreifenden Worte des großen Apostels: „Was irgend mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Verlust geachtet; ja, wahrlich, ich achte auch alles für Verlust wegen der Vortrefflichkeit der Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um Dessen-

willen ich alles eingebüßt habe und es für Dreck achte, auf daß ich Christum gewinne". Saulus von Tarsus war auch ein Mensch gewesen, der vieles und viele kannte. Der große Gamaliel war sein Lehrer gewesen. Die Schriften der Väter kannte er wie wohl wenige. Unter den gesetzeseifrigen Juden war er tonangebend (Gal. 1, 14). Der Hohepriester war ihm wohlgesinnt (Apostg. 9, 1. 2). Welch eine Laufbahn wartete dieses energischen und klugen Mannes! Stand ihm nicht alles offen, was nur ein zielbewußter, geistvoller Jüngling seines Volkes begehren mochte? Aber alles hatte er aufgegeben, alle Brücken hinter sich abgebrochen, Ehre und Ansehen für immer ausgeschlagen — um Jesu willen! Welch eine Bedeutung muß dieser Jesus für Saulus von Tarsus gewonnen haben, denn — bedenken wir es wohl — er schrieb die oben angeführten Worte aus dem Gefängnis zu Rom, wohin ihn die treue Nachfolge seines Herrn nach einem Leben voller Nöte, Drangsale, Leiden und Verfolgungen gebracht hatte. Kampf und Leid hatte er für Ansehen, Ehre und irdisches Glück eingetauscht, aber er hatte Den gefunden, den zu kennen das ewige Leben ist, Den, welcher dem Herzen Ruhe und Frieden gibt, der da befreit vom bösen, anklagenden Gewissen, und der hinführt, wenn auch für ihn auf steinigem, mühseligen Pfaden, zu dem unverweslichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbteil, das den Gläubigen aufbewahrt wird in den Himmeln.

Den Gläubigen!? Wer und was sind die Gläubigen? Nun, die christlichen Bekenner. Ist das so? Bekannt ist das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner, das, unvergleichlich in der Art der Darstellung, Lukas in seinem Evangelium wiedergibt. Hier stehen

auch zwei Männer nebeneinander. Der eine ist ein Pharisäer. Seines Wertes sich bewußt, ist er in den Tempel gegangen, um dort zu beten. Es ist ein Dankgebet, das er Gott vorträgt. D er ist ein frommer Mann, dieser Pharisäer. Er hat Grund, mit sich zufrieden zu sein. Abgesehen davon, daß er sich wohl davor gehütet hat, ein sündiges Leben zu führen wie die übrigen Menschen, hat er es mit seinen religiösen Pflichten genau genommen und Gott und Menschen gegeben, was ihnen zukam, ja, wohl mehr, als Gott forderte. In seinem äußeren Bekenntnis fehlte nichts. Wahrlich, Grund genug, das Haupt hoch zu tragen.

Der andere ist ein Zöllner. Was trieb denn diesen Mann in den Tempel? Er hatte doch nichts, das er zu seinen Gunsten hätte aufzählen können. Das bewies ja schon der Umstand, daß er von fern stand und nicht wagte, die Augen aufzuschlagen. Und doch sagt der Herr Jesus von diesem Manne: „Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus vor jenem“. Weshalb? Weil doch Gutes in ihm war? Nein, weil er erkannt und vor Gott anerkannt hatte, daß er ein S ü n d e r war. „O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“ Das war sein Gebet, weiter nichts. Dieser Mann hatte sich auf den Platz gestellt, der dem Menschen einzig und allein zukommt vor dem heiligen Gott. In der richtigen Erkenntnis, daß er ein Sünder war, zitterte er vor Ihm. In dem Bewußtsein, verloren zu sein, wenn Gott ihm nicht gnädig war, schrie er zu Gott um Gnade. Weiter geht das Gleichnis nicht.

Das Evangelium geht weiter. Es sagt dem Menschen nicht nur die Wahrheit über sich selbst, sondern auch die Wahrheit über den Heiland-Gott, der will,

daß alle Menschen zur Buße kommen und errettet werden. Der Weg zu diesem großen Ziel führt über Golgatha. Es gibt keinen anderen. Und nur der ist ein Gläubiger im Sinne des Neuen Testaments und als solcher ein Empfänger aller neutestamentlichen Verheißungen, der im Glauben nach Golgatha geht im Gefühl der eigenen Schuld, mit dem Bekenntnis: „Ich bin ein Sünder!“ Gläubig ist, wer das Erlösungswerk Jesu Christi, des Sohnes Gottes, für sich im Glauben angenommen hat. „Dies habe ich euch geschrieben, auf daß ihr wisset, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr glaubt an den Namen des Sohnes Gottes“, schreibt der Apostel Johannes. Durch den Glauben wird Besitz ergriffen von der Errettung, durch den persönlichen, lebendigen Glauben an den gestorbenen und auferstandenen Gottes- und Menschensohn. Aber ich wiederhole: Dieser Glaube wird erst geschenkt — denn auch er ist eine Gabe Gottes — auf die bange Frage des zerschlagenen Herzens: „Was muß ich tun, auf daß ich errettet werde?“ Ein Lippenbekenntnis nützt nichts. Gott will das Herz des Menschen. Wer als Mühseliger und Beladener zu Ihm kommt, dem wird Ruhe zuteil und neues, göttliches Leben geschenkt auf Grund des vollbrachten Werkes Jesu Christi.

Hochmütige Selbstgerechtigkeit ist der Tod, und, nebenbei bemerkt, ist sie dem großen, gewaltigen Gott gegenüber eine Lächerlichkeit. So lesen wir schon in einem Psalm, in dem von Fürsten und Königen die Rede ist, die wider Gott aufstehen: „Der im Himmel thront, lacht, der Herr spottet ihrer“. Der Platz des Menschen vor Gott ist im Staube. Vor Ihm ist ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wohlgefällig. Zu

Ihm kommen wir nur durch die enge Pforte, die wir gebeugten Hauptes durchschreiten müssen.

Gebe Gott allen Lesern dieser Zeilen wahre Demut, daß sie sich in Seinem Licht erkennen und so Seine Gnade erfahren, die sich an dem verherrlichen will, der da zittert vor Seinem Wort. Das ist das Wichtigste, was ein Mensch erleben kann.

Ein christlicher Held aus Abessinien

Don keinem Land ist heute so viel die Rede wie von Abessinien. Italien, das Raum braucht für seine überschüssige Bevölkerung, sucht Vorwände, die ihm ein Recht geben, in Abessinien einzumarschieren. Es behauptet, in diesem Lande würde Sklaverei in solchem Umfange getrieben, und die dort herrschenden Sitten seien so barbarisch, daß es höchste Zeit sei, ihm die Vorzüge europäischer Kultur zukommen zu lassen. Was es mit diesen Vorzügen auf sich hat, ist sattsam bekannt. Auch lauten die Berichte vertrauenswürdiger Männer*) über die Verhältnisse in Abessinien vielfach anders, als der Duce sie hinstellen beliebt. Aber Gewalt geht vor Recht, und so ist es nicht ausgeschlossen, daß, wenn diese Zeilen gelesen werden, ein neuer Krieg begonnen hat, sein Schreckensregiment zu führen.

Nun möge der Leser aber nicht denken, obige Bemerkungen sollten eine kriegerische Begebenheit einleiten. Der Mann, von dem ich heute etwas berichten möchte, ist kein Kriegsheld, und dennoch ein Held,

*) Vergl. z. B. Hans Anstein: „Quer durch Abessinien“, Evang. Missionsverlag, Stuttgart und Basel, Preis 50 Pfg. (Durch den Verlag zu beziehen.)

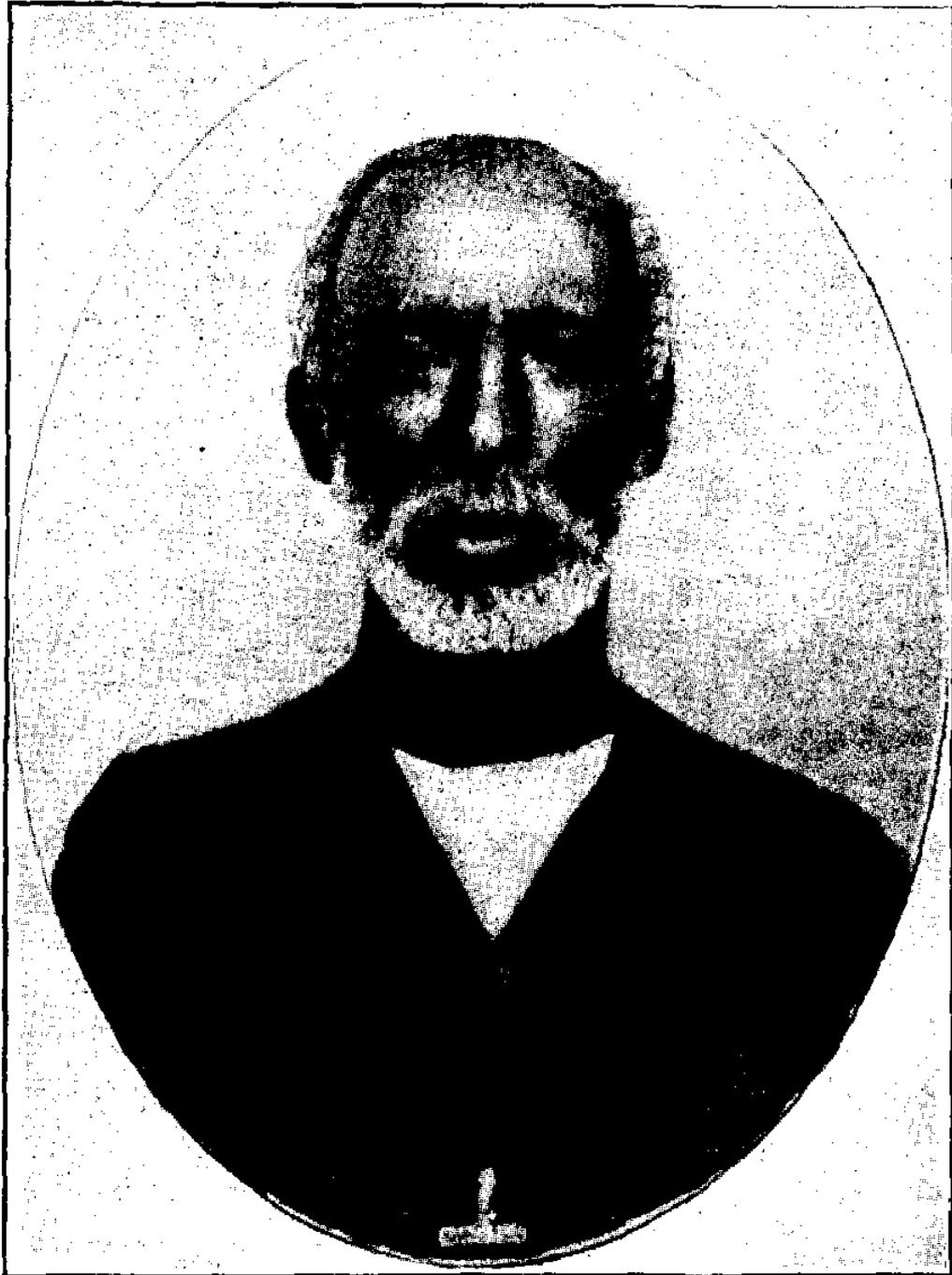
denn er war ein tapferer Streiter und hat Drangsale und Nöte durchlebt, wie ein Krieg sie kaum schlimmer mit sich bringt. Er trug den eigenartigen Namen *Debtera Wolde Paulus Beru*. Der manchem unserer Leser bekannten Zeitschrift „Zions Freund“ (Herausgeber Pastor Arnold Frank, Hamburg) verdanken wir die Mitteilungen von seinem Leben, Kämpfen und Sterben.

Abessinien ist ein sehr eigenartiges Land mit einer uralten Geschichte. Sein Königshaus führt, wie dem einen und anderen der Leser bekannt sein dürfte, seinen Stammbaum auf niemand anders als König Salomo und die Königin von Scheba zurück; ob mit Recht, ist natürlich eine andere Frage. Daß der uns aus ApstgSch. 8 bekannte Kämmerer der Königin Kandace aus Abessinien stammte, ist dagegen wohl mit Sicherheit anzunehmen. Sicher ist auch, daß das Christentum schon sehr früh in jenem Lande Eingang gefunden hat, und zwar im Lauf des 4. Jahrhunderts. Als die ersten Sendboten des Evangeliums um diese Zeit nach Abessinien kamen, fanden sie die Einwohner etwa zur Hälfte dem jüdischen Glauben, zur Hälfte dem Heidentum ergeben. Die meisten Abessinier nahmen damals das Christentum an, aber eine Anzahl blieb Juden. Diese haben sich bis heute erhalten. Sie werden *Falascha* (d. h. die Vertriebenen) genannt. Unter den etwa zehn Millionen Einwohnern soll es heute noch an 150 000 dieser schwarz-braunen Juden geben, und diese *Falascha* sind es, denen der Mann entstammte, von dem in den folgenden Zeilen die Rede sein soll.

Während vor etwa hundert Jahren der schweizerische Missionar Samuel Gobat, später evangelischer

Bischof von Jerusalem, und der württembergische Missionar Dr. Krapf im Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft nach Abessinien kamen, um die in Formen erstarrte christliche Kirche durch die Verkündigung des reinen Evangeliums wieder neu zu beleben, war es vor allem der in St. Chrischona bei Basel ausgebildete Missionar Martin Glad, der sich der Falascha annahm. Er ist der eigentliche Vater der Falascha-Mission, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter großem Segen unter den Falascha gearbeitet hat und vielen von ihnen ein Wegweiser zu Christo geworden ist.

Unter den von der Falascha-Mission für den Herrn Gewonnenen steht in vorderster Reihe unser Debtera Wolde Paulus Beru. Er wurde im Jahre 1837 geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Weber und zugleich Priester unter den Falascha. Dem spät geborenen Sohne gab er voll Freude den Namen Beru = Glanz. Nach dieser Zeit aber geriet er durch einen ungerechten Ortsvorsteher in bittere Armut. Als er dann an Wunden, die er bei einem Brandunglück erhalten hatte, starb, hinterließ er Frau und Kinder in größter Not. Der junge Beru lernte nun das Weberhandwerk und erwarb durch seine Geschicklichkeit so viel, daß die ganze Familie davon leben konnte. Von früh auf ein frommer Mensch und lernbegierig, begab er sich gleichzeitig auch in die Schule eines christlichen Lehrers. Bei seinen guten Gaben lernte er bald das Athiopische neben seiner amharischen Muttersprache und erhielt schon als Jüngling den Titel eines Debtera (Gelehrten). Die Falascha waren auf ihn umso stolzer, als er sich in ihrer Religion überaus eifrig zeigte. Als dann die christlichen deutschen und eng-



Debtera Wolde Paulus Beru

lischen Missionare nach Abessinien kamen, wurde seine Neugier geweckt. 1861 hörte er sie das erste Mal. Durch Missionar Brankhorst wurde er an der Rechtmäßigkeit der unter den Falascha noch üblichen blutigen Opfer irre und erhielt durch ihn ein Neues Testament. Im September desselben Jahres trat nach ei-

nem lang dauernden Gespräch, das Missionar Flad mit vielen Falascha führte, Beru zuletzt auf seine Seite. Von da ab besuchte er Flad häufig, hatte aber stets viele Bedenken, denn das Evangelium leuchtete ihm durchaus nicht von Anfang an ein. Später fand einmal eine sehr erregte Verhandlung großer Falascha-Scharen vom Morgen bis zum Sonnenuntergang mit Flad statt; Beru war ihr Wortführer. Als es dunkel wurde, erhob er sich und sprach:

„Liebe Brüder, die Wahrheit hat den Sieg über mein Herz davongetragen. Die Wahrheit ist nicht auf unserer, sondern auf Flads Seite. Moses und unsere eigenen Propheten sind gegen uns. Christus ist der Sohn Gottes, der Messias Israels, die Sühnung für unsere Sünden. Ich kann mir nicht helfen, unsere eigene Bibel sagt uns das.“

Schweigend erhoben sich alle und gingen davon.

Am nächsten Sonnabend legte Beru ein offenes Bekenntnis seines Glaubens vor der jüdischen Gemeinde in der Synagoge ab.

„Es ist das letzte Mal“, sagte er, „daß ich hier sein werde. Nicht durch die Lehren der Missionare, sondern durch unsere eigene Bibel bin ich überzeugt worden, daß wir uns im Irrtum befinden. Gott ist ein dreieiniger Gott. Jesus ist der Sohn Gottes, der verheißene Messias. Unsere blutigen Opfer sind nutzlos; sie sind ein Greuel in Gottes Augen. Seitdem Christus sich selbst als Opfer für unsere Sünden dargebracht hat, kann niemand ohne Ihn errettet werden. Ich glaube, daß Er mein Heiland ist. Bisher bin ich Sein Feind gewesen. Jetzt bete ich Ihn an und wünsche, Sein Knecht zu werden.“

Darauf entstand ein großer Lärm, und Beru

wurde samt seinen Freunden mit Schlägen aus der Synagoge getrieben. Einige Tage später kamen dreißig Priester und Debtera zu Beru mit der Forderung, zu widerrufen. Er antwortete, daß er dies tun würde, wenn sie ihn widerlegten. Sie gaben ihm acht Tage Bedenkzeit. Wenn er nicht widerrufe, würden sie ihn vernichten. Bleich wie der Tod kam Beru zu Glad und erzählte ihm das Vorgefallene. Glad betete mit ihm und warnte ihn, etwas anderes zu essen, als was ihm seine Mutter vorsehen würde. Aber nach zehn Tagen wurde er todkrank. Die Priester hatten zu ihrem Ziel zu kommen gewußt, und die Galascha riefen triumphierend aus: „Der Gott Israels tötet den abtrünnigen Beru!“ Umso mehr rangen die Eheleute Glad um sein Leben und besuchten den Kranken beständig. Das Fieber nahm jedoch stetig zu, und alle, die ihn liebten, waren verzweifelt. Eines Abends kam ein Bote zu Glad und bat ihn, schleunigst zu Beru zu kommen, der seinen Todeskampf kämpfe. Glad eilte zu ihm und fand ihn steif und kalt wie einen Toten daliegen. Glad zog die Decke von seinem Gesicht und rief ihn mit Namen, aber er erhielt keine Antwort. Doch fühlte der Missionar, daß Berus Herz noch schlug, und so rief er denn flehentlich den Herrn an, Er möge hier um Seines Namens willen ein Wunder tun. Nach einer Weile öffnete der Todkranke die Augen und sprach:

„Sind Sie hier? Ich werde nicht sterben, sondern leben und das Evangelium von Jesu verkündigen.“

Danach fiel er in einen Schlaf, aus dem er zwei Stunden später erwachte. Am 21. Juli 1862 wurde er mit einundzwanzig anderen getauft. Am Abend

vorher kamen vier von diesen und suchten im Missionshause bei Flad Zuflucht. Man hatte sie furchtbar mißhandelt, verflucht und noch Schlimmeres ihnen angedroht. Aber nicht einen Augenblick machte sie dies irre, sondern mit Freuden gingen sie zur Taufe. Es war seit undenklichen Zeiten der erste Fall, daß Falascha Christen wurden. Die abessinische Kirche hatte zu wenig Anziehendes.

Seit dem Jahre 1870 hat Beru an der Spitze der eingeborenen Missionsgehilfen und Falascha-Christen gestanden. Noch in demselben Jahre hatte er die Freude, seine Mutter getauft zu sehen. Viele Kämpfe freilich warteten seiner, aber das schreckte ihn nicht ab.

Die Juden verklagten ihn vor dem Gouverneur und sogar vor dem König. Aber Beru wußte die Sache des Evangeliums so trefflich vor dem Monarchen zu führen, daß seine Widersacher beschämt abziehen mußten. Schon früher, im Jahre 1863, als die protestantischen Missionare auf Betreiben eines katholischen Franzosen gefangen gesetzt worden waren, hatte er vor König Theodoros sich kühn zu Christo und Seinen Knechten, den Missionaren, bekannt, was auf den Herrscher einen solchen Eindruck gemacht hatte, daß er ihn frei ließ. Diese Kühnheit, die mit großer Treue im Dienste seines Herrn gepaart ging, hat ihn bis zum Ende seines Lebens ausgezeichnet. Durch ihn und andere, die seine Arbeit teilten, sind mehrere Hundert Falascha dahin gebracht worden, sich offen zu Christo zu bekennen und sich auf den Tod des Herrn taufen zu lassen. Daß bei dem Fanatismus der Falascha dieser Schritt lebensgefährlich war, versteht sich von selbst, desgleichen, daß unter diesen Um-

ständen Beru selbst den größten Nöten und Drangsalen ausgesetzt war. Die unaufhörlichen Leiden und Verfolgungen brachten ihn an den Rand des Grabes. Zu allem Unglück fielen im Jahre 1885 Derwische in das Land ein und richteten unter den Befehrten, die ihren Glauben nicht verleugnen wollten, ein fürchterliches Blutbad an. Andere führten sie als Sklaven hinweg. Wieder andere starben infolge einer Hungersnot, die durch die Verwüstung jener fanatischen Mohammedaner in den betroffenen Gegenden ausbrach. Diese Entbehrungen gaben auch Berus geschwächtem Körper den Rest. Er starb, erst dreißig Jahre alt, am 30. August 1890. Er ist nicht auf „dem Feld der Ehre“ gefallen, aber er hat sein Leben im Kampf für den Herrn der Herren verzehrt. Die Liebe Christi, die ihn errettet hatte, hat ihn gedrängt und ihm keine Ruhe gelassen, solange er seine Volksgenossen noch fern von ihrem Heiland sah. „Denn sei es, daß wir leben, wir leben dem Herrn; sei es, daß wir sterben, wir sterben dem Herrn.“ Dieses Apostelwort ist in Berus Leben und Sterben mit heller Schrift zu lesen.

Unser täglich Brot!

Sa wir gerade beim Thema Abessinien sind, möchte ich dem oben Mitgeteilten eine Erfahrung aus dem Leben von Missionar Gobat hinzufügen.

Einst reiste Gobat durch einen ganz wilden, unbewohnten Teil des Landes Abessinien, wo er mehrere Tage lang keine Nahrungsmittel bekommen konnte. In seinem Gefolge waren etwa zwanzig junge Leute,

zum Teil Träger, die ihm die Bibeln und Testamente, welche er unter dem Volke verbreiten wollte, nachtrugen. Einer von ihnen, der täglich den Hausandachten Gobats beizwohnte, hatte oft im stillen gedacht: „Der weiße Mann hat gut zu Gott beten. Er hat Geld genug, um sich alles zu kaufen, was er braucht. Wenn er so arm wäre wie ich, so wollte ich sehen, ob er auch so gläubig beten würde.“

Als nun der lange Wüstenweg vor ihnen lag, und Gobat nur noch für einen Tag Nahrung hatte, dachte der junge Mann: „Jetzt will ich meinen Glauben prüfen“.

Am Morgen des zweiten Reisetages betete Gobat wie gewöhnlich am Schluß seiner Andacht noch das Vaterunser, wobei dem jungen Abessinier die Bitte besonders auffiel: „Gib uns heute unser täglich Brot!“

Einige Stunden Weges hatten die Reisenden bereits zurückgelegt, da trafen sie einen jungen Sklaven am Wege sitzen, der von seiner Herrin, einer Bekannten des Missionars, einen Gruß ausrichtete und ihn bat, die Brote und Getränke, die er gebracht hatte, von ihr anzunehmen. Nun war geholfen, und alle konnten sich sättigen, ja, es blieb noch genug übrig für das Frühstück des folgenden Tages.

Um die Mittagszeit ruhten sie in der Nähe einer Quelle einige Stunden aus und erfrischten sich an dem kühlen Wasser, das ihnen für diesmal eine Mahlzeit ersetzen mußte. Gobat bat seinen Gott, Er möge doch das Wasser segnen zu ihrer Stärkung, und sein Glaube wurde nicht zuschanden. Keiner aus der ganzen Reisegesellschaft beklagte sich über Hunger, und sie reisten wohlgemut weiter bis abends spät, wo sie

den Bezirk eines befreundeten Häuptlings betraten. Sobald dieser von der Ankunft des Missionars hörte, sandte er einen Diener, um ihn einzuladen, mit seinem Gefolge bei ihm einzukehren, was Gobat sich nicht zweimal sagen ließ. Es war aber dem treuen Arbeiter noch eine weitere Freude bereitet, denn der Hausherr, der an einer gefährlichen Krankheit litt, wollte von ihm hören, wie er es machen könne, um selig zu sterben. Da konnte ihn Gobat auf den Heiland hinweisen, der allein zu erretten vermag.

Nun lag noch eine Tagereise in der Wüste vor unseren Reisenden. Sollte Gott wohl auch hier den Glauben seines Knechtes krönen? In der Hitze des Mittags zogen sie langsam durch die engen Täler auf steinigem, dornigem Wege. Hunger und Durst meldeten sich. Ihr Vorrat war gänzlich ausgegangen. Plötzlich, bei einer Biegung des Tales, sahen sie einen Mann am Wege sitzen. Neben ihm stand ein Korb voll Lebensmittel und einige Krüge mit Getränken. Als der Mann die Reisenden kommen sah, stand er auf, näherte sich Gobat und bot ihm seinen Vorrat an. Dieser fragte ihn verwundert, wie er dazu komme, ihm in seiner Not zu helfen, da er ihn doch garnicht kenne. Der Mann erwiderte, er sei der Diener eines vornehmen Herrn, der nicht weit von da wohne. In der vergangenen Nacht habe sein Herr durchaus nicht schlafen können; auf einmal sei ihm eingefallen, es könnten sich Reisende auf dem einsamen, öden Wege befinden, die nicht genug zu essen hätten. Da habe er sich gelobt, beim Sonnenaufgang seinen Diener an die Straße zu schicken und dem ersten Vorbeireisenden Brot und Getränke anzubieten; daraufhin habe er schlafen können. Der Diener hatte schon eine Zeit-

lang gewartet, und Gobat war der erste, der vorbeigekommen war.

Nach beendeter Reise, als Gobat allein in seinem Hause saß, öffnete sich die Tür, und unser junger Abessinier trat mit niedergeschlagenen Augen vor seinen Lehrer und bat ihn inständig um Vergebung. Gobat war ganz verwundert, denn er war sich keiner erlittenen Beleidigung bewußt; allein der junge Mann bekannte ihm, was für mißtrauische Gedanken er gegen ihn gehegt hatte, sagte ihm aber auch, daß sein Glaube an den Gott, der Gebete erhört, gestärkt worden sei, sodaß er es nun auch versuchen wolle, alle seine Anliegen vor Ihm kundwerden zu lassen.

Martin, der Grobschmied

Ein reicher und angesehenener Kaufmann in Mailand, Signor Girolamo, kehrte zu später Stunde von einem Vergnügen heim. Als er an der Werkstatt eines ihm bekannten Grobschmieds vorbeikam, war er erstaunt, darin hämmern zu hören.

Er trat in die Werkstatt und fragte:

„Warum arbeiten Sie so spät noch, Meister Martin? Sie sind doch tagsüber so fleißig. Können Sie ohne Nacharbeit Ihr Brot nicht verdienen?“

„Signor Girolamo, Sie haben recht“, sagte Martin, seine Kappe lüftend. „Tagsüber verdiene ich, was ich brauche; aber Sie müssen wissen, daß meinem lieben Freund Lazarro das Haus abbrannte, und daß er und seine Familie des Notdürftigsten beraubt sind. Um ihnen zu helfen, stehe ich des Morgens zwei Stunden früher auf und gehe des Nachts zwei Stunden

später zu Bett, so daß ich am Ende der Woche die Arbeit von zwei vollen Tagen verrichtet habe. Den Verdienst dieser zwei Tage gebe ich nun meinem unglücklichen Freunde.“

Signor Girolamo war ob dieser Güte gerührt.

„Bravo, Martin!“ sagte er. „Sie handeln umso edler, als Ihr Freund kaum jemals in der Lage sein wird, seine Schuld abzutragen.“

„Das wäre schlimm für meinen Freund!“ rief Martin; „aber mir ist es einerlei, ob er mir je zahlen wird; ich weiß bestimmt, daß er das gleiche und mehr für mich tun würde.“

Signor Girolamo wünschte ihm gute Nacht und ging bewegt von dannen. Den nächsten Tag kam er wieder und überbrachte Martin eine Tausendfrankennote.

„Da, nehmen Sie“, sagte er, „Sie sind ein braver Mann und verdienen es. Sie können dafür Eisen kaufen, Ihre Werkstatt vergrößern, besser für Ihre Familie sorgen und sonst noch etwas für Ihre alten Tage ersparen.“

Martin dankte gerührt, doch sagte er:

„Seien Sie nicht böse, aber das Geld kann ich nicht annehmen. Solange ich arbeiten kann, ziemt es mir nicht, Geld anzunehmen, das ich nicht verdient habe. Wenn ich Eisen anschaffen will, so finde ich dazu den nötigen Kredit, wie jeder tüchtige Arbeiter, der immer seinen Verpflichtungen pünktlich nachkommt. Wenn ich aber eine Bitte aussprechen dürfte, so wäre es die, daß Sie die Güte haben möchten, das Geld meinem Freund Lazarro zu geben. Ihm wäre damit endgültig geholfen; er könnte wieder seine Arbeit aufnehmen.“

Girolamo erfüllte diesen Wunsch; aber überall, wohin er kam, erzählte er von des Grobschmieds Großherzigkeit. Die Folge davon war, daß jeder, der einen Grobschmied brauchte, zu Martin ging, so daß sein Geschäft bald glänzende Fortschritte machte. So segnete Gott die Barmherzigkeit dieses Ihn fürchtenden Mannes. („Wahrheitszeuge.“)

Wähle

In altchristlicher Zeit lebte ein römischer Soldat namens Marius, dem wegen seiner Tapferkeit die „vitis militaris“, der „Hauptmannsstab“, verliehen wurde. Diese hohe Auszeichnung berechtigte ihn, sich um die erste freigewordene Hauptmannsstelle zu bewerben. Marius benutzte eine Gelegenheit und wurde auch zum Hauptmann ernannt.

Durch einen neidischen Kameraden wird er verraten: „Marius ist Christ, er kann nicht Hauptmann sein, seine Stelle gehört mir“.

Marius wird befragt, er leugnet nicht: „Ich bin Christ!“ — Drei Stunden Bedenkzeit bekommt er.

Marius fragt den Bischof um Rat. Sie sind in der Kirche. Der Bischof nimmt ihm das Schwert von der Seite. Er hält es in der einen und das Evangelium in der anderen Hand: „Wähle zwischen beiden, zwischen dem kriegerischen Ruhm und dem Evangelium, zwischen Leben und Tod.“

Der Soldat streckt die Hand nach dem Evangelium aus. — Die Wartefrist läßt er gar nicht ablaufen, sondern meldet sich sofort beim Tribun, um in den Tod zu gehen.

„Du hast mir meinen Glauben genommen“

Dirk war ein lieber, fröhlicher Junge von zehn Jahren. Seine klaren blauen Augen verrieten einen hellen Verstand und ein empfängliches Gemüt. Seine Eltern, deren Einziger er war, bemühten sich, ihm die beste Erziehung zu geben. Diese lag, so lange er Kind war, fast ausschließlich in den Händen seiner Mutter, einer gottesfürchtigen Frau. Sie unterwies ihn in allem Guten, belehrte ihn über Gott und Sein Wort und kniete abends mit ihm an seinem Bett nieder und betete mit ihm und für ihn. Es war ihr heißes Begehren, ihr Kind früh mit der Heilandsliebe Gottes bekannt zu machen und es auf den Weg zu führen, den die göttliche Weisheit empfiehlt, und auf dem sie selbst in Treue wandelte.

Sie erschrak daher nicht wenig, als Dirk ihr eines Tages, nachdem er von einem Ausgang mit seinem Vater zurückgekehrt war, ganz unvermittelt die Frage stellte:

„Mutter, gibt es wirklich keinen Gott?“

„Wie kommst du zu der Frage, mein Junge?“ fragte sie, ihn mit ihren lieben Augen forschend anblickend.

„Das hat der Vater unterwegs zu einem Herrn gesagt, dem wir begegneten.“

Die Mutter schwieg, schmerzlich betroffen. Sie wußte wohl, daß ihr Gatte in den Dingen, die Gott und die Stellung des Menschen zu Ihm betreffen, anders dachte als sie. Aber sie hatte nicht erwartet, daß er sich in Gegenwart des Kindes zu einer derartigen Äußerung würde hinreißen lassen. Da sie im Augenblick nicht recht wußte, was sie ihrem Jungen antworten sollte, sagte sie zunächst nichts, sondern zog es vor, eine geeignete Gelegenheit abzuwarten, um dann in Ruhe mit ihm über die Sache zu sprechen. Die Gelegenheit fand sich am Abend.

„Dirk“, sagte die Mutter, ehe sie wie sonst zum Gebet niederknieten, „nun sag mir einmal, hast du das, was du mir heute mittag erzählt hast, auch richtig verstanden? Hat Vater es nicht vielleicht ganz anders gesagt? Vielleicht hat er nur im Scherz gesprochen.“

„Nein, Mutter, Vater hat es im Ernst gesagt“, versicherte Dirk. „Mutter, betet Vater nicht, ehe er zu Bett geht? Ist es nicht sehr schlimm, zu sagen, daß es keinen Gott gibt?“

„Mein lieber Junge“, erwiderte Frau Kolberg, „du siehst, daß Mutter sehr betrübt hierüber ist. Aber wir wollen über die Sache nicht weiter miteinander sprechen. Das Beste ist, daß wir sogleich zu unserem Vater im Himmel beten. Im übrigen wollen wir gänzlich schweigen über das, was du mir gesagt hast.“

So geschah es. Dirk kam nie wieder auf die Angelegenheit zurück. Das freute die Mutter. Dennoch lastete seit dem Tage ein Druck auf ihr. Es war die Sorge um ihr geliebtes Kind, um dessen junge Seele sie von nun an noch inniger im Gebet rang. Am glei-

chen Abend noch hatte sie mit ihrem Mann über den Vorfall gesprochen, ihm offen mitgeteilt, was Dirk ihr gesagt, und was sie darauf miteinander geredet hatten. Die kalte Antwort des Gatten hatte ihre geheimen Befürchtungen nur noch vermehrt. Schmerzlich klang ihr sein Wort in den Ohren:

„Früher oder später wird der Junge den Irrtum, in dem du ihn erziehst, doch erkennen. Ja, es mag wohl sein, daß er dir später noch einmal einen Vorwurf machen wird wegen deiner unvernünftigen Erziehungsweise.“

„O Mann, wie kannst du so sprechen!?“

„Ich weiß wohl“, fuhr Herr Kolberg einlenkend fort, „daß du es gut meinst. In diesen Dingen spielt ja auch die Erziehung, die du selbst empfangen hast, eine große Rolle. Aber die Ernüchterung wird kommen, und dann wird die Enttäuschung bitter für dich sein. Unser Dirk hat einen hellen Kopf. Er wird bald anfangen, logisch zu denken. In der Schule werden ihm die Augen schon geöffnet werden, und dann wirst du es erleben müssen, daß er an die Seite seines Vaters tritt, weil sein Verstand ihn eben nicht anders handeln lassen kann.“

„O mein armes Kind!“ entfuhr es bei dieser Prophezeiung den Lippen der Mutter.

„Armes Kind!? Glaubst du denn wirklich, liebe Frau, daß unser Dirk dadurch arm werden wird? Nein, nein, darüber kannst du beruhigt sein. Er wird sich im Gegenteil freier und damit glücklicher fühlen.“

„Aber er bedarf der Erlösung!“

„Der Erlösung? Wovon? Vielleicht von der Sünde? Nun, dann betrachte dir doch einmal die Menschen, die behaupten, von ihren Sünden erlöst zu

sein! Du wirst schnell genug davon bekommen. Nein, laß uns schweigen. Es wird Dirks Schade nicht sein, wenn er seinem Vater folgt. Aber das will ich dir versprechen: Ich werde ihn in keiner Weise zwingen oder zu beeinflussen suchen. Er soll selbst wählen, soll selbständig denken. Und wir wollen ruhig abwarten, was aus ihm wird.“

Herr Kolberg war ein ebenso vorbildlicher Vater wie musterhafter Ehegatte. Er lebte für seine Familie. Nur diese eine Kluft bestand zwischen den Gatten: Sie glaubte an Gott und erfreute sich der Vergebung ihrer Sünden durch den Glauben an ihren Heiland Jesus Christus; er aber glaubte an nichts. Er hatte keinen Gott der Liebe und auch keinen Heiland nötig. Er arbeitete an sich und vermochte sich „durch sein stark entwickeltes Sittlichkeitsgefühl“, wie er sagte, vor Bösem zu bewahren. Er war gewissenhaft und rechtschaffen, gab jedem das Seine und war darüber hinaus auch hilfsbereit und gütig. Zugleich war es ihm unbegreiflich, wie seine Frau — er konnte sich kein angenehmeres, lieberes Menschenkind denken — von Vergebung ihrer Sünden reden konnte.

Zwei Leben, so eng miteinander verbunden, zwei Menschen, in mancher Hinsicht gleich denkend und gleich fühlend und dennoch voneinander getrennt durch eine tiefe, gähnende Kluft. Das war die harte Wirklichkeit!

Und Dirk sollte an die Seite des Vaters treten? O, Frau Kolberg fühlte, es würde so kommen. Es konnte nicht ausbleiben, obwohl ihr Gatte um ihretwillen künftig in Gegenwart des Kindes mit seinen Äußerungen vorsichtig sein würde. Sie sah es deutlich kommen: mit zunehmendem Alter würde ihr Jun-

ge dem Glauben an Gott und damit ihrem Mutterherzen entfremdet werden.

Zwei Jahre waren vergangen. Dirk war eben zwölf geworden, als die großen Ferien begannen. In diesem Jahre hatten die Eltern beschlossen, keine längere Reise ans Meer oder aufs Land zu machen. Sie wollten daheim bleiben, dafür aber mit ihrem Sohn an besonders schönen Tagen weitere Tagesausflüge unternehmen.

Auf einem solchen Spaziergang begegneten sie eines Tages einem Leichenzug. Dirk wollte wissen, wer da zu Grabe getragen wurde. Frau Kolberg, die wußte, daß der Verstorbene bis zuletzt ein trauriges, gottfeindliches Leben geführt hatte, antwortete, ehe sie es sich recht überlegt hatte:

„Das ist ein ungläubiger und deshalb unglücklicher Mann gewesen.“

„Ich könnte mir denken“, fiel Herr Kolberg ein, „daß er ganz glücklich gewesen ist, denn auch ich glaube nicht an Gott und bin doch glücklich.“

Entsetzt sah Frau Kolberg von ihrem Mann auf ihr Kind. Sie sagte nichts. Ihr Gatte hatte den stummen Vorwurf verstanden und erwiderte:

„Es ist hohe Zeit, Luise, daß Dirk erfährt, welche gegenteilige Ansichten wir beide vertreten. Er ist alt genug. Zudem — ich habe dies leidige Thema nicht angeschnitten.“

„Nein, entschuldige, ich war so unvorsichtig. Überdies vergaß ich, daß in der Bibel steht, daß G o t t die Geister wägt, und wir nicht wissen können, wohin die Seele des Mannes gegangen ist. Wir sind von gestern und wissen nichts.“

Ohne auf die Antwort seiner Frau einzugehen, wandte Herr Kolberg sich an Dirk:

„Du bist nun zwölf Jahre alt, mein Junge, und wirst es allmählich gemerkt haben, daß es auch Menschen gibt, die nicht an einen Gott glauben.“

Dirk antwortete nicht. Seit Wochen beschäftigten ihn so manche Fragen, und immer wieder dachte er über sein abendliches Beten nach. Er hätte es nicht missen mögen, und doch — — —!

Der armen Mutter war es nicht verborgen geblieben, daß etwas in ihrem Kinde vorging. Dirk betete wohl noch, aber — das erkannte sie mit tiefem Schmerz — nicht mehr mit der früheren kindlichen Freude und Zuversicht. Sie fühlte mehr und mehr, daß ihre Befürchtungen sich zu erfüllen begannen und Dirk sich innerlich von ihr entfernte.

Dann kam der Abend, an dem der Junge der Mutter die bitteren Tränen wegküssen wollte, die er ihr verursacht hatte. Er hatte ihr offen gesagt:

„Mutter, ich möchte lieber nicht mehr beten. Ich — ich — ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber — ich glaube nicht mehr!“

Die große Kluft gähnte weiter denn je. Frau Kolberg war nun ganz einsam. Was sollte sie tun? Ihre einzige Zuflucht war das Gebet. Und immer waren es dieselben Namen, die sie unaufhörlich vor ihrem Gott und Vater nannte: der ihres Gatten und der ihres einzigen Kindes.

Dirk hatte sich für die Ansicht des Vaters entschieden. Der Vater galt ihm als das Ideal eines vorbildlichen Menschen, und gewissenhaft trat er in seine Fußstapfen. Wie er wollte er werden. Aber auch die Mutter liebte er innig. Er konnte sie nicht traurig se-

hen. Wenn er mit ihr allein war, umhalste er sie leidenschaftlich. Es tat ihm bitterweh, sie so traurig zu sehen. Herr Kolberg glaubte, Dirk sei nun endgültig zur „Einsicht“ gekommen und habe sich nach dem väterlichen Vorbild seine Lebensanschauung gebildet. Er ahnte nicht, welcher schweren Kampf sein Kind immer noch kämpfte.

Da trat plötzlich ein ungebetener und völlig unerwarteter Gast ins Haus. Es war der Unwillkommenste, der nur Einlaß begehren konnte. Aber er kam, und niemand vermochte sein Eindringen zu hindern, niemand ihm zu wehren, sich sein Opfer zu holen. Das Opfer war des Hauses Sonne, die geliebte Gattin und Mutter.

Frau Kolberg starb. An ihrem Sterbelager hörte Dirk den Vater in tiefem Schmerz rufen: „O Gott!“

Der Knabe stand unbeweglich. Er hatte keine Tränen. Bleich und starr blickte er in die Leere des stillen Raumes, in welchem seine geliebte Mutter den letzten Kampf gekämpft hatte. Der Schmerz schien zu gewaltig für ihn. Mit großer Sorge betrachtete Herr Kolberg sein Kind.

Der Tag der Beerdigung war gekommen. Ach, welcher ein Tag! Endlos zogen sich die Stunden hin. Kein Trosteswort fiel in die von Leid zerrissenen Herzen. In stummem Schmerz saßen die Verwandten und Freunde der Familie in dem großen Raume beisammen, in dem ein Licht brannte, obwohl es heller Tag war. Dann war man schweigend dem Sarge gefolgt.

Der traurige Gang war zu Ende. Die Mutter ruhte in der Erde. Dirk war jetzt mutterlos. Als komme ihm die ganze Trostlosigkeit seiner Lage erst jetzt voll zum Bewußtsein, warf er sich in dem Zimmer

seiner Mutter, das jetzt so still und öde war, verzweiflungsvoll auf den Fußboden und brach in krampfhaftes Weinen aus.

„O Mutter“, stieß er schluchzend hervor, „ich habe dich so betrübt. Du hast mit mir beten wollen, und ich habe dich zurückgewiesen. Ich habe dich weinen lassen! O Mutter, Mutter!“

Dem Vater wollte das Herz brechen, als er Dirk so rufen und schluchzen hörte. Er versuchte, sein Kind an sich zu ziehen, um es zu trösten, aber Dirk wehrte ab und rief:

„Du hast mich unglücklich gemacht. Du hast mir meinen Glauben genommen. Werde ich Mutter nun nie wiedersehen? O ich bin so unglücklich. Ich weiß nicht einmal, ob es einen Himmel gibt! O Mutter, meine Mutter!“

Der arme Vater! Wenn sein Kind verzweifelt war, er war es kaum weniger. Unverwandt sah er auf den Knaben, und es war ihm dabei, als blicke er in einen tiefen, schauerlichen Abgrund, der ihn zu verschlingen drohte, ihn und sein Kind. Er sah plötzlich die ganze Weite der Kluft, die ihn von seiner unvergeßlichen Gattin trennte, ihn und — auch Dirk.

Herr Kolberg kämpfte einen gewaltigen Kampf. Wie furchtbar — das erkannte er jetzt — war doch die Frucht des Unglaubens, der so viel versprach und nichts zu geben vermochte! Diese Frucht glich kalten Kohlen, an denen sich kein Mensch wärmen kann. „O Gott!“ hatte er in der Todesstunde seiner Frau gerufen. O Gott! schrie auch jetzt sein Geist, den die Philosophie eines toten Atheismus leer und unbefriedigt ließ.

Am Abend dieses Tages hat der Vater sein Kind

mit in sein Zimmer genommen, und da haben die beiden von der Mutter und von Gott und von dem Himmel gesprochen, und dann sind sie miteinander niederkniet und haben aus Herzensgrund zu Gott gerufen. Und der barmherzige Gott hat ihr Gebet gehört und die Verzweifelnden nicht der Verzweiflung überlassen, sondern hat sie zu Dem geführt, den Er selbst „zum Licht der Nationen gesetzt hat: um blinde Augen aufzutun, um Gefangene aus dem Kerker herauszuführen, und aus dem Gefängnis, die in der Finsternis sitzen“. (Jes. 42, 6. 7.)

Rudericus

13. März 850.

Ein christlicher Blutzeuge im Reich der Mauren.

Dor dem mohammedanischen Richter in Cordova stand der christliche Presbyter Rudericus. Er war am Abend vorher aus der Einsamkeit eines stillen, zurückgezogenen Lebens in die Kalifenstadt zurückgekehrt, um einige Familienangelegenheiten zu ordnen. Sein Bruder, der vor Jahren vom christlichen Glauben zum Islam übergetreten war, hatte ihn in einer Straße erkannt.

„Seht den Abgefallenen dort! Er ist ein Verleugner des Propheten!“ rief er durch die Menschenmenge. Alles blieb stehen. Alles schaute auf den, dem der abfällige Bruder mit dem Finger nachzeigte. Einige Häfcher kamen des Weges. „Verhaftet ihn! Nehmt ihn gefangen!“ rief Rudericus' Bruder; „er gehört vor das Gericht.“

Sofort hatten die Häfcher die Verhaftung vollzogen. Eine Nacht hatte Nudericus im Gefängnis von Cordova gelegen, eine Nacht, in der er noch einmal Zeit gehabt, sich von Gott Kraft zu erbitten für den schweren Weg, der vor ihm lag. Nach menschlichem Ermessen war der Tod das Ende. Nudericus war entschlossen, ihn zu erleiden, niemals aber seinen Herrn und Heiland zu verleugnen.

Der Richter sprach sehr freundlich auf den Angeklagten ein.

„Wenn du schon einmal die Wahrheit der Lehre Mohammeds erkannt und bekannt hast, warum wendest du dich jetzt wieder von ihm ab?“ forschte er.

„Ich erkannte sie nie“, war des Nudericus Antwort.

Zeugen traten auf, zuerst sein eigener Bruder. „Er hat vor mir Christus verleugnet und Allah als Gott, Mohammed aber als Gottes Propheten bekannt.“

Nudericus bestritt das Zeugnis des Bruders. Aber da vor dem mohammedanischen Gericht die Aussage eines Mohammedaners mehr Gewicht hatte als diejenige eines Christen, wurde dem falschen Zeugnis Glauben geschenkt. Außerdem traten andere Zeugen auf, die erklärten: Wir haben selbst gesehen, wie Nudericus sich auf einer Tragbahre durch die Straßen Cordovas, ja, sogar auch durch die Straßen der umliegenden Ortschaften hat tragen lassen, während sein Bruder vor ihm her ausrief:

„Dieser, mein Bruder, der Presbyter, ist heimgesucht worden von unserem großen Gott Allah. Er hat sich unserem Glauben zugewandt, und, obwohl er dem Sterben nahe ist, will er noch einmal vor aller

Welt bekennen, daß sein Glaubenswechsel aus vollster Überzeugung geschehen ist.“

Das Blut stieg Rudericus zu Kopf. Er wollte aufbegehren. Aber noch im letzten Augenblick dachte er daran, daß er als C h r i s t zum Zeugnis gefordert sei, und daß er als C h r i s t sich auch äußerlich zu erweisen habe.

„Das war nicht mein Wille“, erklärte er ruhig; „es war die Schandtät meines Bruders.“

Der Richter sprang auf. „Wagst du es, so von einem Mohammedaner zu reden? Gehörst du auch zu den verhekten, aufgewiegelten Christen? Wisse, wir haben Mittel, dich in deine Schranken zu weisen.“

Rudericus blieb ganz still. Als der Richter sich wieder gesetzt hatte, fuhr er fort:

„Wie bezeichnest du es, wenn du heimtückischerweise von einer Überzahl überfallen und halb zu Tode geschlagen wirst, obwohl du doch nichts anderes vorhattest, als Frieden zu stiften? Wie bezeichnest du es, wenn dann dein Bruder dich, den Ohnmächtigen, ohne dein Wissen durch die Straßen tragen läßt und also vor dir her ausruft, wie eben berichtet wurde, obwohl kein Wort über deine Lippen kam, das solches rechtfertigen könnte?“

„Ich verstehe dich nicht“, versetzte der Richter. „Erzähle alles genau, wie es sich verhält.“

Und Rudericus erzählte:

„Wir waren drei Brüder. Wir sind in der Lehre des Christentums erzogen. Unsere Mutter hat sich viel Mühe gegeben, das Wort vom Kreuz und vom Erlöser Jesus Christus in unsere Herzen zu pflanzen. Das Wort ist lebendig in uns geworden, und wir drei haben uns manchemal gegenseitig geschworen, treu

zu sein bis zum Tod, für unseren König Christus zu kämpfen, möge es kosten, was es wolle. Als wir aber heranwuchsen, boten sich meinem Bruder die Aus- sichten auf eine günstige Stelle im Staatsdienst. Dazu liebte er ein mohammedanisches Mädchen. Er wußte, er konnte weder die ersehnte Stellung bekommen noch seine Geliebte heimführen, wenn er nicht Mohamme- daner wurde. Er ist es geworden, und seitdem er es wurde, ist er ein fanatischer Anhänger eures Glau- bens.“

„Es kann ja nicht anders sein“, erklärte der Rich- ter; „wer einmal die Wahrheit der Lehre des Prophe- ten erkannt hat, der muß im Leben und im Tod ihr gehören.“

Mudericus beachtete den Einwand nicht. Er be- richtete weiter:

„Seitdem mein Bruder Mohammedaner wurde, ist Unfriede in unserer Familie. Der Kampf war im- mer besonders heftig zwischen meinen beiden Brüdern. Wo sie sich trafen, da stritten sie widereinander. Ich konnte nicht mitsstreiten. Ich hatte das Gefühl, daß der Wortkampf nicht zum Ziel führen würde, denn mein Bruder war ja nicht vom Glauben abgefallen, weil er diesen Glauben nicht klar und deutlich erkannt hätte. Er war abgefallen um irdischer Vorteile wil- len. Er konnte nur zurückgewonnen werden durch gläu- biges Gebet, durch das Wirken des Geistes Gottes. Darum habe ich gebetet und nicht viel geredet. Viel- leicht hat mein Bruder mich deshalb noch mehr ge- haßt, weil ich ihm nie Widerstand leistete. Jedenfalls kam ein Abend, da feierten wir daheim ein Familien- fest miteinander. Plötzlich entstand wieder Streit zwi- schen meinen beiden Brüdern. Ich wollte mich dazwi-

schenwerfen, ich wollte sie beruhigen. Ich bat sie, im Hause der Eltern nicht so hart aufeinander loszufahren. Da, siehe, fiel plötzlich mein Bruder mit seinen Freunden über mich her. Sie schlugen mich nieder, daß ich das Bewußtsein verlor. Als ich wieder erwachte, lag ich in meinem Bett. Neben mir stand mein Bruder. Hohnlachend berichtete er mir, er habe mich durch die Straßen der Stadt tragen lassen und bekannt gemacht, daß ich Mohammed als Propheten anerkenne.

„Nun bist du ein Mohammedaner“, sagte er höhnisch, „nun gibt's kein Zurück mehr für dich. Du weißt, ein Zurück würde den Tod bedeuten.“ Ich habe auf die Worte meines Bruders keine Antwort gegeben. Ich habe schweigend gewartet, bis ich wieder so weit hergestellt war, daß ich außerhalb der Stadt mich neu stärken konnte in der Gemeinschaft meines Gottes. Nun stehe ich hier vor dir, bereit, dir Antwort zu geben auf alle Fragen, niemals aber bereit, den Sohn Gottes zu verleugnen.“

Der Richter mochte wohl fühlen, daß der mohammedanische Bruder schändlich an Rudericus gehandelt hatte. Aber er durfte seine Gefühle nicht zeigen. Er hatte sich, das war seine Pflicht, immer auf die Seite der Mohammedaner zu stellen. Er konnte hier nur eins tun: Den Christen überreden, vom Christentum abzulassen. Das war der einzige Weg zur Rettung des Angeklagten, und er wollte ihn retten. Er gab sich alle erdenkliche Mühe. Er sprach freundlich und liebenswürdig auf Rudericus ein. Er stellte ihm das schönste Leben in Aussicht. Er versprach ihm hohe Würden im Staat des Kalifen.

Rudericus blieb fest.

„Hast du denn nicht in den Jahren, in denen du mit offenen Augen durch das Land des Kalifen gingst, erkannt, daß in der Religion des Propheten allein Kraft und Stärke liegt?“ fuhr der Richter fort. „Hat nicht die Geschichte deines Vaterlandes bewiesen, daß Allah mächtiger ist als Christus?“

„Sie hat mir gezeigt“, erwiderte Rudericus, „daß Gott die Sünden Seiner Kinder und Seiner Kirche zu jeder Zeit heimsucht. Er weiß, welches das Ziel Seiner Wege ist. Er weiß, warum Er uns das fremde Joch aufgeladen hat.“

Der Richter schnitt ihm das Wort kurz ab. Seine Stimme wurde härter und entschlossener.

„Du hast dich feierlich zum Islam bekannt“, erklärte er; „willst du dieses feierliche Geloben aufrecht erhalten, oder willst du sterben? Bekennst du dich wieder zum Propheten, so liegt ein Leben des Glanzes vor dir. Verleugnest du, so wartet dein der Tod.“

Da entgegnete Rudericus:

„Spiegele die bezaubernden Dinge, die du mir nennst, denen vor, welche mit dir eines Sinnes sind. Zeige sie denen, die zeitliche Vorteile der ewigen Herrlichkeit vorziehen. Mir ist Christus das Leben, und Sterben nur Gewinn. Mir geht's wie dem ersten der Apostel, der seinem Herrn bekannte: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du der Heilige Gottes bist“. Manches in meinem Leben verstehe ich nicht, aber ich höre auch die Botschaft, die Christus Seinem Freunde im Gefängnis sandte: „Glücklich ist, wer irgend sich nicht an mir ärgern wird!“ Ich kann nicht den Quell lebendigen Wassers eintauschen gegen euren trüben Pfuhl der Lüge und des Lasters.“

Das war zuviel. Der Richter war aufgesprungen. Mit vor Wut zitternder Stimme donnerte er den Angeklagten an:

„Hinweg mit dir, du Lästler!“ Dann, ruhiger werdend, wandte er sich an den Gefängniswärter: „Der Hüter des Verurteilten führe ihn ins Gefängnis. Mit Räubern und Vatemördern teile er den finsternen Zwinger. Dasselbst mag er über seine Verlorenheit nachdenken und, wenn er kann, Buße tun für sein Verleugnen.“

Die Entscheidung war gefallen. Aber es war, als gewinne jetzt erst Nudericus die ganze Hoffnung seines Glaubens zurück. Während man ihm die Fesseln anlegte, bekannte er fröhlich:

„Mein Herr ist allezeit Derselbe. Seine Augen durchlaufen die ganze Erde. Er hat den Seinen verheißen: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ Versuch' nur, Satan, die Schreckmittel deiner Wut! Zu uns hat's geheißt und heißt es noch: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht zu töten vermögen; fürchtet aber vielmehr Den, der sowohl Seele als Leib zu verderben vermag in der Hölle“.“

Man führte ihn durch das Gerichtsgebäude dem Gefängnis zu. Hier sagte Nudericus seinem Wärter:

„Was mir geschieht, das geschieht mir alles dem Worte Gottes entsprechend. Mein Heiland hat selbst gesagt: „Sie werden euch an hohe Gerichtshöfe überliefern und in ihren Synagogen euch geißeln; und auch vor Statthalter und Könige werdet ihr geführt werden um meinetwillen, ihnen und den Heiden zum Zeugnis. Wer aber ausharrt bis ans Ende, dieser wird errettet werden“.“

Der Wärter fiel ihm ins Wort.

„Schweig!“ sagte er, „drunten im Kerker wird dir's anders zumute werden.“

Es ging viele Treppenstufen hinab. Endlich schloß der Wärter eine große eiserne Tür auf. Ein muffiger Luftzug schlug dem Gefangenen entgegen. Es war dunkel in dem Raum, in den man ihn hineinließ. Seine Augen mußten sich erst an die Finsternis gewöhnen. Schließlich sah er auf halbverfaultem Stroh drei Gefangene liegen. Alle trugen Handschellen. Ganz oben war eine kleine Öffnung, durch die ein wenig Licht in die Dunkelheit fiel.

Ein Grauen überkam Nudericus. Er stand an die Mauer des Berließes gelehnt. Seine Gedanken arbeiteten. Würde er bestehen? Würde er Kraft genug besitzen, auszuharren bis ans Ende? „Herr“, flehte er, „hilf mir!“ Dann aber kam's über seine Lippen, als Zeugnis auch seinen Mitgefangenen gegenüber:

„Wenn du denn kannst, o Richter, so zeuch zu Felde wider meine Seele! Durch Gottes Gnade wird's geschehen, daß die Marter, die du über mich verhängst, zur Läuterung meines Glaubens dient. Je mehr du dich über mich erbitterst, desto mehr wirst du dich schädigen, aber meine Verherrlichung beschleunigen.“

Die Worte hörte einer der Gefangenen. Mühsam richtete er sich auf. Lange Kerkerhaft hatte die Kräfte seines Körpers verzehrt.

„Bruder“, rief er, „Bruder, bist du auch um deines Glaubens willen ins Gefängnis geworfen?“

Nudericus wandte sich ihm zu.

„Gehörst auch du zu den Verfolgten des Herrn?“ fragte er zurück.

„Ja“, war die Antwort. „Ich bin Salomo.“



Schon seit Monden halten sie mich hier fest. Sie haben mich geschlagen, sie haben mich aufs Rad geflochten, sie haben alle Marter an mich gewandt. Aber Gott hat mir Kraft gegeben, Ihm treu zu bleiben, und es ist mein tägliches Gebet, daß Er mir diese Kraft bis ans Ende verleihe.“

Lange saßen die beiden Männer zusammen auf dem verfaulten Stroh und erzählten sich die Geschichte ihres Lebens. Einmal hatte Salomo sich bewegen lassen, seinen Heiland zu verleugnen. Aber da hatte

sein Gewissen ihn so gequält, daß er zum Christentum zurückkehren mußte. Darauf hatte man ihn gefaßt und ins Gefängnis geworfen. Nun suchte man ihn durch die Qualen zum neuen Abfall zu bewegen.

Es waren ernste Stunden, die Salomo und Rudericus in den nächsten Tagen miteinander verlebten. Was sie von der christlichen Lehre wußten, was an Worten der Heiligen Schrift in ihnen lebendig war, das riefen sie sich gegenseitig zu, das prägten sie sich ein, um gerüstet zu sein für den letzten Kampf. Sie beteten miteinander, aber sie lobten und dankten auch. Gewiß, Gott würde ihnen helfen mit Seiner Macht, daß sie zu überwinden, daß sie auszuharren vermöchten bis ans Ende.

Die Mitgefangenen hörten anfangs ruhig den Reden der beiden zu. Dann aber hoffte einer von ihnen, die Freiheit erlangen zu können, wenn er die Freunde verklagte. Er erzählte dem Gefängniswärter von den Reden des Salomo und Rudericus, und der meldete es dem Richter.

Nun wurden Rudericus und Salomo voneinander getrennt.

„Bruder, sei treu!“, das war das letzte Wort, das sie sich gegenseitig zuriefen. Dann waren sie ein jeder allein in seinem Gefängnis. Allein standen sie auch vor dem Richter. Noch einmal versuchte dieser beide, besonders Rudericus, zum Ableugnen zu bewegen.

„Ich will dir entgegenkommen“, sagte er, „du brauchst nicht einmal Christus abzuschwören, du sollst nur eins tun: Vor dem Gericht bekennen, daß Mohammed die gleiche Würde zukommt wie Christus.“

„Wie könnte ich so etwas bekennen?“ erwiderte Rudericus. „Wäre das nicht ein Verleugnen meines

Herrn? Nein, es gibt nur E i n e n , der da Mittler ist zwischen Gott und uns sündigen Menschen, Einen, der für uns Sein Blut vergossen hat, Einen, der am Kreuz von Golgatha für uns starb, und der siegreich vom Tode erstanden ist, und das ist Jesus Christus. Ihm allein kommt die göttliche Ehre zu. Mohammed aber ist ein falscher Prophet, ein Lügner und Betrüger.“

„Du hast dir selbst dein Urteil gesprochen“, erklärte der Richter finster, „ich wollte dich retten. Jetzt, nachdem du wiederum den göttlichen Propheten gelästert hast, ist deine Gnadenzeit verstrichen.“

„Pact ihn“, wandte er sich dann an den Wärter, „dreißig Rutenschläge gebühren ihm für die Lästerung des Propheten!“

Dreißigmal zischten die Rutenschläge auf den entblößten Rücken des Angeklagten nieder. Unter dreißig Schlägen flehte Nudericus: „Herr, erbarme dich mein!“

Noch einmal kam er dann für eine Nacht ins unterste Gefängnis. Der zerfleischte Rücken schmerzte. Es war bitterkalt. Den Gefangenen fror. Fieber schüttelte ihn. Aber durch alle Qual und Not behielt er den Aufblick auf den lebendigen Gott.

Mit fröhlichem Angesicht trat er am nächsten Morgen seinen Gang zur Richtstätte an. Unterwegs gesellte sich Salomo zu ihm. Ein freudiges Aufleuchten war in beider Augen, als sie sich erblickten. Gemeinsam zum Tode geführt zu werden, das war die letzte Gnade, die ihnen begegnen konnte. Als sie aus dem Gefängnis traten, war eine große Menge von Gläubigen versammelt, die bei dem Anblick der beiden Märtyrer in Tränen ausbrachen.

„Weinet nicht über uns!“ rief ihnen Rudericus zu, „betet, daß wir treu bleiben.“ Dann verabschiedete er sich von diesem und jenem seiner Bekannten mit dem Friedensgruß.

Ehe das Urteil vollstreckt wurde, trat der Richter noch einmal zu den Gefangenen.

„Rudericus“, bat er, „leugne ab! Rette dein Leben! Was nützt es dir, wenn du jetzt den Tod erleidest, was nützt es deinem Gott, was der christlichen Gemeinde?“

Da richtete sich Rudericus zum letztenmal hoch auf. Seine Augen tauchten in die des Richters. Ernst klangen seine Worte:

„Wie kannst du hoffen, uns, denen Gott den herrlichen Glauben an Seinen hochgelobten Sohn geschenkt hat, von dem Wege abzulenken, den wir bis zum Tode zu gehen gedenken? Wie kannst du solches von uns erwarten, die wir im Begriff stehen, zu empfangen, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was aber Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben? Beschleunige das Nachwerk deiner finsternen Religion! Niemand und nichts ist imstande, uns dahin zu bringen, Den zu verleugnen, der für uns das Leben ist im Angesicht des Todes.“

„So ist das Urteil rechtens“, erklärte der Richter. „Geht eilends hin“, sagte er zu den Henkern, „und trennt diesen Schwärmern das Haupt vom Rumpf, dem Rudericus zuerst. Salomo aber sei Zeuge des blutigen Schauspiels und gehe dann dieselbe Straße.“

Die beiden wurden in das Innere des zur Hinrichtung bestimmten Gefängnisses geführt. Rudericus

legte sein Haupt auf den Block. Der Henker tat seine Pflicht. Dann rollte auch Salomos Haupt in den Staub.

Zwei Jünger Jesu hatten ihren Glauben mit dem Tode besiegelt. In der christlichen Kirche dankte die Gemeinde dafür, daß sie standhaft geblieben waren bis in den Tod. Viele fühlten sich durch ihre Treue aufgerufen zu gleicher Bekenntnisfreudigkeit. Das Sterben des Nudericus und Salomo war nicht umsonst. Es weckte neue Kraft, neuen Mut, neuen Eifer, neue Freudigkeit in der Gemeinde Jesu Christi unter den Mauren.

Arthur Bach

Dickfellig

Unter einem dickfelligen Menschen versteht man jemand, der äußeren Einflüssen gegenüber gleichgültig ist. Ob man einen solchen mit Schlägen und Puffen traktiert, ob man ihm schlimme Worte sagt, ihn an seiner Ehre packt, beleidigt und reizt — ihm ist alles gleichgültig. Seine Haut ist, bildlich gesprochen, dick und unempfindlich geworden, so daß nichts mehr hindurchgeht. Ein solcher Mensch gleicht jenem Hunde, der einem Schmiedegesellen zum Geschenk gemacht wurde. Der neue Besitzer hatte das Tier so lieb, daß er sich nicht mehr von ihm trennen mochte und ihn überallhin mitnahm, auch in seine Schmiede. In der Schmiede fühlte der Hund sich recht wohl, denn da war es warm. Nur einen Übelstand gab es für ihn. Wenn das glühende Eisen geschmiedet wurde, dann sprühten die Funken umher, und traf solch ein Funke den Hund, dann lief er heulend davon. Mit der Zeit aber wurde es anders. Der Hund wurde

gleichgültiger gegen den Feuerregen, und schließlich war er so dickfellig, daß er ruhig liegen blieb, wenn auch die Funken wie Feuergarben sprühten. Es machte ihm nichts mehr aus. Er lag und schlief.

Aus dem Vorfall geht hervor, daß eine gewisse Dickfelligkeit in bezug auf manche Dinge gar keine so üble Angewohnheit ist. Man kann es sogar ein Geschenk der gütigen Natur nennen, daß Menschen und Tiere sich mit der Zeit an die vielen ungemütlichen und unangenehmen Dinge des Lebens gewöhnen und solche mit der Zeit nicht mehr in ihrer vollen Schärfe empfinden. Es wäre ja auch auf die Dauer nicht zu ertragen, wenn jede Kleinigkeit den menschlichen Organismus in Unruhe versetzte oder gar aus dem Gleichgewicht brächte. In anderer Hinsicht dagegen kann Dickfelligkeit sehr vom Übel sein, und sie ist gar eine große Gefahr im Blick auf zwei Organe, die vor allem im Christenleben von größter Bedeutung sind, und diese Organe sind **H e r z** und **G e w i s s e n**.

Wer bezüglich seines Herzens und Gewissens dickfellig geworden ist, der befindet sich, ich wiederhole es, in großer Gefahr, ich möchte fast sagen, in der allergrößten Gefahr, die es überhaupt gibt.

Wie komme ich zu dieser Behauptung? Zunächst durch das Wort Gottes selbst. Zwar steht das Wort „dickfellig“ selbst nicht in der Bibel, aber **d e m S i n n e n a c h** kommt es oft genug vor, denn was ist Gleichgültigkeit, Verstocktheit, Verblendung, und wie diese in der Schrift enthaltenen Begriffe alle lauten mögen, anders als Dickfelligkeit? Dann aber sei noch auf einen anderen Ausdruck der Heiligen Schrift hingewiesen, der mir vor allem hierher zu gehören scheint, und das ist das Wort **d i c k** in Verbindung mit **H e r z**.

Diese Wortverbindung kommt, soviel ich feststellen kann, im Alten Testament einmal vor und zwar in Ps. 119, 70: „Ihr Herz ist dick geworden wie Fett“, während sie sich im Neuen Testament zweimal findet. In Matth. 13, 15 sagt der Herr Jesus im Blick auf Sein irdisches Volk, indem Er sich einer Weissagung des Propheten Jesaias bedient: „Das Herz dieses Volkes ist dick geworden“, und Sein großer Apostel Paulus hält die gleiche verurteilende Weissagung den Juden vor, die ihn in seinem Gefängnis in Rom besuchten, und denen er von frühmorgens bis zum Abend die Wahrheit über Jesum und das Reich Gottes vergeblich auszulegen suchte. Der volle Wortlaut der das Schicksal Israels besiegelnden prophetischen Weissagung lautet: „Hörend höret, und verstehet nicht; und sehend sehet, und erkennet nicht! Mache das Herz dieses Volkes fett, und mache seine Ohren schwer, und verklebe seine Augen: damit es mit seinen Augen nicht sehe und mit seinen Ohren nicht höre, und sein Herz nicht verstehe, und es nicht umkehre und geheilt werde“. (Jes. 6, 9. 10.) So die Weissagung. In Matth. 13 und Apstg. 28 sehen wir sie bereits erfüllt. Weil das Volk den ihm von Gott gesandten Messias nicht angenommen, sondern sich gegen Ihn gesperrt und Ihn am Ende völlig verworfen hat, ist Gottes Gericht über es gekommen. Weil sein Herz dick und hart geworden ist, mit einer Fettschicht umgeben, die es gleichsam gegen alle Einflüsse unzugänglich macht, weil sein Gewissen stumpf geworden ist, hat Gott als Gericht Verstockung und Verblendung über dieses Volk kommen lassen, so daß es nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu hören und nicht mehr zu verstehen vermag. (Vergl. hierzu auch Röm. 11, 25.)

Aber was geht das uns an? höre ich da eine unwillige Frage. Wir sind doch keine Juden. Freilich unmittelbar trifft dieses Wort uns nicht. Dennoch hat es uns unendlich viel zu sagen. Gottes Grundsätze bleiben nämlich stets dieselben. Er ist der Unveränderliche, der sich nie verleugnen kann. Meinst du, mein Leser, Gott bringe nicht auch heute das Gericht der Verhärtung über solche, die nicht hören wollen? Meinst du, Er handle heute anders als früher? Wohl ist Er „barmherzig und gnädig, langsam zum Zorn und groß an Güte und Wahrheit“, aber das war Er auch früher. (Vergl. 2. Mose 34, 6.) Wenn der Mensch sein Herz dem Erbarmen, der Gnade und Güte Gottes verschließt, so bleibt nur Gericht für ihn übrig. Bleibt er dauernd gleichgültig den Lockungen der Liebe gegenüber, so muß am Ende Verstockung sein Teil werden. Sieh, und deswegen ist Dickfelligkeit, was Herz und Gewissen angeht, so furchtbar gefährlich. Beweist nicht auch die Erfahrung die Richtigkeit dieser Behauptung? Ist es nicht erschreckend, zu sehen, wie heutzutage Gottes Wort oft so wenig Eingang findet bei solchen, die immer wieder die Gelegenheit haben, es zu hören? Sie kommen und hören; sie gehen und haben längst vergessen. Hören sie ernste Worte, so geht es ihnen wie jenem Hund, dem schließlich der Funkenregen nichts mehr ausmachte. Sie schlafen weiter. Hören sie freundliche Worte, so ist's ihnen wie das Plätschern eines Bächleins. Die Worte zerrinnen, wie das Wasser dahinrinnt. Sie schlafen weiter. Wehe den Schläfrigen, wehe den Gleichgültigen, den Dickfelligen! Und dieses Wehe gilt nicht nur Ungläubigen, es gilt auch Gläubigen. Für beide Teile steht das Mahnwort geschrieben: „Wache auf, der du schläfst,

und stehe auf aus den Toten, und der Christus wird dir leuchten!“ Wenn solches den treuen Ephesern zugerufen wurde, wievielmehr uns heute! Wenn die gläubigen Hebräer sich sagen lassen mußten: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ wievielmehr wir heute! Möchten wir alle es uns sagen lassen! Noch ist's Zeit, aufzuwachen, noch Zeit, zu hören! Noch wird das Wort verkündigt, dieses Wort, das „lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert ist und durchdringend bis zur Scheidung von Seele und Geist, sowohl der Gelenke als auch des Markes“. (Hebr. 4, 12.) Gott bewahre uns vor jener Gleichgültigkeit, bei der selbst dieses „lebendige Wort“ seine Wirkung verliert!

Der schimpfende Michel

In Württemberg lebte einst ein Bauer, namens Michel. Er redete oft und gern von seiner Bekehrung und war stolz darauf. Im Dorf gab man nicht viel auf seine Reden, und so ging er des Sonntags ins Nachbardorf, hielt Stunden, klagte nebenbei über seine Dorfgenosser und betete oft um ihre Bekehrung.

Eines Sonntags fragte ihn ein Fremder:

„Wie lange seid Ihr schon bekehrt?“

„Zwanzig Jahre.“

„Und Ihr habt immer in demselben Dorf gewohnt?“

„Freilich ja.“

„Und in der ganzen Zeit hat sich keiner bekehrt?“

„Nein, das ist's ja eben; deswegen bin ich so traurig.“

„Da ist wohl an Eurem Christentum etwas nicht in Ordnung!“

„Wer hat mich verflatscht?“ fährt da der Michel auf.

„Niemand, ich nehm' es aus Euren eigenen Worten.“

„Ja“, meint der Michel beschämt, „ich werde oft zornig, dann schimpfe ich, daß es das halbe Dorf hört, und die Nachbarn sagen: ‚Der Michel hat wieder seinen Koller!‘“

Als er unterwegs durch ein Gebüsch kommt, kniet er nieder und sagt:

„Lieber Heiland, nun habe ich immer gebetet, daß die anderen sich bekehren sollten, nun ist bei mir selbst der Fehler. Ich will nicht mehr böse sein. Hilf Du mir!“

Dann geht er still nach Hause. Die ganze Nacht hat er nicht schlafen können, hat immer ringen und beten müssen.

Am Montag morgen kommt er in den Hof und sieht allerlei Geschirr am Baum hängen, das der Knecht vergessen hat. Er fühlt es heiß in sich aufsteigen; aber er bezwingt sich, geht durch den Hof, bis er den Knecht findet, und sagt ruhig:

„Die Geräte hängen besser nicht an dem Baum.“

Der Knecht kraut sich verlegen hinter dem Ohr und sagt:

„Ach, das hab ich vergessen; soll nicht wieder vorkommen.“

Hätte der Bauer ihn wie gewöhnlich mit allerlei Namen aus dem zoologischen Garten betitelt, wäre er wohl auch grob geworden. Aber so —

Der Bauer kommt eben in die Küche, als die

Magd eine Schüssel hinfallen läßt. Na, das wird was absetzen! Sie stemmt kampfbereit die Hände in die Hüften. Sie ist aus guter Familie und läßt sich nicht alles bieten. Schlimmstenfalls wird sie kündigen.

„No“, sagt der Michel, „’s isch dir wohl selbscht leid ums schöne Geschirr.“

Die Hände sinken herab, die Magd bückt sich nach den Scherben und sagt:

„Freilich, ’s koscht ja Geld.“

Am Abend kommt der Nachbar Schmied.

„Wo ist denn Euer Mann den ganzen Tag?“ fragt er die Bäuerin.

„Wo soll er sein? Im Haus!“

„Hab ihn ja nicht schimpfen hören.“

„Er sagt, er hab’s mit dem Heiland ausgemacht, daß er nicht mehr böß wollt werden.“

„Nachbarin“, sagt der Schmied, „das ist schlimm! Das kommt von dem vielen Beten und Bibellesen, jetzt ist’s ihm in den Kopf gegangen.“

Als der Michel bis zum Mittag nicht geschimpft hat, da wird’s den Nachbarn unheimlich. Der Schultheiß nimmt sich vor, den Michel auf die Probe zu stellen und tüchtig zu ärgern. Er kommt mit zwei bösen Buben, die den Michel auf jede Weise zu reizen suchen. Aber der Michel läßt sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

„Michel“, sagt der Schultheiß, „ich will nicht heßen, ein guter Hund heßt selbst; aber so was ließ’ ich mir nicht gefallen.“

Der Michel lächelt und sagt:

„’s ist fast schade, daß Ihr nicht am Samstag gekommen seid, da hätte ich Euch dienen wollen. Aber heute darf ich’s nicht mehr.“

Jetzt war's, als ob sich das ganze Dorf gegen den Michel verschworen hätte. Die Fenster wurden ihm eingeschlagen, den Schweinen die Schwänze abgehauen und dergleichen. Michel bleibt gelassen.

Am Samstag kommt der Schmied.

„Michel“, hebt er an, „ich hab dich gekannt, als du noch ein kleiner Junge warst; wir haben nebeneinander auf der Schulbank gefessen. Ich weiß, du hast ein böses Blut. Michel, werd wieder grob! Red so viel von deiner Bekehrung, wie du willst, nur schimpf wieder! So halt ich's nicht aus. Wenn du aber recht hast, dann muß ich auch anders werden.“

Da haben die beiden miteinander Gottes Wort gelesen, geredet und gebetet. Und als sie Amen sagen, da sagt noch eine dritte Stimme Amen; das ist die Stimme von Michels Frau, die in der offenen Tür steht.

„Mann“, sagt sie, „wie hast du mich gequält all die Jahre hindurch! Ich habe die Hölle auf Erden gehabt. Aber die letzte Woche haben wir gelebt wie im Paradies.“

Aus „Licht und Leben“.

Wenn ich Ihn nur habe

Man mag mir geben oder nehmen,
 Mich ehren oder mich beschämen,
 Man mag mich lieben oder nicht,
 Es sei mir finster oder licht,
 Ich sei betrübt, ich sei in Freuden,
 In Ungenehmheit oder Leiden:
 Hab' ich nur Gott, so bin ich still
 Und habe, was ich haben will.

Terstegen

Wie Hans seine Schuld bezahlte



Es war ein stürmischer Novembertag. Heulend fuhr der Wind durch die Gassen und blies Hans Barter, der eben aus Nr. 9, einem der ärmlichsten Häuser des Gäßchens, auf die Straße trat, so ungestüm ins Gesicht, daß der schwächliche, neunjährige Knabe unsanft gegen die Wand gedrückt wurde. Aber er machte sich nichts daraus. Er zog die Jacke fester zu, steckte die Hände in die Taschen und — stimmte ein frohes Liedchen an.

Hans hatte an diesem Abend alle Ursache, zu singen. Vor kaum drei Stunden noch war er ein Heimatloser gewesen, der nicht wußte, wo er die Nacht zubringen, noch woher er seine nächste Mahlzeit bekommen sollte. Und jetzt? Jetzt hatte er ein neues Heim gefunden und dazu eine Mutter, die ihn liebevoll in die Arme genommen und freundlich getröstet hatte.

Als vor kaum einem Jahr seine Eltern kurz nacheinander gestorben waren, hatte Hans noch nichts von dem gewußt, was er heute nur zu wohl kannte, nämlich die Bitterkeit eines an Entbehrungen und Mühsal reichen Lebens. Bis dahin war er ein glückliches, frohes Kind gewesen, von treuer Elternliebe umsorgt und behütet. Aber dann waren seine lieben El-

tern rasch nacheinander an derselben Krankheit gestorben, und alles war plötzlich ganz anders geworden. Er war zu Onkel Robert gekommen, dem Bruder seines Vaters und einzigen Verwandten, den er, soweit er wußte, auf der weiten Welt hatte. Die Gattin des Onkels war eine harte, selbstsüchtige Frau, die den kleinen Waisenknaben nicht aus Liebe aufgenommen hatte. Das Leben des Kindes, das früher Lust und Frohsinn gewesen, war arm und trostlos geworden. Statt seines weichen, sauberen Bettes im eigenen kleinen Zimmer hatte er jetzt nur eine mit Lumpen bedeckte Matratze in einem Winkel oben unter dem Dach. Obgleich erst neun Jahre alt, mußte er seine Kost selbst verdienen. Einen unnützen Esser wollte die Tante nicht bei sich haben.

So mußte Hans um fünf Uhr morgens aufstehen, um an dem Verkaufsstand, den die Tante an der Straßenecke unterhielt, die frühen Kunden mit heißem Kaffee zu bedienen. Das war im kalten Winter kein Vergnügen.

Sein Tageslauf spielte sich immer in der gleichen Weise ab. Um acht Uhr rannte er nach Hause und von dort nach raschem Frühstück, das aus ein wenig trockenem Brot und dünnem Kaffee bestand, meist mit recht hungrigem Magen in die Schule. Mittags mußte er wieder so lange den Verkaufsstand bedienen, bis die Nachmittagschule anfing. War diese aus, so hatte er aufs neue auf seinem Posten zu sein, oft bis spät abends. Die Tante kam nur kurz zwischendurch, um nach dem Rechten zu sehen und dem kleinen Verkäufer neue Anweisungen zu geben, wobei sie sich selten darauf beschränkte, ihn nur ihre spitze Zunge fühlen zu lassen.

An seinem Oheim hatte Hans keine Stütze, da dieser die meiste Zeit im Wirtshaus saß. So verlief sein Leben bei allen Entbehrungen gänzlich liebeleer, und das war es, was sein Kinderherz am allerschmerzlichsten empfand.

Ich glaube, er wußte deshalb auch zuerst nicht, ob er sich freuen oder traurig sein sollte, als er an einem Novembertag — dem Tag, an dem der Wind so heftig um die Straßenecke blies — ahnungslos aus der Schule kam und daheim vollständig leere Stuben vorfand und von Ohm und Tante keine Spur mehr. Erstaunt lief er an den Verkaufsstand. Auch der war fort. Da wurde es dem Jungen schmerzlich klar: sie hatten sich heimlich davongemacht und ihn allein zurückgelassen.

Die anfängliche Erleichterung, die er in dem Gedanken empfand, die scharfe Zunge und harte Faust der Tante nicht länger fürchten zu müssen, machte schnell einer tiefen Sorge Platz, als es ihm zum Bewußtsein kam, daß er nun überhaupt kein Heim mehr hatte. Was sollte er anfangen? Er besaß ja in der ganzen Welt keinen Menschen, an den er sich wenden konnte, und in seiner Tasche war auch nicht ein Pfennig, um dafür etwas zu essen kaufen zu können.

Ein Gefühl grenzenlosen Verlassenseins überkam den armen Knaben. Er setzte sich in dem leeren Zimmer auf den nackten Fußboden, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Er merkte nicht, wie ein freundliches Augenpaar durch die halb offene Tür schaute. Erst als Frau Gutwin vor Staunen über den Anblick, der sich ihr bot, einen Korb blendendweißer Wäsche polternd zu Boden fallen ließ, schaute er auf.

Es bedurfte keiner Worte, um der mitleidigen Nachbarin zu erklären, was geschehen war.

„Armer kleiner Hans“, sagte sie, sich über den unglücklichen Knaben beugend, „haben die grausamen Menschen dich allein gelassen? Wie konnten sie das übers Herz bringen!“

Ob durch den niederfallenden Wäschekorb oder die Stimme der Frau herbeigelockt — im Nu war die Stube voll Neugieriger, die sich aus allen Zimmern herzudrängten.

„Was soll nun aus ihm werden?“ rief eine ältere Frau.

„Er muß ins Armenhaus“, entschied ein kleiner, unordentlich aussehender Mann, und andere Stimmen bestätigten:

„Ja, da wird nichts anderes übrigbleiben als das Armenhaus.“

„Nichts anderes als das Armenhaus, meint ihr?“

Längst hatte Frau Gutwin die Tränen unseres Hans mit ihrer Schürze getrocknet. Jetzt legte sie wie schützend den Arm um ihn, und sich im Kreise umblickend, erklärte sie:

„Und ich sage euch, er kommt nicht ins Armenhaus. — Sei still, mein Junge“, wandte sie sich dann an Hans, „solange Johanna Gutwin noch arbeiten kann, bleibst du bei ihr. Fällt's mitunter auch schwer genug, für drei das Nötigste zum Leben zu schaffen — wo drei satt werden, wird's auch für den vierten langen. Gott ist immer gut zu mir gewesen, und ich glaube nicht, daß Er mich verlassen wird, wenn ich einem Waisenkind ein Obdach gewähre.“

Damit nahm sie Hans an die Hand und führte

ihn, ohne sich weiter um die Gaffer zu kümmern, in ihre Wohnung, die eine Treppe höher lag.

„Hier, Kati und Jakob“, rief sie ihren beiden Kindern zu, „bringe ich euch einen neuen Bruder. Er hat keine Eltern und niemand mehr in der Welt. Heißt ihn willkommen!“

Dann wandte sie sich an Hans:

„Du gehörst jetzt zu uns, mein Junge, wie wenn du mein eigenes Kind wärest. Und Gott helfe mir, Mutterstelle an dir zu vertreten!“

* * *

Zehn Jahre sind seit jenem Novembertag verstrichen, und manches ist in dieser Zeit anders geworden. Die kleine winklige Gasse mit Haus 9 und seinen vielen Wohnungen besteht nicht mehr. Anstelle der alten, niedrigen Häuschen erhebt sich dort eine stattliche Häuserzeile, und die Straße ist breit und schön gepflastert.

Und was ist aus Hans Barter geworden? was aus Frau Gutwin, Kati und Jakob? Auch ihnen hat das Leben große Veränderungen gebracht. Doch ich will der Reihe nach erzählen.

Drei Jahre lang hatte Frau Gutwin in liebevollster Weise für Hans gesorgt, genau so wie für ihre eigenen Kinder. Freilich war ihr das nur durch harte und unermüdliche Arbeit möglich gewesen, denn Frau Gutwin war Wäscherin, und wir wissen alle, daß das Brot einer Waschfrau nicht leicht verdient wird. Aber nie hatte Hans eine Mahlzeit entbehren müssen. Stets hatte er Kleider anzuziehen und — was vielleicht das Größte war — allezeit einen vollen Anteil an der

Liebe und Zärtlichkeit derer gehabt, die es übernommen hatte, Mutterstelle an ihm zu vertreten.

„Du sollst alles mit meinen Kindern teilen und ganz wie eins von ihnen sein“, hatte Frau Gutwin gesagt, als sie Hans bei sich aufgenommen. Und sie hatte Wort gehalten. Nie hatte Hans erfahren, wie schwer ihr oft das lange Tagewerk wurde. Um die vermehrten Kosten bestreiten zu können, hatte sie noch größere Lasten auf sich nehmen müssen. Niemand wußte, wie oft sie in der Nacht mit sorgenschweren Gedanken wach gelegen hatte, rechnend und überlegend, wie sie bei dem kärglichen Verdienst allen Bedürfnissen gerecht werden sollte. Aber ihren Kindern hatte sie stets ein fröhliches Gesicht gezeigt. In ihrer Gegenwart war sie immer munter und hoffnungsvoll. Wie war das möglich? Nun, Frau Johanna hatte einen lebendigen Gott, der ihr half, und einen Herrn, der mit ihr trug. Nie hatte Gott sie verlassen, wie Er noch nie ein Herz enttäuscht hat, das in Glauben und Hoffnung zu Ihm aufblickt. So hatte die arme Witwe über alle Schwierigkeiten triumphiert und ihre Güte einem Waisenkind gegenüber nie zu bereuen gehabt.

Und Hans? Er liebte die Frau wie seine eigene Mutter. O, er fühlte sich so wohl in dieser kleinen Familie. Er liebte Kati, die in ihrem Wesen vieles von ihrer Mutter hatte, wie seine Schwester, und er liebte wie einen Bruder den armen gelähmten Jakob, der oft stundenlang allein in seinem Bett oder seinem großen Lehnstuhl das Zimmer hüten mußte und dabei doch stets vergnügt war.

Dann war die große Veränderung gekommen. Hans war eben zwölf Jahre alt geworden. Er hatte ein frisches, blühendes Aussehen gewonnen, und da

er gefällig und hilfsbereit war, hatte man ihn allgemein gern. Da kam eines Tages ein Herr zu Frau Gutwin und machte ihr wegen ihres Pflegesohnes, den er mehrmals im Stadt-Missions-Saal getroffen hatte, einen Vorschlag, der die gute Frau zunächst in Bestürzung versetzte.

„Wie, der Junge soll so weit fort von hier?“ rief sie laut. „Nein, lieber Herr, ich könnte mich nicht von ihm trennen.“

„Aber wollen Sie ihm denn im Wege sein, so vorwärts zu kommen, wie er es verdient?“ erwiderte der Besucher. „Drüben kann ich ihm Vorteile verschaffen, die er hierzulande nie haben würde. Nein, Frau Gutwin, wie ich Sie kenne, würden Sie die letzte sein, die dem Fortkommen Ihres Pflegesohnes hindernd im Wege steht.“

Dem Fortkommen ihres Jungen hindernd im Wege stehen? Nein, das wollte sie gewiß nicht, mochte es ihr auch noch so schwer werden, sich von dem ihr lieb Gewordenen zu trennen.

„Hans“, sagte sie deshalb an einem der nächsten Tage, „du mußt das Angebot von Herrn ... annehmen.“

Hans wollte nichts davon wissen. Aber jetzt blieb Frau Gutwin fest.

„Es handelt sich um deine Zukunft“, sagte sie. „Du mußt gehen, mein lieber Junge, so schwer es mir auch wird, dich gehen zu lassen.“

So war Hans nach Canada gegangen.

* * *

Die jetzt folgenden Jahre brachten für Frau Gutwin und ihre Kinder viel Ungemach mit sich. Solange

die tapfere Frau arbeiten konnte, behielt sie guten Mut. Als sich aber Asthma und Rheuma, diese furchtbaren Feinde einer armen Wäscherin, einstellten und ihr das Arbeiten immer mehr erschwerten; als sie sah, wie Kati infolge der nicht genügend kräftigen Ernährung zarter und blasser wurde; und wenn sie dann schließlich ihren armen gelähmten Jakob betrachtete, der nach menschlichem Urteil wohl nie sein eigen Brot würde verdienen können, so wollte mitunter die Last zu schwer werden, und dunkle Zukunftsbilder traten ihr vor die Seele. Sie fühlte ihre Kräfte abnehmen. Was sollte werden, wenn sie eines Tages überhaupt nicht mehr arbeiten konnte? Von Jakob war, wie gesagt, nie eine Hilfe zu erhoffen, und bei Kati war es zum mindesten fraglich. In solchen Stunden wollte ihr Glaube fast versagen, und es bedurfte vielen und anhaltenden Betens, um den Mut nicht ganz zu verlieren.

Von Hans war seit drei Jahren keine Nachricht mehr gekommen. Die ersten vier Jahre nach seinem Weggang hatte er regelmäßig geschrieben. Aber dann waren die Briefe ausgeblieben. Seit Frau Gutwin die alte Wohnung hatte räumen müssen, hatte sie keinen Brief von Hans mehr erhalten, obgleich sie ihm die neue Anschrift sogleich mitgeteilt hatte. Wieder und wieder hatte sie oder Kati geschrieben und um Nachricht gebeten, aber die Briefe waren sämtlich zurückgekommen. Endlich hatte Frau Gutwin versucht, sich mit dem Herrn, der Hans die Stelle im Ausland verschafft hatte, in Verbindung zu setzen, aber sie hatte nur in Erfahrung gebracht, daß er Stadt und Land verlassen habe und in irgend einem entfernten Weltteil lebe. So war der armen Frau nichts übrig-

geblieben, als auch diese Sache ganz in Gottes Hand zu legen. Fürwahr, ihr Weg war nicht leicht, und Gottes Tun war wunderbar. Wäre Hans im Lande geblieben, so hätte sie jetzt wohl eine gute Stütze an ihm gehabt. Und ach, je weiter die Zeit voranschritt, desto mehr bedurfte sie einer solchen! Es kam der Tag, wo sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Das Asthma war so schlimm aufgetreten, daß es sie für Wochen ins Bett zwang.

Nun lag die ganze Sorge auf Kati. Trotz ihres schwachen Körpers übernahm sie der Mutter Stelle am Waschfaß, pflegte die beiden Kranken und sorgte für die nötigsten Bedürfnisse im Haushalt. Tapfer hielt sie das Schreckgespenst „Hunger“ von der kleinen Wohnung fern, bis unter der übermäßigen Anstrengung ihre schwachen Kräfte versagten, und auch sie krank wurde.

Es war im Dezember des gleichen Jahres, als der Jammer den Höhepunkt erreichte. Die Mutter krank, Kati krank, Jakob schwach wie immer — und keine Wohlfahrtspflege, die sich um die Armen gekümmert hätte. Jetzt war Gott in Wahrheit der Einzige, von dem sie noch Hilfe erwarten konnten.

So vergingen weitere vierzehn Tage. Solltest du, mein Leser, wissen wollen, wie die armen Leute in diesen zwei Wochen gelebt haben, so brauchst du dich nur in ihrem fahlen Zimmer umzusehen. Es wird dir keine traurige Geschichte selbst erzählen. Die Hälfte der Einrichtung, die meisten kaum entbehrlichen Gebrauchsgegenstände sind daraus verschwunden. Sie sind für Nahrungsmittel versetzt worden.

Weihnachten stand unmittelbar vor der Tür, das Fest, an dem man so viele frohe Gesichter sieht, und

das deshalb so schön ist, weil viele Menschen sich in diesen Tagen gegenseitig zu erfreuen suchen. An die Familie der armen Waschfrau aber dachte niemand, und sie selbst konnten sich keine Freude bereiten, denn sie besaßen kaum noch genügend Nahrung für den folgenden Tag, und das, was sie hatten, war trockenes Brot. Keine Kohlen waren da. Sie saßen in einem kahlen, kalten Zimmer. Und auch dieses sollte ihnen nicht lang mehr bleiben. Da sie mit der Miete rückständig waren, war ihnen die Wohnung bereits gekündigt. In wenigen Tagen würden sie obdachlos sein.

Trübe vor sich hinstarrend, saß Frau Gutwin, in sich zusammengesunken, in einer Ecke des Gemachs. Von Zeit zu Zeit schüttelte ein quälender Husten ihre Gestalt, besonders dann, wenn ein neuer Windstoß über die Treppen fegte, durch die lose in ihren Angeln hangende Tür herein- und mit seinem eisigen Hauch über sie hinfuhr.

Leise näherte sich Kati der Mutter und zog ihr den alten Schal fester um die Schultern. Dann setzte sie sich neben sie. Sie hatte Jakobs Rollstuhl nahe herangerückt, und während sie mit dem einen Arm liebevoll die Mutter umschlang, strich sie mit der anderen Hand freundlich über Jakobs Haar. So saßen sie Abend für Abend beisammen, und jedes suchte nach einem Trostwort für sich und die anderen.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Es dunkelte. Der Himmel zeigte ein düsteres Angesicht und kündigte einen Schneefall an.

„Kati“, sagte Frau Gutwin, „laß uns unser Kapitel lesen, ehe es ganz dunkel geworden ist.“

Das junge Mädchen nahm die vielgebrauchte Bibel, setzte sich nahe ans Fenster, um noch das schwindende



Tageslicht zu benutzen, und schlug den 50. Psalm auf. Als sie an den bekannten Vers kam: „Und rufe mich an am Tage der Bedrängnis: ich will dich erretten, und ...“, konnte sie nicht weiter lesen. Ein Schluchzen erstickte ihre Stimme. Sie legte die Bibel hin und stand auf. Im gleichen Augenblick starrte sie mit großen Augen nach der Tür, die sich leise geöffniet hatte. In ihrem Rahmen erschien die kräftige Gestalt eines jungen Mannes. Noch Tränen in den Augen, konnte Kati ihn im Halbdunkel nicht sogleich erkennen. Doch dann wurde ihr klar, wer da stand, und mit einem lauten: „Hans! O Hans, Hans!“ stürzte sie auf ihn zu. Alles — Not, Sorge, Kummer und höchste Freude — lag in den wenigen Worten. Der Fremde konnte

nicht antworten. Er fühlte etwas in sich aufsteigen, das ihn am Sprechen hinderte.

„O Hans, Hans, Hans!“

Noch einmal der gleiche Ausruf! Er genügte, um dem jungen Mann die Kehle zuzuschnüren. Und dann hingen Kati und ihre Mutter weinend an seinem Halse. Immer wieder nannten sie seinen Namen, lachten und weinten in einem, wie Menschen, die außer sich sind vor übergroßer Freude.

O Hans, Gott hat dich im rechten Augenblick gesandt! „Rufe mich an am Tage der Bedrängnis: ich will dich erretten!“ So hatten wir gelesen. Da warst du an der Tür. Laß dich einmal betrachten, Hans, und dir im Geiste die Hand schütteln! Wie groß und kräftig bist du geworden! Wie männlich ist der Druck deiner Hand, wie ehrlich und vertrauenerweckend dein Auge! Gott sei Dank, daß du endlich, endlich gekommen bist!

Die unerwartete Freude nach diesen langen Wochen der Trübsal war fast zu viel für die drei schwachen Menschen. War es denn wirklich wahr, daß Hans, ihr Hans, zu ihnen zurückgekehrt war? Der Empfang war so überwältigend, daß auch der junge Mann sich nur mit Mühe beherrschen konnte. Was mußten diese Armen gelitten haben! Wie dankte er Gott, der ihn endlich, und zur rechten Zeit, die Langgesuchten hatte finden lassen!

Nachdem der erste Sturm sich gelegt hatte, wollten natürlich alle wissen, weshalb der Sohn und Bruder so lange nicht geschrieben hatte. Das Rätsel war schnell gelöst. Hans hatte nie den Brief bekommen, der die Mitteilung enthielt, daß die alte Gasse niedergerissen worden war. Er selbst hatte nämlich kurz zuvor

ebenfalls seinen Wohnort gewechselt und war in einen ganz anderen Bezirk gezogen, der weit entfernt war von dem bisherigen. Weil er nun seine neue Anschrift seinen Leuten noch unter der alten Adresse mitgeteilt hatte, war dieses Schreiben ebensowenig an die Empfänger gelangt wie das ihrige. So hatte er jede Spur von seinen Lieben verloren und sich drei Jahre um sie gesorgt, was wohl aus ihnen geworden sein möchte. Sobald der Vertrag mit seinem letzten Arbeitgeber abgelaufen war, war er nach England, in die alte Heimat, zurückgereist. Hier hatte er drei Wochen vergeblich gesucht. Es war ihm einfach nicht gelungen, irgend jemand zu finden, bei dem er sich nach dem Verbleib seiner alten Freunde hätte erkundigen können. Durch einen bloßen Zufall, nein, eine freundliche Fügung Gottes, hatte er sie an diesem Tage entdeckt.

Hans war nicht mit leeren Händen gekommen. Der Fremde hatte seiner Zeit nicht zu viel versprochen. Er hatte Geld genug sparen können, um in der neuen Heimat eine kleine Farm zu kaufen.

„Und dort“, sagte er, „ist auch Raum für euch drei. Dort wollen wir, wenn es Gott gefällt, zusammen glücklich sein.“

Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ihr waret so gut zu mir, als ich eine heimatlose Waise war. Gott sei Dank! kann ich euch jetzt ein wenig zurückzahlen, wenn auch nie das, was ihr für mich getan habt. Gott weiß, wie froh und glücklich ich hierüber bin. Und deshalb laßt uns unsere Knie beugen und Ihm vor allem für Seine großen Erbarmungen danken! Und dann werde ich gehen und für die Feiertage einkaufen. Ihr sollt morgen und übermorgen und auch weiterhin nicht, wie ihr dachtet, nur

trockenes Brot essen. Und Mutter und Kati sollen, will's Gott, bald wieder runde rote Backen kriegen."

„Ja, es ist wahr, was Gottes Wort verspricht“, rief die überglückliche Mutter: „Rufe mich an am Tage der Bedrängnis: ich will dich erretten, und du wirst mich verherrlichen! Als wir dachten, wir wären ganz verlassen, trat Er ins Mittel. Da hat Er uns gezeigt, daß Er die nicht vergißt, die auf Ihn hoffen. Ja, danken wir Ihm, unserem großen Gott und gütigen Vater!“

Es war ein tief empfundenes Danken und Loben, das an diesem Weihnachtsabend aus der Wohnung der Armen zu Gott emporstieg. Er hatte errettet, und sie verherrlichten Seinen großen Namen.

„Komm, Jesus, in mein Herz!“

Es war im Herbst des Jahres 1859, so teilt ein gläubiger Mann aus seiner Jugend mit. Da hatte ich das Vorrecht, zum ersten Mal in meinem Leben die wunderbare Rettermacht der Gnade Gottes in der Bekehrung eines Menschen zu erleben.

Von Jugend auf kannte ich viele Christen. Ich war unter ihnen aufgewachsen, und meine Eltern waren treue Nachfolger des Herrn Jesus, so daß ich Tag für Tag Gelegenheit hatte, das Leben und die Unterhaltungen von aufrichtig Gläubigen zu beobachten. Dennoch war ich nicht bekehrt. Ich hatte viel von Bekehrungen anderer gehört und wußte, daß, wenn ich je in den Himmel kommen wollte, ich selbst errettet werden mußte. Aber wie ich dahin kommen sollte, neues Leben aus Gott zu empfangen, darüber war

ich mir trotz allem, was ich darüber gehört hatte, durchaus unklar.

In meinem zwölften Lebensjahr kam ich zu der Erkenntnis, daß ich ein Sünder war und eines Heilands bedurfte, um vor Gott bestehen zu können. Mehrere Jahre verbrachte ich in einem inneren Zwiespalt, während die Welt auf der einen und Christus auf der anderen Seite um mein Herz warben.

In dieser Zeit wurde mein französischer Hauslehrer, der mich sechs Jahre lang unterrichtet hatte, plötzlich ernstlich krank. Es schien, daß er nicht mehr genesen sollte. Ich hatte meine Eltern manchmal über ihn sprechen hören, und dann war es immer ihr inniger Wunsch gewesen, er möchte errettet werden. Aber ein besonderes Hindernis schien im Wege zu liegen.

Der noch junge Mann war, obgleich im römisch-katholischen Glauben erzogen, wie viele seiner Landsleute völlig ungläubig. Nie besuchte er eine Kirche. Statt dessen gefiel er sich darin, über Priester und „allen Pfaffentrug“, wie er sich ausdrückte, zu spotten.

Nach seiner Erkrankung beteten meine Eltern besonders viel für ihn und sannem darauf, wie ihm das Evangelium verkündigt werden könne. Sie hätten wohl selbst übernommen, es ihm nahezubringen, wenn sie nur Französisch gekonnt hätten. Da ließen Bekannte uns eines Tages sagen, es möchte doch einmal jemand von uns zu Monsieur J. gehen, er liege im Sterben. Jetzt wurde es hohe Zeit. Mein Vater forderte mich auf, den Kranken zu besuchen und ihn zu fragen, ob ihm der Besuch eines unserm Hause nahestehenden Freundes willkommen sei, der ein treuer Diener Christi war und viele Jahre in Frankreich gearbeitet hatte.

Herr D. weilte seit kurzem wieder in unserer Stadt, und mein Lehrer hatte seinen Namen wiederholt bei uns nennen hören. Der väterliche Auftrag kam mir keineswegs gelegen. Wie konnte ich dem Sterbenden dienen, da ich doch selbst nicht bekehrt war? Aber ich war doch gewillt, meinem Vater zu gehorchen. Ich würde Monsieur S. einige Erfrischungen bringen, wie ein Kranker sie gern hat. Vielleicht fand sich dabei Gelegenheit, von Herrn D.'s Besuch zu reden.

Die gesuchte Gelegenheit ergab sich in der Tat schneller, als ich gedacht hatte. Der arme Kranke war so unglücklich, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Sobald er mich sah, rief er:

„Ich bin in einem jämmerlichen Zustand. Ich wünschte, ich wäre tot. Wenn ich mich nur nicht so vor dem Sterben fürchtete! Ich bin nichts als eine Last für andere und auch mir selbst. Wäre ich nur wie der junge Mann, den wir damals gehört haben!*) Dann brauchte ich keine Angst zu haben vor dem Tode.“

Der arme Mann tat mir von Herzen leid, und ich tröstete ihn, so gut ich konnte. Ich sagte ihm, er solle Mut fassen und die Sache etwas hoffnungsvoller ansehen. Er werde trotz allem vielleicht noch genesen.

„Und dann“, fuhr ich fort, „ist unser guter Freund, Herr D., zur Zeit wieder hier. Sie haben manchmal von ihm gehört. Er spricht fließend Französisch. Wäre es Ihnen recht, wenn Herr D. Sie einmal besuchte?“

Auf diesen Vorschlag ging der Kranke nicht nur

*) Auf besondere Einladung hin hatte er einmal einen Evangeliumsvortrag besucht, den ein junger Mann für seine Altersgenossen in unserer Stadt gehalten hatte.

mit all der natürlichen Liebenswürdigkeit ein, die man seiner Nation nachrühmt, sondern er war auch sichtlich dankbar dafür.

Von dem Krankenbett ging ich sofort zu Herrn D., um ihm den Wunsch meines Lehrers vorzutragen, und gegen vier Uhr des gleichen Tages schon machten wir uns auf den Weg zu dem armen Kranken.

Herr D. fand sofort das richtige Wort. Er setzte sich an J.'s Bett und unterhielt ihn in fließendem Französisch über seine Heimat und verschiedene Plätze, die beiden gut bekannt waren. Das Gespräch hatte für den Kranken etwas Erquickendes. Es war offensichtlich, daß Herr D. sein Vertrauen besaß.

Plötzlich nahm die Unterhaltung eine Wendung. Unser alter Freund verstand es, geschickt von allgemeinen Dingen auf Persönliches überzugehen. Er kam auf den Zustand des Sterbenden vor Gott zu sprechen. Da war es nun wunderbar, den Kranken zu beobachten. So ähnlich muß es einem Ertrinkenden zumute sein, dem man ein Rettungsseil zugeworfen hat. Er tauschte, als ob von jedem Wort, das D. sagte, sein Seelenheil abhinge.

Leider kann ich die Unterhaltung nicht so wiedergeben, wie ich gerne möchte, aber die wichtigsten Teile sind mir noch erinnerlich. Als Herr D. von Christo als dem alleinigen Heiland der Sünder sprach, der alles für sie gut gemacht habe, rief der Kranke plötzlich:

„Ach, wenn ich Ihn nur kannte, wenn ich Ihn nur hätte!“

„Er ist bei Ihnen“, erwiderte Herr D. „Er ist hier und klopft, Einlaß begehrend, an Ihre Herzentür. Er sagt: „Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe

an; wenn jemand meine Stimme hört und die Tür auf tut, zu dem werde ich eingehen und das Abendbrot mit ihm essen, und er mit mir“.“

Kaum hatte der Besucher dies gesagt, da richtete sich der Kranke in seinem Bett auf, entblößte seine Brust und rief mit tiefem Ernst:

„Ich tue Ihm auf, ich tue Ihm auf! Komm, Jesus, in mein Herz!“

Nach wenigen weiteren Worten verabschiedeten wir uns. Draußen nahm Herr D. meinen Arm und sagte:

„Weißt du, F., ich glaube, daß dieser Mann bekehrt ist!“

B e k e h r t!? F. sollte bekehrt sein!? Und das wäre also eine Bekehrung?

Ich antwortete nicht. Aber in meinem Innern wogten die Gedanken. Eine Bekehrung — diese außerordentliche Veränderung, durch die ein schuldiger Sünder für die Herrlichkeit Gottes passend wird —, wie ganz anders hatte ich sie mir gedacht! War sie in so kurzer Zeit und auf so einfache Weise möglich? Würde F. jetzt, wenn er starb, in den Himmel gehen und bei Christo sein? War mit einemmal jede Frage zwischen ihm und Gott geordnet, während ich, der ich mich jedenfalls erheblich mehr um Christum gekümmert hatte als er, dies keineswegs von mir sagen konnte?

„Die Zeit wird's zeigen“, dachte ich.

Die Zeit hat es gezeigt. Monsieur F. lebte noch mehrere Wochen nach dieser ernststen Unterredung mit Herrn D. Die mit ihm vorgegangene Veränderung war einfach nicht zu beschreiben. Mit Staunen mußte ich es mir wieder und wieder sagen. Alle Todesfurcht schien gewichen. Er war ganz ruhig geworden. So oft

ich ihn von nun an sah, lag ein seliger Friede auf seinen Zügen. Er wußte, daß er errettet war, denn Christus war in sein Herz gekommen. Er hatte Ihm aufgetan, hatte Ihn angenommen als Den, der um seiner Sünden willen gestorben und um seiner Rechtfertigung willen auferstanden war. Nach seinem Abscheiden sagte seine Gattin zu mir:

„Was jener Herr, den Sie mitgebracht, meinem Mann auch gesagt haben mag — jedenfalls haben seine Worte ihn glücklich gemacht und ihn befähigt, ergeben zu sterben.“

Ergeben zu sterben? Nein, er hatte mehr empfangen. Das wußte ich schon damals gut genug. Nachdem er Christus gewonnen hatte, war es sein sehnlicher Wunsch gewesen, abzuschneiden, um bei Ihm zu sein, der für ihn gestorben war, und der ihn in Seiner Liebe noch in elfter Stunde wie ein Brandscheit aus dem Feuer gerettet hatte.

„Ach“, sagte er einmal zu mir, als ich ihm im Auftrag meiner Mutter einige Erfrischungen brachte, „ich möchte diese Sachen gar nicht mehr. Sie dienen nur dazu, mich länger hier unten festzuhalten, und ich möchte doch so gern zu Jesu gehen.“

Sein Harren ist denn auch auf keine allzu lange Probe mehr gestellt worden. Wie bereits gesagt, waren es nur mehrere Wochen, die er noch zu leiden hatte. Er entschlief, bis zuletzt glücklich und friedevoll, sanft in seinem Heiland.

Dieses wunderbare Erlebnis von der Umwandlung eines Menschenherzens, die ich persönlich beobachten durfte, blieb nicht ohne Segen für mich. Der Herr hat es benutzt, um auch mich zu Sich zu ziehen. Gottes Geist wirkte in mir, so daß ich mich von Herzen

zu Ihm bekehrte. Und bis zum heutigen Tage habe ich die Kostbarkeit Seiner Liebe mehr und mehr geschmeckt.

Indem ich hoffe, durch obige Begebenheit dein Interesse ein wenig geweckt zu haben, möchte ich einige Fragen an dich richten, lieber Leser. Ich möchte fragen: Hat nicht vielleicht der Heiland, Einlaß begehrend, auch schon an deine Herzenstür geklopft? Hat Er nicht vielleicht schon oft geklopft und geharrt, ob du Ihm aufzutun würdest? Oder hast du noch nie das Evangelium verkündigen hören? Oder hat es noch nie ernste Ereignisse in deinem Leben gegeben, die mahnend zu deinem Gewissen geredet haben? Bitte, laß das verflossene Jahr einmal an deinem Geistesauge vorüberziehen! Solche Stunden innerer Einkehr sind wertvoll. Suche dir die Gelegenheiten ins Gedächtnis zurückzurufen, durch die Gott auch in diesem Jahre des Heils zu dir gesprochen hat. Solltest du dich aber wirklich gar keines Falles entsinnen können, o, so laß, ich bitte dich ernstlich, diese Zeilen zu dir reden!

Vielleicht ist dieses Jahr das letzte, das Gottes Gnade dir zur Verfügung stellt. Sprich nicht: Ich bin noch so jung. Jener Franzose war auch noch jung und mußte doch sterben. Unser Leben steht in Gottes Hand, nicht in der unsrigen. Die Gnade, die bis heute auf dich gewartet hat, wartet nur so lange, wie es ihr gefällt, nicht, wie es dir gefällt. Deshalb rechne lieber nicht auf eine spätere, gelegenerere Zeit. Die gelegene Zeit ist heute, nicht später. Glaube mir, es ist verhängnisvoll, die Liebe des klopfenden Heilandes zurückzuweisen. Jene andere innere Stimme, die dich dazu verführen will, erst das Leben zu genießen und

dich dann zu bekehren, ist vom Teufel, dem Lügner von Anfang. Gottes Wort sagt: „Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht“, und: „Siehe, jetzt ist die wohllangenehme Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils“. (Hebr. 4, 7; 2. Kor. 6, 2.)

Das Klopfen der Liebe an das Sünderherz hört einmal auf. Ein anderes Klopfen wird dann an seine Stelle treten, und das ist das verzweiflungsvolle Klopfen jener Vielen, die einmal, Einlaß begehrend, an die von dem Herrn verschlossene Tür herantreten werden. Von solchen redet der Herr Jesus in Lukas 13, 25 usw., wenn Er sagt: „Von da an, wenn der Hausherr aufgestanden ist und die Tür verschlossen hat, und ihr anfangen werdet, draußen zu stehen und an die Tür zu klopfen und zu sagen: Herr, tu uns auf! und Er antworten und zu euch sagen wird: Ich kenne euch nicht, wo ihr her seid; alsdann werdet ihr anfangen, zu sagen: Wir haben vor dir gegessen und getrunken, und auf unseren Straßen hast du gelehrt. Und Er wird sagen: Ich sage euch, ich kenne euch nicht, wo ihr her seid; weicht von mir, alle ihr Übeltäter! Da wird sein das Weinen und das Zähneknirschen, wenn ihr sehen werdet Abraham und Isaak und Jakob und alle Propheten im Reiche Gottes, euch aber draußen hinausgeworfen.“

Bei den Einlaß Begehrenden in Luk. 13 handelt es sich freilich um eine ganz besondere Menschenklasse, und zwar um Juden, denn sie sagen dem „Hausherrn“: Wir haben vor dir gegessen und getrunken, und auf unseren Straßen hast du gelehrt. Auch erwähnt der Herr ausdrücklich Abraham, Isaak, Jakob und die Propheten als solche, die im Reiche

sind, während sie selbst als Verworfene draußen stehen müssen. Aber der Grundsatz ist der gleiche. Diese Menschen haben versäumt, durch die enge Pforte einzugehen. Den einzigen Weg, den einer wahren, inneren Bekehrung, haben sie nicht beschritten, und so müssen sie jetzt zähneknirschend zusehen, wie unzählige Heiden mit ihren Vätern, den Trägern der Verheißung, die Herrlichkeit des Reiches teilen, während sie, die Söhne des Reiches, von seinen Vorrechten ausgeschlossen sind.

Von einer anderen Klasse Einlaß Begehrender berichtet uns das bekannte Gleichnis von den zehn Jungfrauen. Die fünf klugen Jungfrauen, die Öl auf ihren Lampen hatten, durften mit dem Bräutigam eingehen zur Hochzeit; die fünf törichten aber finden wir vor der verschlossenen Tür stehen, wo sie vergeblich um Einlaß bitten. „Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht!“ ist das einzige Wort, das ihnen von innen entgegentönt. Von Einladen keine Spur mehr! Es ist für immer zu spät! Wer sich mit einem äußeren Bekenntnis begnügt hat, statt sich in Wahrheit zum Herrn zu bekehren und mit dem Herzen zu glauben, wer, mit anderen Worten, Jesum nicht in sein Herz aufgenommen hat, wie jener Franzose, der muß draußen stehen, wenn einmal die Tür für immer verschlossen sein wird.

Noch eins. Nicht nur wird die Zeit kommen, wo die Stimme des anklopfenden Sünderheilands verstummt ist, und wo große Scharen umsonst um Einlaß bitten werden. Wir lesen sogar: „Gott sendet ihnen (d. h. denen, welche die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen haben, damit sie errettet würden) eine wirksame Kraft des Irrwahns, daß

sie der Lüge glauben, auf daß alle gerichtet werden, die der Wahrheit nicht geglaubt, sondern Wohlgefallen gefunden haben an der Ungerechtigkeit". (2. Thess. 2, 11—12.) Das geht noch weiter als das Aufhören der Einladung. Es bedeutet Verhärtung, womit das furchtbare Schicksal der Widerstrebenden auf ewig besiegelt ist.

Deshalb, mein Leser, habe wohl acht auf die Stimme Dessen, der auch zu dir spricht: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz!“ Laß es dir ernst sein mit der Frage deines ewigen Heils! Klinge danach, durch die enge Pforte einzugehen! Sie allein führt zum Leben.

Fritzchen

Sogar das Mänzchen drückte ihn, als er aus der Schule kam, der kleine Siebenjährige, der sonst singen und springen konnte, allen Jungen voran.

Nun lag er zu Bett, das Gesichtchen unterm blonden Haar im Fieber glühend, die blauen Augen weit geöffnet mit ängstlich suchendem Ausdruck.

Wie das Eltern ins Herz schneidet, wenn der kleine lebensfrische Bub so daliegt! Der Arzt muß kommen.

Diphtheritis.

Da werden die Elternherzen noch trauriger. Er ist der einzige!

Er war sonst keiner, der sich leicht werfen ließ — der junge Arbeiter. Aus der Kirche war er längst ausgetreten. Sein munteres Wesen sollte den anderen zeigen, wie gut man ohne so was auskam.

Wie der kleine Fritz an dem Vater hing! Auch jetzt suchten die geängstigten Kinderaugen ihn so zuversichtlich, als ob er Luft und Atem schaffen könne.

Der Vater saß an des Kindes Bett, die kleine heiße Hand in seiner arbeitsharten.

„Fritzel, wünschst du dir etwas?“

Der Kleine nickt.

„Vorlesen!“

Der Vater holt das Märchenbuch.

„Nun, vom Rotkäppchen oder Aschenbrödel?“
Er liest.

Da streicht die kleine Hand über seinen Arm.

„Das nicht, Vater.“

„Na, gut, also Schneewittchen!“

„Nein! Nein!“

„Na, Fritz, du weißt doch gar nicht, was du willst!“

Der Kleine richtet sich mühsam auf und zeigt nach dem Schulränzchen, das dort überm Stuhl hängt. Der Vater holt das Buch aus dem Ränzchen.

„Ja, ja!“ nickt der Kleine. Die biblische Geschichte. Einen Augenblick schwankt der Vater, ob er wirklich daraus lesen soll. Bittende Kinderaugen geben den Ausschlag. Er liest. Der Kleine kann nicht genug bekommen. „Mehr! Mehr!“ Alle Angst schwindet aus dem Gesichtchen, Frieden liegt jetzt darauf, ein leiser Schein der Freude trotz der Qual.

Und der Vater las Tag für Tag, oft auch in den bangen Nächten. Er las, bis die Kinderaugen sich schlossen im tiefen Frieden. — —

Der Vater las auch dann noch, als kein verlangendes Kind mehr zuhörte.

Aus „Berliner Evangel. Sonntagblatt“.